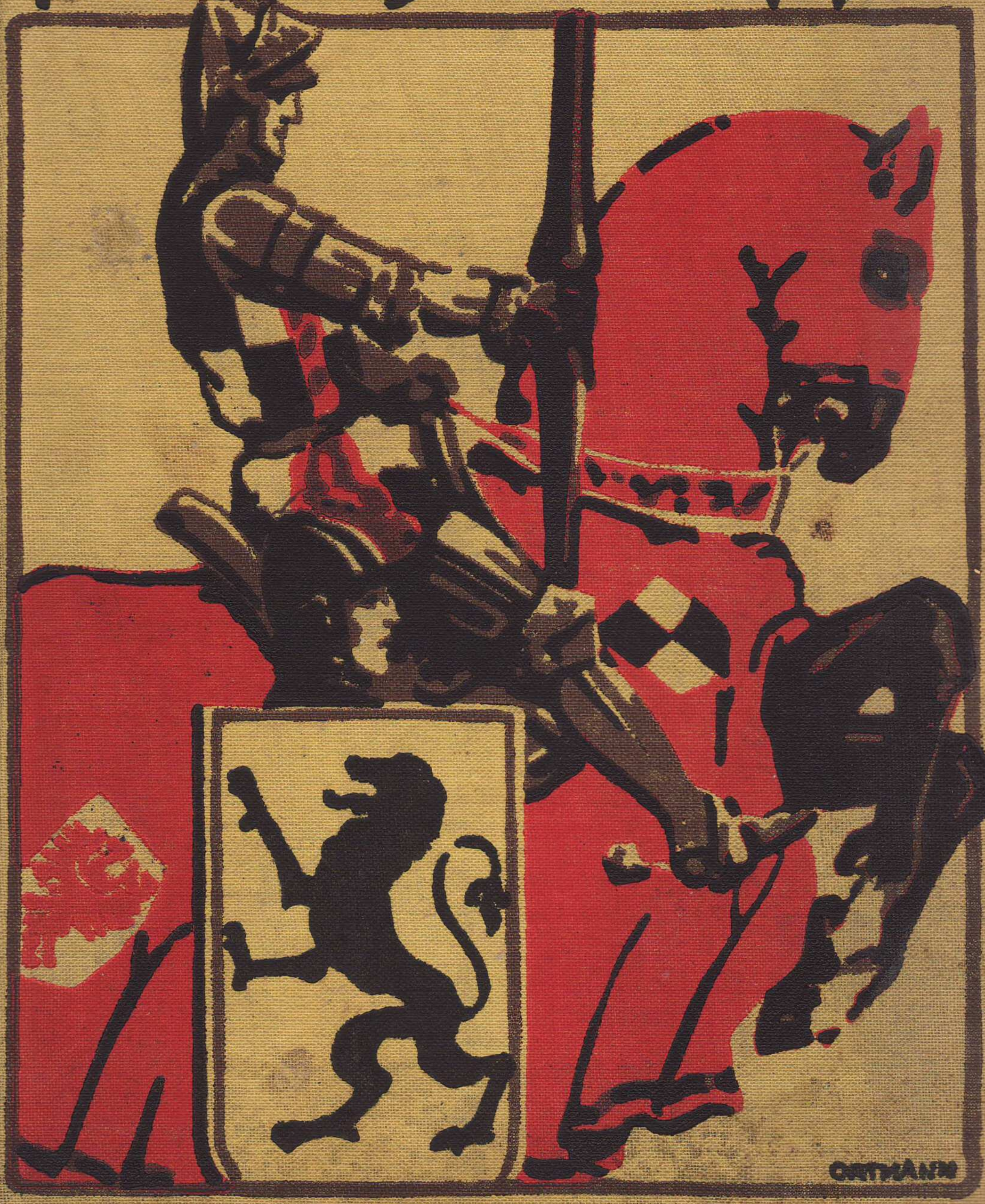
Der Burggraf und sein Schildknappe.



21.2016

Arnold als Führer.

Der Burggraf und sein Schildknappe

Von

Richard Roth

Mit farbigen Tafeln von R. Knötel

Neufeld & Henius / Verlag / Berlin

Benutzt wurden, außer mehreren anderen Werken, namentlich die beiden folgenden:

Klöden, Die Mark Brandenburg unter Karl IV. bis zu ihrem ersten hohenzollernschen Regenten oder die Quitzows und ihre Zeit.

Riedel, Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses.

Gedruckt bei A. Heine GmbH., Gräfenhainichen.

1. Die verhängnisvolle Jagd.

Silveſter Anno 1408 war gekommen. Ein leichter, kalter Morgennebel lag auf den Bergen und in den Tälern. Aus der Ferne tönte das Bellen eines Fuchſes und das Heulen eines Wolfes. Es war ein ſo bitterkalter Winter, daß alles Getier im Walde hungerte und fror.

An einem wenig begangenen Wege, zwiſchen die alten Baumrieſen eingeklemmt, ſtand ein kleines Häuschen. Durch die ſchmale niedrige Tür ein- oder auszutreten, mußte ſchon ein kleiner Mann ſich tief bücken, geſchweige denn ein großer.

Trotzdem kam einer von ungewöhnlicher Größe und Stärke heraus. Er trug ein dickes lodiges Wams von verblaßt grüner Farbe, hohe Lederſtiefel und auf dem Haupte eine Mütze von Fuchspelz, die etliche Adlerfedern ſchmückten. Eine große ſchwere Armbruſt und ein Ränzel hingen auf ſeinen Schultern, ein breites Weidmeſſer an ſeiner Hüfte. In der Rechten hielt er einen ſchweren Jagdſpieß.

Der alſo Gerüſtete war der burggräfliche Förſter Walter Hagener.

„Das verheißt nichts Gutes heut“, ſagte er, indem er prüfend nach dem grauen Gewölk emporſchaute. — „Verdenk's dem hohen Herrn, daß er gerad' dieſen Tag zu großer Jagd wählt: den letzten im Jahr! — Da drinnen“, fuhr er, nach dem Häuschen blickend, ſeufzend fort, „liegt mein armes krankes Weib. Den Heiligen ſei's geklagt — nur Arnold und Kordula werden in den letzten Stunden des Jahres und vielleicht ihres Lebens, das ja nur noch an einem Härchen hängt, bei ihr ſein.“

Langsam und zögernd schritt Walter Hagener in den düsteren Wald hinein.

Der Schnee knisterte unter seinem Tritte und das hartgefrorene Gebüsch knackte, wenn er es mit den Armen auseinanderbog, um sich einen Weg zu bahnen. Dieser führte ihn bergauf, bergab, durch dick und dünn, wie es gerade traf. Jetzt mußte Hagener über einen gefrorenen Sumpf hinweg, der so glatt wie ein Spiegel war, weil der Wind den Schnee hinweggeblasen hatte; da mußte der Spieß als Stock dienen und ihm über das glitzernde Eis hinüberhelfen. Dann brauste ein nur halbvereister Waldbach quer über den Weg, den es zu durchwaten galt; fast oben zu den Stiefeln hinein schoß ihm da das Wasser. Zuletzt fing es auch noch an zu schneien, nur ein wenig zwar, so ein Flöckchen nach dem andern, daß man sie zählen konnte, aber oben über den Bäumen am bleigrauen Himmel sah es nach mehr aus.

Eines Waldhorns Ton schallte dumpf durch den Wald und über die Höhe herüber. Der Jäger fuhr mißmutig zusammen, als er ihn vernahm, weil er so unlustig war, zu jagen, so sehr er auch sonst an der Seite seines Herrn, des Burggrafen, auf dem Zeuge war, weil er immer noch gehofft hatte, daß die Jagd aufgeschoben werden würde.

Das Hornsignal mahnte zur Eile. Fürsten und hohe Herren warten bekanntlich nicht gern auf irgend jemand, am allerwenigsten auf einen dienenden Jägersmann.

Darum lief Walter Hagener in eiligem Schritte die Höhe hinan. Oben angelangt, eröffnete sich der Blick in ein tiefes Tal.

Wie der Jäger so dastand und hinab in das Tal schaute, bogen zwei Reiter um die Ausmündung der Schneise. Jeder von ihnen hatte ein blinkendes Waldhorn am Munde und entlockte ihm wohlklingende, lustig durch den Wald hinschallende Töne. Und hinter den Bläsern drein kam ein langer Zug von Reitern. Es waren wohl an die Hundert und alle von prächtigem Äußeren. Sie trugen gestickte und golddurchwirkte Kleider, kostbares Pelzwerk und waren mit Armbrust und Weidmesser, mit Jagdspieß und Jagdhorn wohlgerüstet zur Jagd. Inmitten des Zuges ritt auf einem prachtvollen Rappen Herr Friedrich, Burggraf von

Nürnberg, der Hohenzoller, schier eines Kopfes größer als alle andern und gar freundlich dreinschauend mit seinem bartlosen, schönen Gesicht. Neben dem hohen Herrn trabte auf milchweißem Pferde eine liebreizende Frau einher: seine Gemahlin, die Burggräfin Elisabeth, die es liebte, ab und zu den Eheherrn auf seinen Jagdzügen zu begleiten. Das Volk im Frankenlande hatte ihr den Namen Schön-Else beigelegt, und zwar mit vollem Rechte. Aber sie war nicht allein schön, sondern auch tugendhaft, sowie freundlich und herablassend gegen jedermann und eine Wohltäterin der Armen. Weit und breit gab's kein Fürstenpaar, das von seinen Untertanen so geliebt und verehrt worden wäre, als der Burggraf Friedrich und seine Schön-Else. Getrost hätten die beiden ihr Haupt in eines jeden Untertanen Schoß legen können.

Die Reiter vor und hinter dem hohen Paare waren Edelleute und Ritter des schönen Frankenlandes. Ganz zuletzt aber kamen noch viele, die nicht zu den vornehmen Leuten zählten, auch nicht auf stolzen Rossen saßen und weder kostbare Kleider noch blinkende Waffen trugen, arme Bauern nämlich, die das Wild zusammentreiben mußten.

Ganz am Ende des Zuges schleppten Pferdegespanne mühsam mehrere Wagen, die mit Netzen, Garnen oder sonstigem Jagdgeräte beladen waren, auf dem schlechten Wege daher.

Walter Hagener war rasch die Höhe hinabgestiegen und hatte sich am Wege aufgestellt, so daß der Burggraf, der den einfachen Jägersmann gar wohl kannte, an ihm vorüber mußte.

Als jetzt der Burggraf den Jäger dastehen sah, gerade und stramm wie die Tannen zu beiden Seiten, nickte er ihm freundlich zu.

„Schlechtes Wetter heute, Walter", sagte er.

„Wird noch schlechter werden, gnädiger Herr", antwortete Hagener.

„Meinst du?"

„Viel Schnee und Sturm."

„Magst nicht unrecht haben, Walter, aber ein schlechter Jäger ist's, der sich vor einem Schneesturm fürchtet. — Hast du das Lager des großen Bären, der die Gegend umher unsicher macht,

genau erkundet? Ich möchte ihn nicht gern das neue Jahr erleben lassen.“

„Kenne sein Bett genau; ’s ist aber weit von hier, mehr nach meiner Hütte zu in einem Talkessel.“

„Dann richte es so ein, Walter, daß wir nicht zu spät an den Burschen herankommen. Triebe uns etwa doch das Wetter heim, so möchte ich nicht gern ohne Meister Braun abziehen.“

„So müßte die Jagd gleich an dieser Stelle beginnen, gnädiger Herr.“

„Wie du meinst, Walter.“

Und die Jagd begann.

Aber immer häufiger fielen die Schneeflocken und lagen wie Silbersternchen auf den Kleidern der Jäger und auf den Prunkdecken ihrer Rosse.

Die Treiber, die bisher den Schluß des Zuges gebildet, traten nun an die Spitze, geführt von Walter Hagener, damit sie den Jägern das Wild zutrieben und die vorher von den Wagen heruntergenommenen Garne und Netze ausspannten. Dann stiegen auch die Jäger auf ihren wohldressierten Jagdpferden, denen kein Berg zu hoch, kein Pfad zu schmal, kein Graben zu breit war, die Höhe hinan. Nur die Wagen blieben zu Tal, und es wurde ein Platz bestimmt, wo sie wieder mit den Jägern zusammentreffen sollten.

Bald hallte der Wald von fröhlichem Jagdgetöse wider. Die Hunde bellten, die Treiber lärmten und schrien, dazwischen klang hier und dort der muntere Ton eines Hifthorns. Und heran sauste das Wild und floh vor den lärmenden Treibern und den wegsperrenden Garnen und Netzen und eilte dem Geschosse der Jäger entgegen. Da lief und rannte alles wild und bunt durcheinander: Wölfe und Füchse in großer Menge, auch Hirsche mit stattlichem Geweih, zierliche Rehe und anderes Waldgetier.

So war’s fast Mittag geworden, ehe man die Stelle erreichte, wo nach Hageners Angabe der Bär hauste. Nun hielten sich die Treiber enger beieinander und auch die Jäger, damit sie bei unerwartet raschem Hervorbrechen des Unholdes gegenseitig Beistand leisten konnten.

Hinter den Jägern aber auf einer Höhe, von der sie den ganzen Talkessel, wo sich des Bären Lager befand, überschauen konnte, hielt die Burggräfin.

Da sämtliche Jäger an der Jagd teilnahmen, so war nur ein Edelknappe von schlanker Gestalt und jugendlichem Antlitze als einziger Schutz und Schirm in ihrer Nähe geblieben.

Durch den Lärm der Treiber aus seiner trägen Ruhe aufgescheucht, ließ das verfolgte Raubtier ein zorniges Brummen hören, das grausig und furchterregend aus dem Tale heraufscholl.

Als es auch Schön-Else vernahm, schaute sie sich nach ihrem Beschützer, dem Knappen, um. Dieser aber sah gar nicht aus wie einer, der vor Bären und sonstigen Urwaldunholden keine Furcht hat. Und da war es kein Wunder, daß auch der hohen Frau ein wenig bänglich wurde, obwohl sie ein mutiges und starkes Herz hatte.

„Laß uns den Jägern folgen und mehr in ihrer Nähe bleiben", sagte sie und trieb ihr Pferd an, der geschlossenen Linie der Jäger näher zu kommen.

Da entstand vorn heftiger Lärm und wildes Getümmel. Die Jäger schrien, die Hunde bellten, die Hörner gellten. Der Frau Burggräfin Schimmel schnaubte und bäumte wild auf. Der Edelknabe aber war bleich geworden wie der Schnee, zitterte wie Espenlaub, so daß der Jagdspieß seiner Hand entglitt.

Vorn aber trappte es schwer auf der Schneekruste; es brachen und knackten die Büsche, und ein erschreckliches Brummen schallte dahinter hervor: der Bär hatte die Reihen der Jäger, verwundet zwar, aber darum nur um so grimmiger, durchbrochen. In wilder Hast stürzte das Ungetüm, sein von blutigem Geifer triefendes Maul weit aufreißend, auf die Burggräfin und den Knappen los.

Da, wie ein Blitz so rasch, sprang ein Knabe von höchstens zwölf oder dreizehn Jahren hinter dem Gestrüpp hervor: ein Prachtbursche, schlank und gerade gewachsen wie eine Tanne, mit kräftigen Schultern, braunem, lockigem Haar und flammenden Augen.

Mit weiten Sätzen eilte er nach dem Spieße hin, den der feige Edelknappe hatte fallen lassen, packte ihn mit kräftigen

Fäusten und stellte sich kühnlich dem Bären in den Weg, der sich alsbald auf die Hinterfüße erhob und brüllend vor Schmerz und Wut auf den kecken Buben losrannte.

„Wart', Racker, so bist du mir grad am handlichsten!" sagte der Lockenkopf und stieß dem wilden Getier den Spieß in den Rachen, und zwar mit solcher Gewalt, daß es sich hinterwärts überkugelte.

Das gab den Jägern Zeit, herbeizueilen und dem schwerverwundeten Ungetüm vollends den Garaus zu machen.

Hierauf erhob sich ein Geschrei, ein Jubel und ein Geschmetter der Waldhörner, daß es weit durch den Wald hinschallte und fast sämtliche Jagdteilnehmer zur Stelle kamen. So auch der Burggraf.

Als dieser vernahm, was geschehen war, eilte er heftig erschrocken auf die Burggräfin zu, die bleich und zitternd auf ihrem Rößlein saß und kaum zu reden vermochte.

Stumm, aber tief bewegt reichten sich beide die Hand, und ihr Blick richtete sich himmelwärts.

Als die Burggräfin von ihrem Schrecken sich ein wenig erholt hatte, rief sie: „Wo ist der wackere Knabe, der sein Leben wagte, das meinige zu retten?"

Aber vergebens suchte ihr Blick den jungen Helden. Rasch, wie er gekommen, war der Bursche auch wieder verschwunden; niemand konnte Auskunft geben, wer er war.

Der Burggraf gab mehreren seiner Leute Auftrag, nach dem jungen Helden, der dem Bären so derb entgegengetreten war, zu suchen. Jedoch unverrichteterdinge kehrten sie zurück. Der Knabe war nirgends zu finden gewesen. Nur den Spieß hatten sie im Gebüsche gefunden.

Nun aber Not und Gefahr glücklich vorüber waren, nahm die Jagd ihren Fortgang wieder. Zwar beteiligte sich Frau Elisabeth auch ferner noch daran, aber sie blieb in sich gekehrt und verstimmt.

So nahte der Abend heran.

Das Schneegestöber hatte schon längst und immer mehr überhand genommen, und der Wind blies, daß die Bäume knarrten und ihre Wipfel gewaltig hin und her schwankten.

Da dachte jedermann mit innigem Verlangen an das schützende Obdach und den wärmenden Herd. Vor allen andern aber sehnte sich die Frau Burggräfin nach Ruhe. Sie sandte Boten aus, daß sie ihren Gemahl bäten, die Jagd zu beschließen. Die Boten kamen aber zurück, ohne den hohen Herrn gefunden zu haben. Sie überbrachten nur die Kunde, daß etliche Treiber den Burggrafen mit einigen andern Jägern einen angeschossenen Hirsch hätte verfolgen sehen. Diese Botschaft war nicht dazu angetan, die Burggräfin fröhlicher zu stimmen. Wurde doch das Wetter immer toller und die Dunkelheit immer größer. Mit kummervollem Herzen gab daher Frau Elisabeth den Befehl zur Rückkehr. Zuvor aber hatte sie mehrere Jäger und Leute ausgesandt, den Burggrafen zu suchen.

Walter Hagener befand sich gleichfalls unter denen, die den Fürsten und die andern im Walde suchen sollten, um sie, wenn sie sich verirrt hätten, auf die rechte Bahn zu geleiten. Dies war indes eine sehr schwere Aufgabe für die Leute, da sie bei dem Gestöber nicht drei Schritte weit sehen konnten und gar bald selbst nicht mehr wußten, ob sie vorwärts oder zurückgehen, links oder rechts sich halten sollten.

Diese unangenehme Erfahrung machte auch Walter Hagener, der doch ein alter Jägersmann war und sich im Walde zurechtzufinden wußte wie in seinem Hause. Aber das Unwetter und die dichte Dunkelheit machten alle Kenntnis, Erfahrung und Übung zuschanden, und obendrein hatte der sonst so Besonnene sich achtlos von den übrigen Leuten getrennt.

Wo lag seine Hütte? Er wußte es selber nicht. Wo war Nord und wo war Süd? Auch dies fragte er sich vergebens.

Hu! Wie das Wetter tobt und stürmt, wie der Schnee und die Eisnadeln, die spitzen, dem Jäger ins Gesicht schlagen, daß er nicht sehen kann, und seine Wangen so heftig treffen, daß es schmerzt.

Sieh, dort ragt der Stumpf eines abgebrochenen Baumes aus dem Schnee hervor. Und nach dem Stumpfe wankt der Jägersmann. Er will sich da niedersetzen und neue Kräfte sammeln. Nachher aber will er weiter eilen; vielleicht schickt's der liebe Herrgott, daß er auf Menschen stößt oder seine Hütte findet.

„O wie süß und herzerquickend ist die Ruhe!“ flüstert er mit bleichen Lippen und geschlossenen Augen.

Dann ist's ihm, als höre er die Stimme seines Weibes und seiner Kinder und als zögen die Gestalten der Geliebten an seinem Auge vorüber.

Nun neigt sich das Haupt tiefer und tiefer auf die Brust herab und leiser und leiser werden die Atemzüge. Endlich sinkt der Körper von dem Stumpfe auf den Schnee nieder, der, aufgewirbelt vom Winde, sich wie ein Leichentuch über den Schläfer ausbreitet — — —

Einen traurigen Silvesterabend erlebten die Insassen der kleinen Hütte, der Wohnung Walter Hageners.

In der Ecke stand ein Bett, ärmlich zwar, aber reinlich, worin eine bleiche und abgezehrte Frau lag.

Es war Frau Hagener, des Jägers Weib.

An ihrem Lager saßen zwei Kinder: ein Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren, ein Prachtjunge, groß und schlank und doch kräftig, mit langem, braunem Lockenhaar und blitzenden Augen, die freilich jetzt traurig genug dreinblickten, ja in Tränen schwammen, und ein hübsches Mädchen mit ganz verweintem Gesichte, vier oder fünf Jahre jünger als der Knabe.

„Ist der Vater da, Arnold?“ — fragte die Kranke den Knaben in Lispelton.

„Nein, Mutter, noch immer nicht“, antwortete der Gefragte mit trauriger Miene.

„Es ist mir, als klopfe jemand an die Tür!“ —

„Nein, Mutter,“ sagte leise weinend das Kind, „es ist der Sturm, der dagegen prallt.“

„Du irrst wohl, Kordula! — Ich glaube das Klopfen deutlich gehört zu haben. — Sicherlich ist's der Vater. — Arnold — sieh zum Fenster hinaus!“

Arnold öffnete das kleine Fenster.

„Er ist's nicht, Mutter. Aber ich hör' etwas durch den Wald daherkommen. Es klingt wie Pferdegetrappel.“

„Da wird er dabei sein! — Ich wußt's ja, daß er kommen würde.“

Immer näher kamen indes die Reiter. So heftig prusteten und keuchten ihre Tiere, daß man es aus der Ferne hörte. Es war dies wahrlich auch kein Wunder, da sie bei jedem Schritte tief in den Schnee einsanken und nur mühsam vorwärts kommen konnten.

Endlich gelangten die Reiter in die Nähe des Häuschens. Es waren ihrer mehrere; sie zogen stumm des Weges und sahen wie Schneemänner aus.

Nun waren die Reiter da und hielten dicht am Fenster, und das schwache Licht der Stube fiel auf ihre schnee- und eisbedeckten Gestalten. Es waren stattliche Männer, vornehmlich der eine.

„Wer wohnt hier?“ fragte dieser, und man hörte es am Ton seiner Stimme, daß er todmüde war.

„Förster Walter Hagener!“ antwortete Arnold.

„Gott sei Lob und Dank! — Ist er zu Haus?“

„Nein, edler Herr.“

„Wo ist er?“

„Auf der Jagd seit gestern morgen und noch nicht zurückgekehrt. Habt Ihr nichts von ihm gesehen?“

„Also auch verirrt, wie wir selbst“, sagte der Reiter leise und mit dem Ausdruck der Besorgnis. „Oh, könnte ich die heutige Jagd ungeschehen machen, so gäbe ich viel darum! Deinen Vater, mein Junge, habe ich nicht wiedergesehen, seit es Abend wurde. Aber tröste dich nur, er wird wohl noch kommen. Und wäre es nicht früher, alsdann doch sicher, wenn der Tag anbricht. Er ist ein Jäger und kennt den Wald. Schade nur, daß wir es gerade so treffen!“

„Wünscht Ihr etwas Besonderes vom Vater?“

„Freilich wohl! Ich würde ihn bitten, uns auf eine richtige und sichere Straße zu geleiten. Wir kennen die Wege nicht genau und irren schon seit dem Abend im Walde umher.“

„Den Weg Euch zeigen, das könnt' ich wohl ebensogut wie der Vater, ade, lieb' Mütterchen! Ade, Kordula!“ rief der Knabe und sprang in die stürmische kalte Winternacht hinaus. Wohlbedächtig schritt er nun in dem tiefen Schnee neben den Reitern einher und brachte sie nach einer halben Stunde auf eine sichere Straße, wo sie nicht mehr irren konnten.

„Jetzt magst du heimkehren zu deiner Mutter," sagte der freundliche Jägersmann, „grüß' sie und sage ihr, daß ich am Morgen Leute nach deinem Vater aussenden würde, um ihn suchen zu lassen."

„Das wolltet Ihr wirklich tun?" rief Arnold voll Freude.

„Gewiß. Höre auch, was ich dir weiter sage. Wäre deinem Vater, wiewohl ich's nicht glauben mag, ein Unglück widerfahren und es erginge euch darob übel, deiner Mutter, dir und deiner Schwester, dann wandere du nach Nürnberg und frage nach dem Burggrafen Friedrich. Der wird sich eurer annehmen. Willst du mir mit Mund und Handschlag versprechen, diesem Auftrag Folge zu leisten?"

„Gern, Herr, versprech' ich es. Der Vater hat uns schon so viel von der Güte und Freundlichkeit des gnädigen Herrn erzählt. Kann's drum wohl wagen, mich an ihn zu wenden, wenn's not tut."

Darauf gaben die Reiter ihren Rossen die Sporen und waren bald in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

Als aber Arnold wieder heim kam, war der Vater noch immer nicht da, und mit der Mutter ging's auch nicht besser, vielmehr noch schlimmer.

Arnold erzählte, was der Herr gesagt hatte, und daß er Boten ausschicken wolle, den Vater zu suchen.

„Wer weiß!" seufzte die Arme, und wieder schlossen sich ihre Augen in ohnmachtsähnlicher Ermattung. Ein Blutstropfen aber drängte sich zwischen den bleichen Lippen hervor.

Arnold eilte, ihn hinwegzuwischen. Da folgte dem Tropfen ein roter Strahl und übergoß das Tuch.

Noch einmal öffneten sich die Augen der Kranken, aber sie sahen trübe aus und wie gebrochen; auch schwammen Tränen darin.

„Mir ist — jetzt wohler" — flüsterte sie. — „Die Brust — ist wie von einem Alp befreit — der Schmerz weg! — Ich will — nun schlafen —. Schlaft — auch — du, Arnold — und du — Kordula. Wenn — der Vater — — kommt — —!"

Die letzten Worte erstarben in einem unverständlichen Flüstern. Nun wandte die Kranke das Haupt ein wenig zur Seite und regte sich nicht mehr.

„Gott sei Dank, sie schläft!“ flüsterte Arnold und trat leise vom Bett zurück.

„Vielleicht geht's ihr fortan besser!“ fügte Kordula mit erleichtertem Herzen hinzu.

„Wie wird sich der Vater freuen, wenn er hört, daß es unserer guten Mutter besser geht!“ meinte Kordula.

„Und nun wollen auch wir schlafen.“

Nicht lange, so schliefen alle: die Mutter und die Kinder. —

Der Sturmwind hatte sich gelegt, und die grauen Schneewolken waren verschwunden. Klar und hell breitete sich der Himmel aus; die Sonne stand schon hoch oben und schaute lustig zu den kleinen Fenstern herein. Aber so sehr auch ihre freundlichen Strahlen lockten, die Schläfer vermochten sie nicht zu wecken. —

Um diese Zeit schritten vier Männer ernst und schweigsam durch den Wald daher. Holzfäller und andere Leute waren es, am frühen Morgen ausgesandt, nach dem Vermißten zu suchen. Die vier trugen eine Bahre aus Stangen und Tannenniederholz, die mit einem groben Tuche überdeckt war. Durch das Tuch hindurch konnte man die Umrisse eines menschlichen Körpers wahrnehmen.

Gerade unter den Fenstern des Stübchens, wo die drei schlummerten und ruhten, setzten die Männer ihre Last nieder.

Aber die Tür des Hauses blieb verschlossen, und drinnen im Zimmer war es still wie im Grabe. Da trat einer der Männer an das Fenster. Zögernd erhob er die Hand, und als er sie nachher klopfend auf die gefrorenen Fensterscheiben niederfallen ließ, rann ihm eine Träne in den buschigen Bart.

Wie es in dem Stübchen da lebendig wurde!

„Der Vater kommt!“ rief Arnold, von seinem Sitze auftaumelnd und nach der Tür eilend, sie dem so schmerzlich Ersehnten zu öffnen.

„Der Vater kommt!“ jauchzte Kordula und rannte ans Bett der Mutter.

Aber was war das? Die Mutter freute sich ja dieser Nachricht nicht! Still, bleich, teilnahmlos lag sie da.

„Liebe Mutter, der Vater kommt!“ jauchzte sie noch einmal und faßte der Mutter Hand. Aber diese Hand war kalt und starr; das Gesicht, das liebe treue Muttergesicht war auch kalt und starr.

Ein Schrei des Schreckens und Schmerzes entrang sich der Brust des Kindes und — draußen ertönte ein gleicher Schrei . . .

Vater und Mutter verloren! — — Fürwahr, ein trauriges Neujahr! — —

2. In Nürnbergs Gassen und auf der Burg.

Es war ein schöner Tag und ein Sonntag dazu, der erste nach Neujahr; es lag nun auch wie Sonntagsfriede und -freude über der Natur und mithin auch über der alten, reichen Stadt Nürnberg. Da wogte, lebte und webte es in den Straßen, zumal es Nachmittag war, die Kirchtüren sich geschlossen und die Türen der Wirtshäuser und Schenken sich geöffnet hatten, und sich nun jedermann erlustigen wollte nach der Sorge und Arbeit der Woche.

Eben kamen etliche Reiter auf schmucken Rossen und in festlichen Gewändern durch die Gassen daher. Sie ritten langsam und gemütlich zwischen den Häuserreihen hin, vorauf einer, der größer und schöner als die andern war und stolz, aber doch freundlich und leutselig von seinem Pferde herniederblickte. Und wer ihn sah, der knickste tief und zog die Kappe oder den Hut vom Kopfe.

Als kurz nachher die stattlichen Reiter an eine Ecke kamen, wo eine andere, noch weit engere Straße einmündete, sahen sie in kurzer Entfernung vor sich einen Trupp Jungen, der die Straße fast ausfüllte und den Weg sperrte.

Und mitten in dem Trupp stand ein großer, schlanker Knabe, wie zur Jagd gewaffnet, oder als ob er zum Streite ausziehen wolle, obwohl doch tiefer Frieden im Lande herrschte. Er trug eine mächtig große Armbrust auf dem Rücken, ein breites Messer

an der Hüfte und hielt einen starken Spieß in der Rechten. An der Linken aber führte er ein junges Mädchen, das sich furchtsam und mit Tränen in den blauen Augen an ihn schmiegte.

Und die Stadtbuben umher verhöhnten die beiden, die offenbar vom Lande waren und weit herkamen, und vielleicht noch nie eine so große und schöne Stadt, aber auch wohl noch nie so mutwillige Buben gesehen hatten.

„Hat einen Spieß wie ein Goliath, der Knirps!“ höhnte einer der Gassenbuben. „Hättest dir wenigstens einen Gesellen mitnehmen sollen, der dir den Weberbaum nachschleppte.“

Dies alles aber schien dem Knaben mit dem Spieße und der Armbrust entschieden außer dem Spaß. Er machte ein sehr ernstes Gesicht, aber nicht wie einer, der sich fürchtet.

„Bleibt mir vom Leibe, ihr Stadthocker!“ sagte er und schwenkte dazu die wahrlich nicht leichte Waffe wie eine Reitgerte im Kreise. „Große Mäuler habt ihr wohl, aber so ihr gezogen wär't durch einen weiten finstern Wald, wie wir, wo Wölfe hausen und Bären, würde manchem unter euch das Herz in der Brust vor Angst gebebt haben, wenn er auch Waffen gehabt hätt' gleich mir. Fort, sag' ich, oder es gereut euch! Hab' nicht Zeit mich lang' mit euch herumzuzanken! Wollt ihr nun Platz machen?!“

Sausend flog wieder der Spieß im Kreise herum, und wen er getroffen hätte, der würde es wohl gefühlt haben. Aber sie ließen ihn nicht nahe an sich kommen, die bösen Buben und rannten davon, als ob ihnen der Kopf brenne. Es waren aber nicht der Spieß allein und der kräftige Arm des Knaben, von denen sie in die Flucht getrieben wurden, sondern auch die inzwischen nahe herbeigekommenen Reiter. Und vorn der Stolze sah freundlich lächelnd auf den Knaben herab, der sich so wacker seiner Haut gewehrt und so großer Übermacht ohne Zagen standgehalten hatte, sowie auch auf das hübsche, kleine Mädchen, das die Tränen aus den Augen wischte und neugierig und verwundert zu dem prächtigen Reiter emporblickte.

„Wo hinaus, Kinder?“ fragte der Vornehme.

„Zum allergnädigsten Herrn Burggrafen, edler Herr!“ antwortete der Knabe.

„Zu dem?! — Wie heißt du?“

„Arnold Hagener. Die da ist meine Schwester und heißt Kordula.“

„Sieh da, du bist Arnold Hagener und kennst mich nicht mehr?“

„Eure Stimme klingt mir wohl bekannt, erinnere mich aber doch nicht gleich, wo ich Euch gesehen hab'.“

„Hast du die Reiter so gänzlich vergessen, die sich in der Neujahrsnacht im Walde verirrt hatten?“

„Wahrhaftig, Ihr seid's! Hab' Augen und seh' nicht, und Ohren und hör' nicht!“ rief Arnold voller Freude. „Freilich, damals war's finstere Nacht und Ihr war't weiß wie ein Schneemann. Doch freundlich und gütig seid Ihr geblieben, und das freut mich zu allermeist. Hab's nicht vergessen, daß Ihr sagtet, so wir in Not kämen, sollten wir uns getrost an den gnädigen Herrn Burggrafen wenden. Nun — —“

„Und nun seid ihr in Not, weiß es schon“, fiel der Reiter dem Knaben ins Wort, und es flog wie trüber Schatten über sein Antlitz.

„Ja, der Vater ist tot, und die Mutter auch, und beide ruhen im stillen Walde in einem Grabe“, sagte Arnold.

Da winkte der Reiter einen seiner Begleiter, einen jungen Menschen herbei. Dem flüsterte er einige Worte zu.

„Der hier soll euch nach des Burggrafen Schloß bringen!“

So sprach der freundliche Herr und winkte den Kindern liebreich zu. Nun wandte er sein Pferd und ritt mit den übrigen davon.

Derjenige aber, der die beiden nach dem burggräflichen Schlosse geleiten sollte, hatte ihnen, als er den Auftrag bekam, recht unmutige Blicke zugeworfen. Verdrießlich und mürrisch sah er jetzt von seinem Pferde auf die Waisen hernieder, die schuld waren, daß er mit den andern nicht weiter reiten konnte, wie er augenscheinlich gern getan hätte.

„Vorwärts denn, Bettelgesellschaft!“ schnaubte er die Kinder an.

„Bettelgesellschaft?!“ entgegnete Arnold und fuhr zusammen, als ob ihn eine Natter gebissen hätte. „Verbitt' mir solche Be-

schimpfung, Herr Knappe, oder was Ihr sein mögt. Bettler sind wir nicht."

„Willst du auch noch trotzen, dummer Bauernjunge! Vorwärts, sag' ich! Hab' nicht Lust, mir den schönen Sonntag durch euch beide gänzlich verderben zu lassen."

„Wir mögen nun gar nicht mit Euch ziehen", zürnte Arnold. „Da sind zwei Straßen. Wollt Ihr links, so halten wir uns rechts, wollt Ihr nach rechts, so wandern wir nach links."

„Auch gut und noch besser so!" rief der junge Reiter, indem er sein Pferd wandte und im Galopp den andern nacheilte, die schon nicht mehr zu sehen waren.

Arnold nahm die Schwester wieder bei der Hand und ging weiter und forschte hier und da bei den Leuten auf der Straße nach der fürstlichen Burg. Da bekam er bald freundlichen, bald spöttischen, bald gar keinen Bescheid. Aber immer näher kam er doch mit Kordula an die Burg heran.

Auf einem kleinen freien Platze stießen die Geschwister auf einen Zug wunderlicher Art, wie sie in ihrem Walde noch nie dergleichen gesehen hatten; sie blieben darum stehen und schauten neugierig danach.

Zwei Pferde, eines hinten, eines vorn, trugen in der Mitte zwischen sich an zwei Stangen eine große, ungefüge Sänfte. Ein Reiter in wunderbar schöner Kleidung ritt ein Stück voran, ein anderer ein Stück hintennach und einige auch zu beiden Seiten der Sänfte. Die Pferde, die die Sänfte trugen, wurden von stolzgekleideten Buben besonders geführt.

In der Sänfte saßen zwei Frauen, beide schön und holdselig von Angesicht, vornehmlich die eine. Als Arnold diese sah, riß er die Augen noch weiter auf, als es schon geschah, und man merkte ihm deutlich an, daß er überrascht war, und zwar freudig.

Als der Zug den Kindern sich gerade gegenüber befand, warf die eine der Frauen einen Blick nach ihnen, worauf sie erst errötete, dann aber erbleichte und augenscheinlich nicht minder erstaunt war als Arnold. Sonderbar! Sie gab dann ein Zeichen mit der Hand, und die Pferde, welche die Sänfte trugen, standen still; der Zug hielt. Mit freudestrahlenden Augen winkte die schöne Frau Arnold

und Kordula zu sich heran. Arnold trat mit seinem schweren Spieß frisch herzu und sah der vornehmen Dame, die ihn nachher ebenso ausforschte, als es vorher der vornehme Herr getan hatte, offen und frei ins Gesicht.

„Kennst du mich?“ fragte sie, als sie Arnolds Namen vernommen hatte.

„Gesehen hab' ich Euch schon“, antwortete der Knabe und wurde rot bis zum Scheitel.

„Damals auf der Jagd, nicht wahr, Arnold?“

„Ja, am Silvestertag.“

„Weißt du noch, wo es war?“

„Jawohl, nicht weit von unserem Waldhaus.“

„In einem tiefen Talkessel?“

„Ganz recht!“

„Und du erschlugst den Bären, der mich in so große Gefahr versetzte?“

„Nein, das taten die Jäger.“

„Ja, diese töteten das wilde Tier, als du es mit kräftigem Stoße zu Boden geworfen hattest. Tapferer Knabe, du hast mir vielleicht das Leben gerettet. Ich werde dir nie genugsam dafür danken können.“

„Was ich tat, ist nicht der Rede wert. Ich hörte den Lärm der Jagd, und Mutter erlaubte mir, daß ich einen Augenblick hinaussehen durft'. Kam da gerade das wilde Getier angerannt. Da hab' ich ihm den Spieß, der an der Erde lag, in den Rachen gestoßen. Das ist doch weiter nichts Besonderes.“

„Aber gerade genug, daß ich es nie vergessen werde. Weißt du, wer ich bin?“

„Nein, aber ich denk', daß Ihr eine hohe, edle Frau seid.“

„Hast ja meinen Gemahl, als er sich in der Neujahrsnacht verirrt hatte, auf den rechten Weg gebracht, wie er mir erzählte.“

„Der freundliche, gütige Herr ist Euer Gemahl?“

„Gewiß.“

„Ja — aber — weiter weiß ich auch nichts, als daß er gütig und liebreich ist. Seinen Namen hat er mir nicht verraten. Ver-

mute aber, daß Ihr einen vornehmen Eheherrn habt, da er so viel beim allergnädigsten Herrn Burggrafen gilt."

„Gewiß, mein junger Held," sagte die schöne Frau lächelnd, „denn es ist ja der Burggraf selbst."

„Dem ich den Weg gezeigt und der dort in der Straße mit mir gesprochen hat?"

„Hat er das? Nun ja, er ist's."

„Und dann wär't Ihr die allergnädigste Frau Burggräfin selbst?"

„Fürchtest du dich deshalb vor mir?"

„O nein! Ihr seht ja so freundlich aus," sagte Arnold in großer Verlegenheit, „aber Ihr werdet mir zürnen und auch der gnädige Herr Burggraf, daß ich so mit Euch gesprochen habe, als ob — als ob — nun, als ob Ihr auch nicht mehr wär't wie andere Menschen."

„Deshalb mach' dir keine Sorgen, Arnold", lächelte die Burggräfin. „Wir sind auch nur Menschen; die höhere Stellung verdanken wir Gott. Doch jetzt gehe hin auf die Burg mit deiner Schwester. Einer meiner Diener soll euch geleiten. Und später reden wir weiter miteinander." — — — —

Und sie haben später oft und viel miteinander geredet, der Burggraf, seine Gemahlin und Arnold Hagener. Dieser sollte im burggräflichen Schlosse bleiben, um dereinst ein Kriegsmann zu werden, weil er ein so mutiges und unerschrockenes Herz hatte, und der Burggraf wollte ihn zu seinem Schildknappen machen. Gar leicht hätte da Arnold zu Ruhm und Ehre gelangen können. Sein Sinn war eben auf etwas anderes gerichtet. Er hatte auch mehr um seiner Schwester als um seiner selbst willen die Hilfe des hochherzigen Fürsten in Anspruch genommen. Ihm gefiel es auf die Dauer nicht hinter den engen Mauern der Burg und in den schmalen Straßen der Stadt. Fortwährend mußte er an seinen frischen, grünen Wald denken, wo er aufgewachsen und dem er eins gewesen war, von Kindesbeinen an. Frei wollte er wieder sein, wie die Vögel, die in den Zweigen der Bäume ihr Nest bauen und im Busch ihr fröhliches Lied singen, und wie die Hirsche und Rehe, die frohen Mutes auf flinken Läufen bergauf, bergab eilen. Und gab's dort auch Bären und Wölfe und manche Gefahr, so

sehnte er sich dennoch hinaus. Vielleicht gerade deshalb. Ganz ernstlich beschlich ihn das Heimweh, und seine Wangen wurden bleich und schmal im Laufe der Wochen.

Arnold hatte in den Marken, unweit der Stadt Kremmen, einen Oheim, der ein Bruder seiner seligen Mutter und ein Jägersmann, gleich des Burschen Vater war. Der schon ältere Mann hatte nicht Weib und Kind und hauste einsam in seinem Forste, weit, weit vom Frankenland, in der Mark Brandenburg.

Es war immer des Burschen Mutter sehnlicher Wunsch gewesen, daß ihr Sohn dereinst zu ihrem Bruder zöge und bei ihm das Weidwerk erlerne. Auch des Vaters Zustimmung hatte dieser Zukunftsplan gefunden. Arnold aber hatte immer gar gern an die schöne Zeit gedacht, da er in die weite Welt und zu dem lieben „Ohm“ hinausziehen würde.

Daran dachte er nun auch jetzt wieder und konnte dieses Gedankens nicht ledig werden, so wohl es ihm auch in der Burg erging. Es erschien ihm wie eine heilige Pflicht, den Wunsch und Willen der Eltern zu erfüllen, obwohl sie im Grabe ruhten.

Als der Burggraf und dessen Gemahlin Kenntnis von dem Entschlusse des Knaben erhielten, billigten sie diesen Plan, so wehe es ihnen auch tat, daß der liebe Bursche davonziehen wollte. Kordula aber sollte auf der Burg bleiben, und die Frau Burggräfin wollte für das Mädchen sorgen wie eine Mutter. Dies nahm Arnold eine große Sorge vom Herzen, denn er war der Schwester mit inniger Liebe zugetan.

Es war an einem sonnenhellen Märztage des Jahres 1409 als Arnold, wohl ausgerüstet mit Zehrgeld und Waffen, den Burgweg hinabzog, nordwärts, der fernen Mark zu.

---

3. Burggraf Friedrich, Landeshauptmann der Marken.

Friedrich von Hohenzollern war ein kleiner Fürst; denn er gebot nur über die Burggrafschaft Nürnberg, die aus den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach bestand. Dennoch ist er der Stammvater eines mächtigen und edlen Königsgeschlechtes geworden.

Kaiser Karl IV. hatte im Jahre 1373 einem Fürsten, dem Markgrafen Otto dem Faulen, die Mark Brandenburg auf nicht eben rühmliche Weise abgenommen und an sich gebracht. Als der Vater starb, erbte der Sohn das Land.

Sigismund, König von Ungarn und nachmaliger Kaiser von Deutschland, ein geistreicher, gewandter, junger Herr, war den sandigen Marken nicht hold und kümmerte sich wenig um sie. Er blieb lieber im schönen Ungarlande und ließ die Mark durch Statthalter verwalten. Die verwalteten sie auch, aber wie! Daß Gott sich erbarme! Sie ließen alles gehen, wie es eben ging; aber etwas taten sie doch mit Nachdruck und Umsicht, so viel Geld nämlich aus dem Lande herauszupressen, als irgend möglich war, teils für sich, teils für den König, der ein üppiges, lustiges Leben führte und erschrecklich viel Geld brauchte, wiewohl er meist nur weniges hatte.

Aber auch mit den Statthaltern war es dem jungen Sigismund noch zu umständlich. Er mochte am liebsten gar nichts mehr mit der Mark zu schaffen haben und fand es daher am allerbequemsten, Land und Leute, alles, wie es ging und stand, gegen eine Verpfändung an seine Vettern, die Herzöge Jobst und Prokop von Mähren abzutreten. Damals herrschten just andere Sitten als heute, und eine sonderbare war's, daß ein Fürst mit seinem Lande und Volke schalten und walten konnte, wie ihm gut dünkte. Gefiel ihm sein Land nicht und wollte er auch die Leute nicht, die darin lebten, oder war er in Geldverlegenheit, so konnte er es verkaufen, wie man ein Stück Rind verkauft, was einem zuviel geworden ist.

So wurde Jobst von Mähren Herrscher in der Mark, und zwar alleiniger, denn sein Bruder Prokop bekümmerte sich nicht um das Land.

Dieser Jobst war ein ränkesüchtiger, böser Mensch, listig und habgierig dazu. Ihm war die Mark erst recht ein Gänslein, das er rupfte nach Herzenslust; er fragte auch nicht danach, ob die Federn wieder nachwachsen würden mit der Zeit oder nicht. Ordentlich an sich zu denken und seinen Säckel füllen, so gut es gehen wollte, dies erschien ihm als Hauptzweck seiner Regierung.

Er drückte und preßte das Land in noch erschrecklicherer Weise, als es vorher die Statthalter Sigismunds getan hatten.

Dazu kamen nun auch noch Feinde von außen, die sich mit Freuden den traurigen Zustand der Mark zunutze machten. So die Herzöge von Sachsen, Pommern und Mecklenburg. Als Schlimmster unter allen galt der Erzbischof von Magdeburg. Dieser streitbare Kirchenfürst drang des öfteren mit seinen wilden Scharen, mordend, brennend und sengend in das Land ein und nahm, was die Habgier der eignen Fürsten noch übriggelassen hatte.

Doch so schlimm all diese Feinde sein mochten, im Lande selbst hauste ein noch viel schlimmerer: der Mangel an Ordnung und Gesetzlichkeit nämlich. Unruhen und Kämpfe aller Art nahmen kein Ende. Jobst aber und die von ihm eingesetzten Statthalter mochten und konnten sie nicht dämpfen. Die Ritter und die Adeligen des Landes waren ihnen über den Kopf gewachsen und gaben nichts darauf, wenn die Landesobrigkeit etwas verlangte oder verbot. Der Adel befestigte seine Schlösser so, daß sie für uneinnehmbar galten, und vergrößerte seine Macht nach bestem Vermögen. Fortwährend führte er Krieg unter sich oder mit den Dörfern und Städten im Lande, der wohl für die adeligen Herren eine Lust war, dem Lande jedoch Jammer und Elend brachte. An allen Landstraßen lagen die Raubritter mit ihren Knechten im Hinterhalt. Wehe dem Kaufmann, der mit seinem warenbeladenen Wagen des Weges daher kam. Er wurde beraubt, ja vollständig ausgeplündert, und es ging ihm wohl auch noch an Kopf und Kragen, wenn er sich zur Wehr setzte und seine Waffen gegen die Ritterstrolche kehrte. Und ließ man ihm das Leben, so wurde er gefangen hinweggeführt und so lange in ein dumpfes, dunkles Burgverlies gesperrt, bis er von seinen Freunden und Angehörigen mit hohen Summen Geldes eingelöst wurde.

„Rauben und Stehlen galt in der Mark als größte Kunst und für das beste Handwerk", erzählt eine alte Chronik. Ein Sprichwort aus jener Zeit aber lautet: „Wenn man durch ganz Deutschland ungerupft gezogen ist, in der Mark kommt man sicherlich dran."

Die mächtigsten und gefürchtetsten Feinde der Städte und

Dörfer waren zwei Brüder, deren Name allein hinreichend war, Schrecken und Angst über das ganze Land zu verbreiten. Sie hießen Dietrich und Johann von Quitzow. Aber obwohl die beiden dem Lande den größten Schaden zufügten, kam Jobst doch gerade mit ihnen gut aus. Die Quitzows waren nämlich reiche Leute, Jobst aber brauchte Geld, viel Geld, das ihm die Quitzows auf sein Ansuchen auch bereitwilligst gaben. Freilich nicht ohne Schadloshaltung. Es mußte ihnen Jobst für ihr Darlehen bald ein Schloß, bald eine Burg, bald ein Dorf, bald sogar eine Stadt verpfänden. Und so kam ein Schloß, eine Burg und eine Stadt nach der andern in den Besitz der beiden gewalttätigen Edelleute. Zahlte dann Jobst das dargeliehene Geld zur rechten Zeit nicht wieder zurück, was auch wirklich nie geschah, dann behielten die Gläubiger das Pfand und betrachteten es mit des Schuldners Einwilligung als ihr Eigentum. So gelangten die Brüder Quitzow nach und nach in den Besitz von vierundzwanzig Burgen und festen Plätzen. Infolgedessen war Jobst nur noch dem Namen nach Herr des Landes. In Wirklichkeit herrschten die Quitzows. Sie taten, was sie wollten und schlugen dem Fürsten ein Schnippchen, wenn er ja einmal unwirsch dreinsah. Ja, nicht selten taten sie das gerade Gegenteil von dem, was er verlangte; äußerte er Unwillen, so lachten sie ihn aus. So ging es lange Jahre hindurch. Und das Land seufzte und stöhnte unter der Last solch trauriger Zustände.

Da endlich starb Jobst, und die Mark Brandenburg fiel wieder an Sigismund zurück. —

Es war drei Jahre nach den in den vorigen Kapiteln erzählten Ereignissen, also im Jahre 1411, und zwar am 3. Juli. Auf diesen Tag hatte Sigismund die Abgeordneten des Adels und der Städte der Mark nach Ofen berufen, wo er wohnte. Sie sollten ihm, der nun abermals Herr des Landes geworden war, aufs neue huldigen. Nach vollzogener Huldigung klagten die Abgeordneten der Städte bitterlich über die schrecklichen Zustände in ihrem Heimatlande. Sie malten es Sigismund mit den lebhaftesten Farben aus, wie niemand im Lande mehr Recht finde, wie niemand seines Lebens und seiner Habe sicher sei, wie Bürger und Bauern schutz- und hilflos den Überfällen äußerer Feinde preisge-

geben seien, wie Handel und Wandel daniederlägen, Armut und Elend überall Platz griffen.

Dies ging dem König zu Herzen, und er versprach den Abgeordneten, für Abhilfe sorgen zu wollen. Die Märker hätten es zwar am liebsten gesehen, wenn der König selbst zu ihnen gekommen wäre, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; aber Sigismund hatte gerade jetzt zu tun. Er hatte sich um die deutsche Kaiserkrone beworben, und die Zeit rückte heran, da er gewählt zu werden hoffte.

Er verhehlte dies den Abgeordneten nicht, tröstete sie aber damit, daß er ihnen einen Statthalter und Landeshauptmann schicken wolle, der Ruhe und Ordnung in den Marken wiederherstellen und dem Volke ein kräftiger Schutz gegen den Adel und alle sonstigen Feinde sein werde.

Sigismund dachte dabei an keinen andern als an Friedrich VI., den Burggrafen von Nürnberg, der sehr viel bei ihm galt. Friedrich hatte ihm und auch schon seinem Vater manch guten Dienst geleistet und sich stets als ein treuer Anhänger erwiesen. Auch jetzt, da die Kaiserwahl nahe bevorstand, rechnete Sigismund auf die gewichtige Stimme und den kraftvollen Beistand des Hohenzollern. Für alles dies und insbesondere dafür, daß ihm Friedrich bedeutende Summen Geldes dargeliehen hatte, wollte der König sich dankbar erweisen und ihn in den Besitz und Nießnutz der Mark Brandenburg setzen.

Wenige Tage später versammelte Sigismund die Abgeordneten der Mark aufs neue um sich. Auch Burggraf Friedrich war anwesend.

Auf dem Throne saß der König und neben ihm seine Gemahlin, Königin Barbara; ringsherum standen die Großen und Mächtigen ihrer Reiche. Danach tat Sigismund in feierlicher Weise allen Anwesenden zu wissen und kund, daß er den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu einem „rechten Obristen, Verweser und Hauptmann der Mark Brandenburg“ hiermit ernenne. — Hierauf mußten die Abgeordneten der Mark dem neuen Landeshauptmann den Eid der Treue und des Gehorsams leisten.

Andern Tages gab der Burggraf den märkischen Abgeordneten ein Fest, an dem auch Sigismund und die Königin teil-

nahmen, ein Fest, so prünkvoll, wie die Königsstadt Ofen deren noch wenige gesehen hatte. Friedrich benutzte die Gelegenheit, sich von diesem und jenem der Abgeordneten über die inneren Verhältnisse des ihm übertragenen Landes belehren zu lassen, so daß er bald eine richtige Vorstellung von den dortigen Zuständen bekam. Sogleich merkte er auch, daß er an dem Adel der Mark einen schlimmen Feind haben werde; vor allem war ihm klar, daß ihm in den beiden Quitzows mächtige und gefährliche Widersacher entstehen würden.

Leider war es dem Burggraf nicht möglich, sogleich selbst nach der Mark aufbrechen, wie er gern getan hätte. Er sandte deshalb einen Stellvertreter, der für ihn einstweilen in dem Lande regieren sollte. Wend von Ileburg war des biederen Mannes Namen.

Friedrichs erstes Geschäft war es nun, sich mit den Herzögen von Sachsen, mit denen er auf schlechtem Fuße stand, auszusöhnen; denn da sie jetzt seine nächsten Nachbarn wurden, konnten sie ihm leicht hinderlich und gefährlich werden. — — — —

So viel Kriegsvolk aller Art war in Nürnbergs Gassen wohl noch nie gesehen worden, als an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1412. Überall sah man Ritter, in Stahl und Eisen gehüllt vom Kopf bis zum Fuß, auf geharnischten Rossen, Roß und Mann mit hohen Reiherbüschen, die Ritter mit prächtigen Wappenröcken, die Rosse mit kostbaren Decken geschmückt. Hunderte von Fähnlein wehten und flatterten über den Köpfen der Reiter, und zahlreiche Trompeter in bunten Röcken bliesen in ihre Instrumente, als hätten sie eine Lunge mehr als andere Leute. Da hallte es wider von den Häusern, den Mauern und Türmen, so daß die hier nistenden Krähen und Dohlen wild umherflatterten. Und zu den Rittern gesellten sich noch viele Hundert Knechte und Reisige und was zum Trosse gehört, alle schwer gewappnet und gut bewehrt. Es war ein schöner Anblick für den, der sich dessen freuen konnte. Aber man sah trotzdem nicht viel freudige Gesichter, weder bei dem Kriegsvolk noch bei denen, die auf beiden Straßenseiten aus den Fenstern herabblickten.

„Der Burggraf zieht fort!“ hörte man hier und dort sagen, und zwar nicht fröhlich, sondern gedrückt und traurig. „Wo zieht

er eigentlich hin?“ fragte dann dieser oder jener der Unwissenden und Gleichgültigen, die sich nicht viel um das kümmern, was in der Welt geschieht. „Nach den Marken, wo's drunter und drüber geht. Er soll dort Ruhe und Ordnung herstellen“, lautete die Belehrung. „So, so!“ erscholl's nun wieder von der anderen Seite. „Na, der ist der rechte Mann dazu! Der wird denen dort oben schon beibringen, was sie tun dürfen und was nicht: erst mit Güte und Freundlichkeit, und wenn das nicht fruchtet, alsdann mit dem Schwerte. Sie mögen sich wohl vor ihm in acht nehmen! Wo er hintrifft, wenn er zuschlägt, da wächst kein Härlein mehr!“ — „Was nützt's aber uns! Wir verlieren doch den braven Herrn!“ —

Alles strömte hinaus und hinauf nach der Burg. Dort stand der Burggraf mit seiner Gemahlin am Fenster, und beide schauten ernst und wehmütig auf die zu ihren Füßen sich ausbreitende Stadt hernieder.

„Ach, mein Friedrich,“ sprach Elisabeth, „daß wir doch hierbleiben könnten, wo es so schön ist und die Menschen so bieder sind, und wo alle uns so von Herzen liebhaben. Sieh, wie sie dort den Burgweg heraufkommen, um dich noch einmal zu sehen.“

„Es wird dereinst wohl auch dort in den Marken noch gut werden“, meinte Friedrich.

„Aber das kann lang' währen; wer weiß, ob wir's erleben!“

„Bete du, daß Gott mir das große und schwere Werk gelingen lasse. — Und nun, ade, liebe Else — behüt' dich der Herr, bis du nachfolgst mit unsern Kindern in die neue Heimat!“ — —

Unten auf dem Burghofe wieherte das Leibroß des Fürsten, als es seinen Herrn kommen sah. Wie oft schon hatte es ihn im Gewühle der Schlacht, im siegreichen Kampfe gegen die Ungläubigen und andere Feinde auf dem Rücken getragen!

Auf den Türmen läuteten die Glocken, als Herr Friedrich, der würdige, tapfere Burggraf, die Stadt verließ und nach den fernen sandigen Marken sich hinwandte.

4. Die Quitzows und ihre Genoſſen.

„Schaut, es kommt ein neuer Statthalter! Habt ihr's ſchon gehört, daß es ein gar geſtrenger, aber auch gerechter Herr ſein ſoll? Gebt acht, nun wird's beſſer! Dieſer oder keiner ſteuert dem Unheil in den Marken!“ ſo frohlockten und jubelten die Bauern und die Städter in der Mark Brandenburg, als die ſichere Kunde von der Ernennung des Burggrafen von Nürnberg zum Landeshauptmann zu ihren Ohren drang.

Ja, viele freuten ſich darob und hatten auch Grund dazu. Gar viele aber gab es auch im Lande, die beim Vernehmen derſelben Kunde voll Ärger und Ingrimm waren, die Ritter und Großen nämlich, die Herren vom Adel, die gar bald erfahren hatten, wes Geiſtes Kind der neue Statthalter ſei und nun nichts Gutes ahnten. Mit den früheren Statthaltern König Sigismunds, mit Jobſt von Mähren und deſſen Landeshauptleuten waren ſie wohl leicht fertig geworden. Ob ſich der neue Statthalter ebenſoviel von ihnen gefallen laſſen würde, keiner wußte es — keiner glaubte es.

Und darum eben war ihr Herz voll Gift und Galle. Wes aber das Herz voll iſt, des geht der Mund über, und was da herauskam, war weder fein und ſäuberlich noch auch ſchmeichelhaft für den neuen Statthalter. Gleich einem Roſſe der Wildnis, deſſen Rücken zum erſtenmal ein Reiter beſteigen will und deſſen Maul zum erſtenmal den ſchmerzhaften Druck des eiſernen Gebiſſes erleiden ſoll, bäumte der ſtolze verwöhnte Adel hoch auf und ſchäumte vor Wut und Unmut. Es zuckte ihm in den Gliedern vor Luſt zur Widerſetzlichkeit.

Die tollſten von allen waren auch jetzt wieder die beiden Quitzows, die, wo und wie ſie nur konnten, an ihresgleichen herumhetzten. Wo nur ein Fünkchen des Verdruſſes glomm, fachten ſie es zur hellen Flamme des Zorns und der Widerſtandsbegierde an. Öfters veranſtalteten ſie große Verſammlungen des geſamten märkiſchen Adels, um gemeinſchaftlich über ihr Verhalten gegen den unliebſamen neuen Statthalter zu beraten.

An einem Frühlingstage des Jahres 1412, faſt um dieſelbe Zeit, als Friedrich, der Burggraf von Nürnberg, an der Spitze

seiner Kriegerschar den Marken zuzog, herrschte in dem märkischen Städtchen Wilsnack reges und buntes Leben. Wohin das Auge blickte, sah es Lahme, Blinde, Krüppel und Kranke aller Art, die durch die Straßen wankten, stelzten, schlichen oder fuhren. Das Ziel aller aber war die auf einem Hügel gelegene Wallfahrtskirche des Ortes.

Weder zu den Kranken noch auch zu den Schaulustigen schienen zwei Ritter zu gehören, die hoch zu Roß, in blanker Stahlrüstung, das lange Schwert an der Seite, mitten durch die wogende Menge die Straße entlang ritten.

Es waren die Brüder Dietrich und Johann von Quitzow.

Vor einer der größten der zahlreichen Herbergen der Stadt hielten die Ritter an. Der Wirt, der gerade in der Tür stand und die stolzen Reiter herannahen sah, sprang mit grinsender Freundlichkeit hinzu und geleitete sie, indes ein Knecht die Pferde in den Stall brachte, in einen großen Saal. Hier saßen an einem langen Eichentische Reihen kräftiger, hoher Gestalten mit derben, verwegenen Gesichtern, sämtlich Ritter der Mark, in lärmender Unterhaltung. Die Vornehmsten davon hießen Gans von Putlitz, Wichard von Rochow, Gehrke von Arnim, Gebhard von Alvensleben, Hinko Birken von der Duba, Achim und Peter von Bredow.

Als die beiden Quitzows eintraten und ihre Blicke über die Versammelten schweifen ließen, da war's schier, als verwandle sich ein brausender Orkan in ein gelindes Säuseln.

Ehrerbietig und achtungsvoll wurden die beiden mächtigen Herren von allen gegrüßt, von etlichen wohl auch mit Vertraulichkeit und freundschaftlichem Händedruck.

Eine kurze Weile noch standen die Ritter in kleineren und größeren Gruppen plaudernd beieinander. Dann aber nahmen alle an dem Tische wieder Platz. Die Augen der Ritter richteten sich voll Erwarten auf Dietrich von Quitzow, der ein Zeichen mit der Hand gab, daß er zu sprechen wünsche.

„Liebe Freunde und Kampfgenossen," begann der Ritter alsbald, „ich habe euch hier zu einer Beratung versammelt. Daß ihr alle gekommen seid, dafür empfangt meinen und meines Bruders Dank. Den Grund noch besonders anzugeben, warum wir hier

zusammengekommen sind, wäre überflüssig, denn ihr kennt ihn. Über eine Sache wollen wir verhandeln, die unsere heiligsten Güter betrifft, unseren heimatlichen Herd, unsere Freiheit, Unabhängigkeit und Ehre! Ein Eindringling steht auf dem Sprunge, diese Güter uns zu rauben. Er beabsichtigt nichts Geringeres, als uns, die Herren, zu Knechten, uns, die Befehlenden, zu demütig gehorchenden Dienern zu machen!"

„Holla, ho!" rief Wichard von Rochow, ein kräftiger, schöner Mann. „Wir wissen, wo Ihr hinauswollt, Dietrich von Quitzow: wir kennen den Räuber! Es ist aber eine alte Sitte in der Mark, daß Räuber und Diebe gehängt werden!"

„Es ist schändlich," fuhr Dietrich fort, „daß uns Kaiser Sigismund in der Person des Burggrafen Friedrich von Nürnberg abermals einen fremden Statthalter aufdringen will, der sich vielleicht schon auf dem Wege nach der Mark befindet."

„Ja, schmählich und schändlich ist's!" schrien mehrere Ritter durcheinander. „Sollen bis ans Ende der Welt Fremde und immer nur Fremde unsere Herrscher sein?!"

„Es gibt doch wahrlich tüchtige und wackere Männer unter uns," fuhr der Quitzow fort, „deren einer vom Kaiser, wenn er zum Selbstregieren keine Lust hat, an die Spitze unseres Landes hätte gestellt werden können. Obendrein ist es ein von altersher uns zugestandenes Recht, das noch vom Markgrafen Otto aufs neue bestätigt und verbrieft wurde, daß nie ein Vogt oder ein Hauptmann in den Marken gebieten solle, der nicht ein landgesessener Mann ist. Dieses Recht ist aber schon oft mit Füßen getreten worden. Noch unlängst, selbst während der langen Regierung jenes Schwächlings, des mährischen Jobst, wurden fast immer Fremde berufen, unsere Angelegenheiten zu ordnen. War dies etwa ein Segen oder ein Ruhm für uns und unser Land, und sollen wir die Unbill aufs neue über uns ergehen lassen, ohne eine Hand zu rühren, wie es leider bisher immer der Fall gewesen ist?"

„Nimmermehr! Wir wollen keinen Fremden! Fort mit dem Nürnberger!" schrien die Ritter durcheinander, während etliche das Schwert zornig auf den Boden stießen, andere mit der geballten Faust auf den Tisch schlugen, daß es krachte.

„Nein, wir wollen keinen Fremden!“ fuhr der Redner fort. Was weiß dieser Burggraf von unseren Rechten und Freiheiten! Kennt er unsere Sitten und Gebräuche und was bei uns herkömmlich ist? Nichts kennt er, nichts weiß er! Er ist nicht groß geworden auf diesem Boden und in dieser Luft! Unser Wohl und Wehe ist nicht das seinige; nicht einmal die Sprache, die wir reden, ist seines Landes Sprache! Wißt ihr's nicht, daß es sein erstes Geschäft sein soll, wie er bereits angekündigt hat, all die Schlösser und Burgen zurückzufordern, die vordem dem Landesherrn gehörten und nachher pfandes- oder eroberungsweise in unseren Besitz kamen?“

„Schändlich, schändlich!“

„Empörend!“

„Nieder mit dem Eindringling!“

„An einen Baum mit dem Räuber!“

So schrien die Ritter bunt durcheinander, und manch Schwert zuckte über den breiten Eichentisch hinweg und manch geballte Faust schlug dröhnend gegen die geharnischte Brust oder auf den Tisch.

„Was bleibt uns dann? Was sind wir ohne unsere Burgen und Schlösser?“ rief Dietrich mit flammenden Augen und höher gerröteten Wangen. „Knechte eines fremden Emporkömmlings! Sollen wir uns ohne Widerspruch das Schwert aus der Hand winden, uns von unsern Burgen und Erbsitzen, von Weib und Kind, von der Heimat und allem, was uns darin lieb und wert ist, hinwegjagen lassen?“

„Haltet ein, Dietrich, ich ersticke!“ rief Hinko Birken von der Duba. „Haben wir nicht alle einen starken Arm und ein gutes Schwert zum Dreinschlagen? Sind wir nicht noch im Besitze unserer Burgen und Schlösser, die jedem frechen Eindringling ein „Halt!“ entgegendonnern? Haben wir nicht Mannen genug, hundert Burggrafen aus dem Lande hinauszuwerfen? — Nur einig müssen wir sein! Zueinanderstehen müssen wir wie ein Mann, einer für alle und alle für einen!“

„Er hat recht! Nur so und nicht anders vermögen wir Widerstand zu leisten!“ stimmte Werner von Holzendorf bei.

„Wir sind also eines Sinnes in folgenden Punkten“, fuhr Dietrich fort. „Erstens: Wir wollen keinen Fremden zum Statthalter oder Landeshauptmann.“

„Keinen Fremden! Tod und Verderben jedem uns aufgedrungenen Statthalter!“ riefen die Versammelten.

„Zweitens: Wir verweigern ihm die Huldigung.“

„Unbedingt!“

„Drittens: Wir lassen unsere wohlhergebrachten Rechte von niemand antasten.“

„Auf keinen Fall! Eine Memme, wer es sich gefallen läßt!“

„Viertens: Wir verteidigen unsere Gerechtsame, wenn's nicht anders geht, mit Gut und Blut!“

„Mit Gut und Blut, so wahr uns Gott helfe!“

„Dies alles, meine Freunde, bekräftigen wir durch unser Ehrenwort und durch ritterlichen Handschlag!“

„Wir geben es und den Handschlag dazu mit Freuden!“

Nun schlugen die schweren Hände der Ritter, deren Gesichter von Aufregung hoch gerötet waren und deren Augen in wilder Begeisterung leuchteten, ineinander, daß es durch den Saal schallte.

„So haltet euch denn bereit,“ mahnte Dietrich, als der Lärm verstummte, „schärft eure Schwerter, vermehrt die Zahl eurer Knechte, verstärkt und versorgt eure Burgen. Aber was ihr tut, das tut im geheimen! Er braucht es nicht gleich von vornherein zu wissen, daß wir uns vorsehen. Es ist sicher besser, er unterschätzt uns, als daß er uns überschätzt. Wir wollen ihn bei dem Glauben lassen, daß es nur einen bissigen Wolf aus seinem Lager zu verscheuchen gelte. Um so mehr soll er dann überrascht sein, einen märkischen Bären zu finden, der ihm die Tatzen ins Gesicht schlägt!“

„Wäre es nicht wohlgetan, uns noch beizeiten nach Bundesgenossen umzutun?“ rief Wichard von Rochow.

„Auch dies soll geschehen“, erklärte Dietrich. „Ihr alle wißt, daß die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern dem Burggrafen wegen der von ihm erhobenen Ansprüche auf die Uckermark nicht hold sind. Es wird auf keine Schwierigkeiten stoßen, mit ihnen ein Bündnis zu schließen! In den nächsten Tagen schon gedenke ich deshalb nach Stettin zu reiten.“

Jubelnder Beifall folgte diesen Eröffnungen Dietrichs.

Noch lange Zeit harrten die Ritter beieinander aus. Da wurde noch viel und heftig hinüber und herüber gesprochen, und immer mehr redeten sich die Tollköpfe in Zorn und Erbitterung hinein.

Als sie sich endlich trennten, war keiner darunter, dessen Herz nicht voll Gift und Galle gegen den heranziehenden Landeshauptmann gewesen wäre.

---

5. Kampf mit Raubgesindel in der Wilsnacker Heide.

Ein großer und finsterer Wald, die Wilsnacker Heide genannt, breitete sich nicht fern von dem Wallfahrtsort weithin aus. Es war ein echter und rechter Urwald, in dem es wohl Stellen genug gab, die noch kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Durch diese Wilsnacker Heide führte ein Heerweg, der schlechtesten und unsichersten einer in den Marken. War er schon bei schönem Wetter schwer zu passieren, bei schlechtem stand es mit dem Fortkommen noch weit schlimmer. Da sank der Wanderer bis schier an die Waden in den weichen, sandigen Boden ein und kam nur langsam vorwärts. Pferde und Wagen waren noch schlimmer daran.

Aber das schlimmste war, daß dieser Wald allerlei Raubgesindel, adeligem und gemeinem, zum Schlupfwinkel diente. Raubanfälle, Entführungen und sonstige Schandtaten gehörten zu den täglichen Vorkommnissen. Leute, die etwas zu verlieren hatten, zogen deshalb nicht gern allein durch solch gefahrdrohende Wildnis. Sie nahmen entweder einige Reisige als Begleiter mit, oder es schlossen sich mehrere Reisende aneinander an.

Nur solche, die entweder nichts zu verlieren hatten oder sich ihrer Kraft so bewußt waren, daß sie sich vor einem Überfalle nicht fürchteten, reisten allein oder zu zweien.

Zu dieser Art von Wanderern mochten zwei Männer gehören, die am frühen Morgen des Tages nach der Adelsversammlung in Wilsnack rüstigen Schrittes auf dem genannten Wege der Heide

zuschritten, dessen Vorgehölz sie bereits erreicht hatten. Kleidung und Waffen bekundeten, daß es Jäger waren. Sie trugen schwere Armbrüste mit eisenbelegten Bügeln, wuchtige kurze Jagdspieße und breite Messer.

Der eine war Arnold Hagener, der andere Arnolds Oheim, der Bruder seiner Mutter, der sich dazumal, als der Bursche zu ihm gekommen war, herzinnig gefreut hatte. Er hieß Hans Sporrmann und war Waldhüter oder Förster des Ritters Dietrich von Quitzow, bei dem er als wackerer und treuer Diener in hohem Ansehen stand. Arnold hatte es bisher trefflich bei dem „Ohm" gefallen, obwohl er gar oft und in manchen Dingen nicht eines Sinnes mit ihm war.

Die beiden waren auch nach Wilsnack gewandert, um an dem heiligen Orte zu beten, und kehrten nun wieder in ihr stilles Waldhaus zwischen Kremmen und Burg Friesack zurück, wo Hans Sporrmanns Herrschaft wohnte.

Ungestört und angelegentlich plauderten sie, während sie rüstig einherschritten, über alles, was sie am gestrigen Tage in Wilsnack gesehen und erlebt hatten. Da es aber den alten Jägersmann verdroß, daß der Neffe von der Wundertätigkeit des Wallfahrtsortes nicht gerade viel zu halten schien, so gingen die beiden eine Zeitlang schweigend nebeneinander her.

„Ihr seid doch nicht ernstlich bös', Ohmchen!" schmeichelte nach einiger Zeit der Jüngling, der öfters verstohlen einen Blick nach dem ernsten und verstimmten Gesichte des Oheims geworfen hatte, indem er des Alten Hand erfaßte. „Wollen uns nicht entzweien um dieser Sache willen."

„Bin nicht bös' eben," sagte dieser gleichfalls besänftigt; „wiewohl ich mich heut über die Fliege an der Wand ärgern könnt'. Und da mußt du mir auch noch mit deinen dummen Ansichten querkommen."

„Was ist's denn, das Euch so verdrießlich macht?" forschte der junge Geselle und schaute besorgt in das wetterfeste Gesicht des Ohms.

„Dein Burggraf macht mir den Kopf schwer."

„Schon wieder einmal? Denkt doch nicht an ihn!"

„Kann ich anders? Seh' ich's nicht alle Tage, welch große und schwere Sorge sein bevorstehendes Erscheinen Herrn Dietrich verursacht?"

„Der macht sich auch mehr Sorge als nötig ist, nicht minder sein Bruder Johann und all die andern vom Adel. Die gebärden sich schier, als ob der gnädigste Burggraf ein Menschenfresser wär', obwohl er doch ein Herr, so freundlich und liebevoll wie irgendeiner ist."

„Zum Kuckuck, hast gut reden, Gelbschnabel!" polterte Hans Sporrmann. „Ein Fremder, ein Eindringling ist's, ein Räuber, ein Dieb, ein — — —"

„Halt' ein, Ohm. Bitt's mir aus, daß Ihr von dem hohen Herrn nicht so schimpflich redet. Kenntet Ihr ihn von Angesicht zu Angesicht, wie ich, so würdet Ihr gewiß anders urteilen. Laßt 's gut sein, Ohm, und schaut nach dort!" warf Arnold hin, froh, von der unangenehmen Unterhaltung abzukommen. Zugleich wies er nach einer Lichtung, die soeben ein Trupp rasch näher kommender Männer betreten hatte. „Die Kerle sehen recht verdächtig aus!" fügte der junge Jäger, scharf auslugend, hinzu.

„Was kümmert uns das Gesindel! Oder fürchtest du dich vor den Strolchen, Knabe?" brummte der Alte.

„Hab' ich je Furcht gezeigt, wenn Gefahr im Anzug war, Ohm?"

„Nein, Junge, dies ist allerdings noch nie vorgekommen."

„Vier sind's, Ohm, kräftige, hochgewachsene Männer. Wenn ich nicht irre, führen sie ein junges Frauenzimmer, und seh' ich recht, auch einen Juden in ihrer Mitte. — Ein Wagen, bespannt mit einigen Pferden, folgt hintennach. Ein Fuhrmann lenkt das Gespann. Dieser und die andern sind gut bewaffnet. Der vorn an der Spitze kommt mir bekannt vor; er hat rotes Haar und trägt eine schwarze Binde über dem linken Aug'."

„Der rote Hans!" erklärte der Alte.

„Ja, Ohm, ich glaub' wirklich, daß es dieser Schurke ist", stimmte Arnold bei.

„Wissen möcht' ich doch, wer das junge Frauenzimmer ist, das zwischen den Strolchen einherschreitet!" sann der Alte, die Näherkommenden schärfer ins Auge fassend.

In der Wilsnacker Heide.

„Wir werden's ja gleich sehen!“ meinte Arnold.

Und die Jäger hielten an, um den Zug an sich vorüberpassieren zu lassen.

Hu! sahen sie da Galgengesichter! Wer diesen Spitzbuben einsam im Walde begegnete und irgend etwas Wertvolles bei sich hatte, dem gnade Gott! Einige von den Wegelagerern waren mit Schwertern bewaffnet, die andern mit Streitäxten und sonstigen Waffen.

Das Frauenzimmer aber, das die Strolche zwischen sich führten, war ein junges Mädchen, höchstens vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, mit lieblichem Gesichte, munteren, veilchenblauen Augen und prächtig blondem Haar. Aber es war jetzt bleich, das hübsche Kind, und helle, dicke Tränentropfen rieselten ihm an den Wangen herab. Dem alten Jäger dünkte, als hätte er das Mädchen schon irgendwo gesehen.

Raschen Schrittes wollten die Strolche an den Jägern vorüberschlüpfen.

„He, ihr dort!“ rief Arnold den Wegelagerern zu, „wo wollt ihr hin mit dem Kind?“

„Wo die Nase hinzeigt!“ schnauzte ihn der Rothaarige an.

„Hört, Freund,“ nahm da in nicht eben freundlichem Ton Hans Sporrmann das Wort, „so kurz lassen wir uns nicht abspeisen! Habt ihr Gutes mit dem Mädel im Sinn, so zieht in Gottes Namen eures Wegs. Aber so schaut's nun eben nicht aus. Warum weint das Kind und sieht so angstvoll drein? Sprich du selbst, Jüngferchen. Die da sollen dir nichts zu leid' tun, so wahr ich Hans Sporrmann heiß'.“

„Platz gemacht, alter Narr! Oder möchtest du etwa mit meiner Axt nähere Bekanntschaft machen?“ drohte einer der Strolche und schwang die Waffe.

„Ich bin Margaret Wolffen! Rettet mich, Herr Jäger!“ rief in diesem Augenblick das Mädchen mit angstgellender Stimme.

„Steht's so, soll euch Kerle der Kuckuck holen!“ rief Arnold und schnellte wie ein Pfeil zwischen den Räubern hindurch und stand im nächsten Augenblick schützend an der Seite Margarets.

„So stirb meinetwegen, wenn du nicht schweigen kannst!“ brüllte der Rothaarige und zückte sein Dolchmesser nach Margaret. Wahrlich, an einem Härchen hing da das Leben des Mädchens.

Aber Arnold war rasch bei der Hand und holte mächtig aus; er schmetterte den schweren Spieß mit solcher Wucht auf den zum Stoße erhobenen Arm des Bösewichts nieder, daß der Dolch seiner Hand entfiel und er, vor Schmerz aufschreiend, zur Seite taumelte. Mit der Linken umschlang nun der kühne Jäger schützend das zitternde Mädchen, mit der Rechten aber handhabte er die gefährliche Waffe, daß es eine Lust gewesen wäre, es mit anzusehen. Wie damals in Nürnbergs Gassen, flog der Spieß im Kreise herum, und so gewandt, so kraft- und machtvoll, daß es schier in der Luft pfiff und sauste, als ob ein Sturmwind bliese. Keiner der Buschklepper vermochte an ihn heranzukommen, trotzdem alle mit Schwertern und Äxten auf ihn losfuhren, als sie sahen, wie arg er ihren Hauptmann getroffen hatte.

Mittlerweile blieb auch Hans Sporrmann nicht müßig. Er fiel den Feinden in den Rücken wie ein böses Wetter und schlug und stieß mit seinem Spieße auf sie los, wie's eben traf, und wen er traf, der fühlte es gehörig. Der Alte hatte eiserne Fäuste.

Wenn solch räuberisches und doch meist feiges Gesindel herzhaft angegriffen wird, so mag es selten lange standhalten. So auch hier. Kaum einige Minuten hatte der Kampf angedauert, als die Kerle auseinanderstoben, wie Spreu vor dem Winde.

„Kurze, aber harte Arbeit war's!“ keuchte Hans Sporrmann. „Dank Gott, Margaret Wolffen, daß er uns dir in den Weg führte. Sieh, Kind, als du deinen Namen nanntest, da fiel's mir wie Schuppen von den Augen und ich erkannt' dich gleich als das Töchterlein des alten Burgvogts Wilken Wolffen drüben auf Burg Plaue. Sah dich ja schon einigemal dort. Bist recht stattlich und groß geworden, seit ich in Plaue war. Freu' mich sehr, daß wir gerad' dir den Dienst erweisen konnten. Dein Vater ist wohlbefreundet mit dem alten Sporrmann.“

„Ich weiß es und hab' Euch auch gleich erkannt, Herr Jäger“, erwiderte das Mädchen, dessen Wangen sich wieder röteten. „Ach, was hab' ich Angst gehabt, daß ihr vorüberziehen würdet, ohne

euch meiner anzunehmen, da ihr nur ihrer zwei war't gegen so viele."

„Und wären's der Strolche ein Schock gewesen, so hätten wir uns dennoch deiner angenommen", sagte Arnold mit blitzenden Augen.

„Ihr seid ein guter Bursch'!" versetzte Margaret und streckte dem jungen Jäger voll Dankbarkeit die Hand entgegen. „Wenn der Euer Sohn ist, Meister Sporrmann, so mag's Euer Herz mit Stolz und Freude erfüllen."

„Der Bursche ist nicht mein Sohn, Kind, sondern nur mein Neffe und aus Frankenland gebürtig. Damit du's gleich erfährst: Arnold Hagener ist sein Name", belehrte der Alte das Mädchen.

„Doch, nun sag' uns zuerst, Margaret," nahm Hans Sporrmann das Wort, „wie du in die saubere Gesellschaft von Strolchen und Spitzbuben geraten bist."

„Ich war zu Besuch bei Verwandten in einem Dorf unweit Wilsnack", erzählte das Mädchen. „Heute wollt' ich wieder zurück nach Burg Plaue. Zwei wohlbewaffnete Knechte sollten mich auf dem Wagen da durch die verrufene Heide fahren. Plötzlich wurden wir von jenen schlimmen Leuten überfallen. Die feigen Knechte flohen und ließen mich und das Gefährt in den Händen der Stellmeisen zurück. Die Strolche gedachten mich mit fortzuschleppen, um dann ein Lösegeld vom Vater zu erpressen. Als sie euch kommen sahen, drohte der mit der Binde, daß er mich erdolchen würde, wenn ich euch zu Hilfe riefe."

„Ich sah's dem rothaarigen Schuft an, daß er Übles im Sinn führte", sagte Hans Sporrmann. „Doch jetzt wollen wir unsre Reise auf dem Wagen fortsetzen. Die Knechte werden nicht weit geflüchtet sein und wiederkehren, sobald sie merken, daß die Gefahr vorüber ist."

Alsbald fuhren die drei unter Peitschengeknall und fröhlichem Geplauder davon. Als aber nachher die Knechte sich wirklich wieder einfanden, beeilten sie sich, Margaretens Vergebung wegen ihrer an den Tag gelegten Feigheit zu erlangen, was bei dem guten Kinde nicht eben schwerhielt. Eine Strecke weiter hin verließen Ohm und Neffe sowie auch Margaret den Wagen, um den

Weg zu Fuß fortzusetzen. Sie brachten ihren Schützling ohne weitere Gefährdung bis nach Plaue. Beim Abschiednehmen haben sie sich noch einmal kräftig und herzlich die Hände geschüttelt, die Jäger und des Burgvogts Töchterlein. Danach sind Ohm und Neffe zurückgekehrt in ihr stilles Waldhaus.

---

6. Der Einzug des Burggrafen in die Marken.

Es war ein trauriger Einzug, den der Burggraf am 24. Juni des Jahres 1412 in Brandenburg, der Hauptstadt der Marken, hielt.

Schon von Wittenberg aus hatte er der Stadt verkündet, daß er an diesem Tage eintreffen werde. Die harten Köpfe der Ratsherren von Brandenburg waren, weil die einen dieser, die andern entgegengesetzter Meinung waren, arg aneinander gepraallt. Hatten es die einen für passend und notwendig erachtet, daß man den Fürsten, der doch ein Freund der Bürger sein werde, so freundlich empfangen müsse, wie's ihm gebühre, so hatten die andern ihnen entgegengehalten, daß man sich dadurch den Adel und vor allem die mächtigen Quitzows noch mehr, als es ohnehin schon der Fall wäre, zu erbitterten Feinden machen werde. Viel und heftig war nun darob hinüber und herüber gestritten worden, aber zuletzt hatten doch die Vorsichtigen die Oberhand behalten: nicht die geringste Empfangsfeierlichkeit solle stattfinden, so hatte der endgültige Beschluß gelautet.

Als er nun an der Spitze seiner Getreuen gezogen kam, der hohe Herr, da standen wohl auch viele Leute auf den Straßen und gafften voll Neugier den neuen Statthalter an, um dessentwillen im Lande so viel hin und her gestritten wurden, sie rückten wohl auch die Kappen oder lüfteten die Hüte, aber kein Jubelruf, kein freundliches und freudiges „Willkommen!“ tönte dem Fürsten entgegen.

Der Burggraf saß ernst und in ruhiger, edler Haltung auf seinem Leibroß und ließ seine blitzenden Augen über die schweigende Volksmenge schweifen.

„Ein trauriger Einzug!“ sagte er zu Wend von Ileburg, seinem neben ihm reitenden Unterstatthalter. „Ich hatte es anders erwartet. Die Bürger und das Volk wenigstens, so hoffte ich, würden mich freundlich empfangen. Aber auch sie schweigen. So scheint's fast, als sollte ich nur Feinde hier finden.“

„Nicht doch, edler Herr“, widerredete Wend. „Bedenkt, daß die Brandenburger mächtige und gefährliche Widersacher an den Quitzows haben würden, wollten sie Euch so empfangen, wie sie es gewiß gern möchten. Noch halten sie sich dessen nicht sicher, daß Ihr ihnen hinreichenden Schutz gewähren könnt. Seht dort den Haufen Bewaffneter. Es sind Quitzowsche Knechte, jedenfalls abgesandt, ihren Herrn über das Verhalten der Brandenburger gegen Euch, gnädigster Herr, Bericht zu erstatten.“

„Wieder die Quitzows und immer die Quitzows!“ sagte der Burggraf voll Unmut und sah ernst, ja finster auf die kräftigen Gestalten nieder, die da am Wege hielten und ihn höhnischen Blickes beobachteten. „Ich werde diesen Trotz brechen, koste es, was es wolle!“ setzte er so laut hinzu, daß ihn die frechen Gesellen wohl verstehen mochten.

Ein hämisches Lachen war die Antwort der rohen Knechte. Aus ihrer Mitte heraus aber flog ein Kieselstein und traf des Fürsten Begleiter gegen die eisenbewehrte Brust.

„Das gilt mir“, sagte Friedrich halblaut und lächelte über solch kindische Bosheit. „Ich will's euch mit Büchsenkugeln heimzahlen!“ fügte er halblaut hinzu.

Mittlerweile entstand in dem Haufen der Knechte heftiger Tumult. Ein junger Gesell, von hoher, kraftvoller Gestalt und bewaffnet mit Weidmesser und schwerer Armbrust, stürzte, als der Stein noch in der Luft flog, auf einen der Knechte los und versetzte ihm, ehe dieser selbst oder die andern ihn abwehren konnten, einen heftigen Schlag ins Gesicht. Dann aber schnellte er, einige der über ihn herfallenden Genossen des Getroffenen kräftig über den Haufen stoßend, zur Seite und rannte, mit der Faust drohend, behend wie ein Hirsch und unter lautem Triumphgelächter die Straße entlang. Bald war er verschwunden.

„Der hat's! Dem ist recht geschehen!“ flüsterten die Um-

ſtehenden und blickten ſchadenfroh nach dem Quitzowſchen, deſſen Mund und Naſe Blutstropfen entquollen.

„Traun — ein prächtiger Burſche! Wer er wohl ſein mag?“ ſagte der Fürſt im Weiterreiten zu ſeinem Begleiter.

„Ich kenne ihn nicht, Euer Gnaden,“ lautete Ileburgs Antwort. „Aber ein junger Jägersmann ſchien es zu ſein. Seht Ihr, hoher Herr, daß Ihr doch Freunde unter dem Volke habt! Der, den der wackere Geſelle ſo derb züchtigte, war ſicher der freche Steinwerfer.“

„Dies glaube auch ich“, ſtimmte der Fürſt bei, und es flog wie ein Sonnenſtrahl der Freude über ſein Antlitz. „Behalten wir den Burſchen in gutem Gedächtnis. So er mir nochmals begegnet, darf er meines Dankes gewiß ſein!“

Bald danach langte der neue Statthalter auf dem Schloſſe zu Brandenburg an. Wend von Ileburg geleitete ihn in ſeine Gemächer. In ſich gekehrt, ernſt und wehmütig, ſchaute ſich Friedrich in den öden Räumen um. Er fühlte ſich ſo verlaſſen, wie noch niemals in ſeinem Leben. Sinnend trat er alsdann ans Fenſter und folgte mit ſeinem Auge dem Laufe der tiefblauen, ſanft ſich kräuſelnden Wellen der Havel.

„Dies alſo iſt das Land,“ ſprach er vor ſich hin, „das ich künftig mein nennen, deſſen zum Teil furchtſamen, zum Teil haß- und trotzerfüllten Bewohnern ich Frieden, Ruhe und geſetzliche Ordnung bringen ſoll, ohne daß ſie es mir vielleicht je Dank wiſſen werden! — Harte Kämpfe wird es koſten, und während ich ihnen Frieden zu ſchaffen und zu ſichern ſuche, muß ich meinen Frieden opfern. Und für welches Entgelt? Wird mein Glück vermehrt durch den Beſitz dieſes Landes? Hat mein Seelenheil einen Vorteil zu erwarten von aller freiwillig übernommenen Plage? — Weder das eine noch das andere! — Schweres Los der Fürſten, die ihr ganzes Selbſt dem Wohle der nachkommenden Geſchlechter opfern müſſen, deren Dank ſie nicht einmal vernehmen können! Aber erblüht dieſen Nachkommen ein beſſeres Los? Für ſie wiederholt ſich, vielleicht nur in anderer Form und unter andern Verhältniſſen, was jenen widerfuhr; auch ſie werden nicht minder ihren Frieden und ihre Ruhe dem Wohle ihres Volkes und Landes opfern müſſen. Wahrlich, mancher Bauer in armſeliger Hütte iſt

glücklicher als ein Fürst, den so tausendfältige Sorgen und Pflichten nimmer zu einem ruhigen Genusse seiner bevorzugten Stellung kommen lassen. — — So stehe ich denn hier", fuhr der Fürst nach kurzer Pause in seinem Selbstgespräch fort, „inmitten eines Volkes, dessen eine Hälfte vielleicht hoffnungsvoll zu mir emporblickt und von mir Herstellung und Sicherung der öffentlichen Ordnung erwartet, dessen andere Hälfte aber mit um so gehässigerem Mißbehagen auf mich schaut, ja auf den Augenblick lauert, über mich herzufallen, weil sie von mir Unheil befürchtet. Wird es mir gelingen, diese Widerwilligen in Güte zu besserer Einsicht zu bringen? Ich habe daran nicht zu glauben gewagt, als ich diesem kalten, rauhen Lande noch fern war; jetzt, da ich es betreten, da ich gesehen und erfahren habe, wie es hier aussieht, gibt es für mich keinen Zweifel mehr darüber, daß nur Strenge und Gewalt bessere Zustände zu verschaffen vermögen. Werde ich unter solch schlimmen Umständen mein Ziel erreichen? Gott allein weiß es! Nun, in seinem Namen will ich ans Werk gehen!"

So sprach der wackere Herr und säumte dann auch keinen Augenblick, Hand zur Erfüllung seiner hohen Aufgabe anzulegen.

In den Vorzimmern hatte sich indessen der Rat der Alt- und Neustadt von Brandenburg eingefunden, um eine Audienz zu erbitten; nicht vor den Augen der Quitzows, wohl aber im geheimen durfte er den neuen Statthalter beglückwünschen und sich seiner Gnade vergewissern. Der Burggraf versicherte den Herren, daß er in erster Linie die Rechte der Bürger schützen, sie vor den Übergriffen des Adels zu sichern, mit einem Worte, Ruhe und Ordnung im Lande herstellen wolle, so ihm Gott helfe. Das klang den Ratsherren schön und lieblich in den Ohren, und gar hoffnungsvoll und wohlbefriedigt verließen sie die Burg.

Friedrich entbot nun die Stände der Mark auf den 2. Juli nach Brandenburg. Diejenigen der Städte erschienen auch gern und pünktlich, aber die vom Adel nur zum Teil und widerwillig. Von den beiden Quitzows kam keiner. Der Burggraf begrüßte die Versammelten freundlich und ließ ihnen dann die kaiserliche Urkunde vorlesen, die ihn zum obersten Hauptmann der Mark ernannte und die den Ständen die Verpflichtung auferlegte, ihm zu huldigen.

„Wie es stets üblich gewesen ist," setzte er alsdann selbst hinzu, „bin auch ich gesonnen, nach den verschiedenen Städten der Mark zu reisen, um an Ort und Stelle die Huldigung entgegenzunehmen. Alsdann aber will ich nicht säumen, von denjenigen Sitzen und Burgen Besitz zu ergreifen, die dem Adel früher verpfändet worden sind und deren Wiedergewinnung zur Sicherung des Landes mir wünschenswert erscheint."

„Verzeiht, gnädiger Herr," erklärte Gans von Putlitz, „daß ich dazu namens der Altmark und Priegnitz nicht ja sagen kann. Ich begehre, daß ich Eure Botschaft erst nach den gedachten Landen zurückbringen und mich mit Mannen und Städten der Altmark und Priegnitz besprechen kann, damit wir gemeinschaftlich Euer Verlangen überlegen."

„Ich gebe für meinen Teil die gleiche Erklärung", sagte einer vom Adel des Havellandes.

„Und ich auch!" fügte ein dritter aus der Mittelmark hinzu.

Und so lief dieses „Ich auch!" von Mund zu Mund der anwesenden Herren vom Adel. Dagegen erklärte sich der bei weitem größere Teil der Vertreter der Städte nebst einigen andern Ständemitgliedern bereit, allen Forderungen des Statthalters pünktlich nachzukommen.

Zu den letzteren zählte Bischof Otto Rohr von Havelberg, Bischof Henning von Bredow von Brandenburg, der Abt von Lehnin Heinrich Stich, mehrere aus der weitverbreiteten Familie derer von Bredow, die Grafen von Lindow und Ruppin usw.

„Was ein weiteres Überlegen fruchten soll, begreife ich nicht", trat Heinrich Stich den ungefügen Herren vom Adel entgegen. „Es ist euch auch wahrlich zum Überlegen und Beraten schon Zeit genug gelassen worden."

„Wenn es unser aller Meinung ist," entgegnete Gans von Putlitz, und ein finsterer Blick seiner Augen traf den Abt, „daß wir uns in einer so wichtigen Sache nicht übereilen dürfen, so können uns Eure Vorstellungen, Abt Stich, darin nicht irremachen. Ich wiederhole daher nochmals, daß ich bei der gegebenen Erklärung verharre!"

„Wir alle auch!" bekräftigten die Gesinnungsgenossen.

Der Burggraf maß die Widerspenstigen mit blitzenden Augen. Das waren seine Widersacher; jetzt sah er die meisten von ihnen von Angesicht zu Angesicht.

„Ich kann von meinem Begehren nicht abgehen", beharrte er mit Entschiedenheit. „Die kaiserlichen Briefe gebieten euch, mir die Huldigung zu leisten und die verpfändeten Burgen gegen Wiedererstattung der Pfandsummen herauszugeben. Ich bestehe auf meinem Rechte und bitte euch, zu bedenken, daß, wenn ich euch ob eurer Weigerung bei kaiserlicher Majestät verklagen müßte, ihr der Reichsacht verfallen würdet. Laßt es dahin nicht kommen."

„Mögt Ihr tun, gnädiger Herr, was Euch gut dünkt!" erwiderte Gans von Putlitz. „Wir sind vom Kaiser noch nicht unmittelbar aufgefordert worden, Euch zu huldigen. Dies wollen wir erst abwarten. Unser fester Entschluß geht eben dahin, uns nicht zu überstürzen. Das Ergebnis unserer Beratung aber soll Euch, wie ich hoffe, bald zugehen."

„Ihr wißt jetzt schon, wie Eure Entscheidung ausfallen wird", sagte der Burggraf mit Bitterkeit. „Nur Zeit wollt ihr gewinnen. Ich durchschaue euch und werde meine Maßregeln danach treffen."

„Ho ho, gedenkt Ihr uns zu drohen, Herr Burggraf!?" —

So wetterte es noch einige Zeit hinüber und herüber. Mitunter nahm der Fortgang der Verhandlung sogar einen noch stürmischeren Charakter an. Indessen der Mäßigung des Statthalters und dem vermittelnden Zuspruche der Bischöfe von Brandenburg und Havelberg sowie des Abtes Heinrich Stich gelang es, nicht nur den Strom von Rede und Gegenrede wieder in ein ruhigeres Bett zu leiten, sondern auch noch einige der Wankelmütigen vom Adel für des Burggrafen Begehren zu gewinnen. So verlief die Versammlung für Friedrich immer noch etwas besser, als es anfänglich den Anschein gehabt hatte.

Ohne Säumen und nur mit wenigen Begleitern reiste der Burggraf nun von Stadt zu Stadt, um die Huldigung entgegenzunehmen, damit nicht etwa der gute Wille der Städter erst wieder erkalte. Nach Berlin zuerst. Überall wurde er mit gebührenden Ehren empfangen und fürstlich bewirtet, wie es die Sitte verlangte. Mehrere Städte ließen sich's sogar weidlich Geld kosten.

Als Friedrich in Mittenwalde weilte, trafen Schreiben von den Quitzows sowie von Gans von Putlitz ein. Die Starrköpfe verweigerten für sich und ihren Anhang ausdrücklich die Huldigung und die Annahme der Kündigung irgendeines Schlosses oder einer Burg, in deren Besitz sie sich befanden, und benachrichtigten den Statthalter, daß sie kaiserlicher Majestät persönliche Entscheidung einholen wollten.

„Ich wußte, daß es so kommen würde", summte der Fürst vor sich hin, als er die Zuschriften gelesen hatte. „So muß ich mich denn zunächst selber an den Kaiser wenden. Mittlerweile aber will ich mich rüsten, um diese Starrköpfe nötigenfalls zur Unterwerfung zu zwingen."

Eine Hiobspost kommt selten allein; es folgen ihr gewöhnlich andere. Ileburg, der Vertraute des Landeshauptmanns, überbrachte diesem die unangenehme Kunde, daß, wie er von zuverlässiger Seite vernommen habe, die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern bedenkliche Reden gegen ihn, den Burggrafen, führten.

„Ein schlimmes Gewitter", fügte der treue Diener und Freund hinzu, „scheint von dorther aufzusteigen. Es geht bereits das Gerücht, daß die Pommern einen Bund mit dem märkischen Adel geschlossen hätten und mit diesem vereint über Euch herzufallen gedächten, wenn der günstige Augenblick dazu gekommen sei. Darum seid auf Eurer Hut, gnädiger Herr!"

„In der Tat, eine unangenehme Nachricht!" sagte Friedrich, in großer Aufregung im Zimmer auf- und abschreitend. „Ja, ja, der Horizont verdüstert sich nach allen Seiten hin; hie und da leuchtet schon ein Blitz durch das Gewölk, und der Donner grollt in der Ferne. Wie lange wird es währen, und das Unwetter bricht mit voller Macht los. Aber es soll auf keinen Mutlosen oder Zaghaften niederfahren. Meinen seine Urheber, ein Hohenzoller verkröche sich, wenn es wettert? Doch will ich nicht anstehen, die Beschwichtigung des Sturmes noch weiterhin zu versuchen. Gelingt's nicht, dann will ich den Trotzköpfen einen so harten Kopf entgegensetzen, wie sie selber mir! Gewalt gegen Gewalt! Und müßte ich selbst zugrunde gehen vor den Mauern ihrer Burgen, sollte ich mich begraben lassen müssen im Sande

dieſes rauhen Landes, ſo will ich nicht weichen und wanken. Ja — kommt nur, ihr ſtolzen adeligen Wegelagerer; wir wollen uns tummeln in blutigem Turnier und ſehen, weſſen Schwert das ſchneidigſte iſt: das eure, in unſchuldig Blut und Ungerechtigkeit getaucht, oder das meine, im Begriffe, die heiligſten Güter eines Volkes zu wahren und zu ſchützen! — Sofort will ich kaiſerlicher Majeſtät meine Lage ſchildern und dieſe Schreiben der Rebellen beifügen. Doppelt eilig iſt es nun, die Huldigung derjenigen Städte entgegenzunehmen, die ſolche noch nicht geleiſtet haben."

Schon wenige Stunden ſpäter ſprengten einige Reiter auf flüchtigen Roſſen zum Tore hinaus, dem fernen Ungarland zu, um dem Kaiſer des Burggrafen Mitteilungen zu überbringen.

Während hierauf der Landeshauptmann weiterhin von Stadt zu Stadt zog, bemühte er ſich, ohne jedoch ſeiner Ehre und ſeinem Anſehen das geringſte zu vergeben, mit großer Klugheit und Vorſicht, den und jenen ſeiner Feinde noch für ſich zu gewinnen, was ihm auch gelang. Ebenſo blieben auch ſeine Freunde und Anhänger nicht müßig. Ihnen vor allem glückte es, noch manchen von denen, die bisher auf der entgegengeſetzten Seite geſtanden und dem zu Wilsnack geſchloſſenen Bunde gegen den Burggrafen angehört hatten, dem Landesherrn geneigt zu machen.

In der letzten Auguſthälfte langte Kaiſer Sigismunds Antwort an den Burggrafen, ebenſo ein Schreiben an die Quitzows und deren Anhang an, worin kaiſerliche Majeſtät ihr höchliches Mißfallen über deren Verhalten ausſprach und ſie unter Drohung ſchwerer Ahndung zum Gehorſam aufforderte.

Aber der Kaiſer hatte ſchon ſo manchmal gedroht und war doch nie imſtande geweſen, ſeine Drohung zu erfüllen. Deshalb achtete der ſtolze, ſchloßgeſeſſene Adel deſſen Befehle gering und beharrte bei ſeiner Widerſpenſtigkeit.

Da es aber nun keinem Zweifel mehr unterlag, daß ſich der Burggraf nicht einſchüchtern ließ, und daß es daher früher oder ſpäter zum Kampfe kommen müſſe, ſo ſuchten die Quitzows und deren Anhang ihre Macht zu verſtärken, ſo gut ſie konnten. Vor allem war ihnen viel daran gelegen, daß der Biſchof Otto von Rohr zu Havelberg zu ihnen halte und gegen den Landeshaupt-

mann stünde. Ging dieser Wunsch in Erfüllung, so gestaltete sich die Lage des Burggrafen sehr mißlich. Aber trotz alles Bemühens glückte es den Widersetzungslustigen nicht, den einsichtsvollen, geistlichen Herrn für sich zu gewinnen. Ja, nach kurzer Zeit schon erfuhren sie, daß Otto von Rohr in festem Bündnisse sich dem Landeshauptmann anschließen wolle.

Da sandten die Brauseköpfe dem Bischof ohne weiteres einen Absage- und Fehdebrief und fielen auch alsbald, wie es ihre Weise, mordend, plündernd, sengend und brennend in das Gebiet des geistlichen Würdenträgers ein. Mit dieser Gewalttat eröffneten sie aber auch zugleich die Feindseligkeiten gegen den Burggrafen selbst; denn Friedrich durfte seinen Anhänger nicht im Stich lassen, und als Landeshauptmann hatte er überdies darüber zu wachen, daß der Landfriede, wie nunmehr geschehen war, nicht auf die Dauer gebrochen werde.

Flugs setzte er den Kaiser von dem Geschehenen in Kenntnis und trug auf die Achtserklärung gegen die Friedensstörer bei ihm an.

Eine Zeit gewaltiger Aufregung kam jetzt für den Burggrafen, dessen Kraft sich aber auch zu verdoppeln schien. Bald befand er sich da, bald dort. Hier galt es, die Mauern eines festen Platzes in besseren Zustand zu versetzen oder neue Wehren anzubringen, dort für Vermehrung der Zahl der Streiter und Ergänzung der Verproviantierung zu sorgen; hier mußten Wankende, die noch im unklaren mit sich waren, wem sie sich bei dem bevorstehenden Kampfe zuwenden sollten, in der Treue bestärkt und befestigt, dort mußte dem heimlichen Treiben und Tun zum Abfalle Geneigter entgegengearbeitet werden.

Einem Schiffer gleich, den in dunkler Nacht, zwischen Klippen und Felsen, ein verheerender Sturm überrascht und der sich nur retten kann, wenn er das Steuer in kräftiger Hand festhält, damit das vom Sturme getriebene Boot nicht an den Verderben drohenden Riffen zerschelle, so schaute Friedrich furchtlos in die düstere Nacht hinaus, durch den ihn bespritzenden Gischt, durch die ihn umtobenden Elemente, unverrückt das Ziel im Auge behaltend. Er dachte an alles und tat das meiste selbst. Nicht den

keinsten Umstand, der ihm zugunsten kommen konnte, ließ er unberücksichtigt. Er war ein gar kluger und umsichtiger Herr.

Seine Gemahlin im fernen Frankenlande hatte er schon einige Zeit vorher dringend um Zusendung fränkischer Hilfsscharen gebeten. Er durfte annehmen, daß diese Hilfstruppen schon jetzt auf dem Wege nach der Mark sich befänden. Auch hatte er sich in gutes Einvernehmen mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg gesetzt und zuletzt sogar ein Bündnis mit ihm geschlossen, wodurch seine Macht einen wesentlichen Zuwachs erhielt.

Aber auch seine Feinde legten die Hände nicht müßig in den Schoß. In ihren Schlössern und Burgen arbeiteten Maurer und Zimmerleute angestrengt vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, die Mauern und Wälle auszubessern, wo sie schadhaft, sie zu verstärken, wo sie schwach waren. Die Verteidigungsmittel: Waffen, Schleudermaschinen und dergleichen wurden instand gesetzt und vermehrt, die Burgen wohl verproviantiert und Knappen und kriegsgeübte Reisige in mehr als ausreichender Zahl angeworben.

Schon am 24. September trafen Friedrichs Hilfsscharen aus Franken ein. Es waren streitbare Mannen, gut bewehrt und wohlerprobt im Kampfe. Graf Johann Hohenlohe, ein tüchtiger, vom Burggrafen hochgeschätzter Kriegsmann, führte sie. Unter ihm befehligten die tapferen Ritter Philipp von Uttenhofen und Kraft von Leitersheim.

Es war ein Tag der Freude für den Landeshauptmann, wie ihm lange keiner beschert gewesen war. Er ritt den Truppen ein Stück Weges entgegen, und auch viel neugieriges und schaulustiges Volk hatte sich vor Brandenburgs Toren angesammelt.

Friedrich ließ die Truppen in der Nähe Brandenburgs ein Lager beziehen. Hier fanden sich nach und nach auch die brandenburgischen Kriegsleute, die ihm ergebenen Ritter mit ihren Mannen sowie die streitbaren Söhne der Städte, die ihm gehuldigt hatten, ein. Ein kleines Heer war es freilich nur, aber ein trefflicher Geist beseelte alle Krieger.

Schon nach kurzer Zeit langte die Kriegserklärung der Herzöge von Pommern bei dem Burggrafen an. Fast zu gleicher

Zeit trafen auch die Absagebriefe der Quitzows und ihres Anhanges ein.

Als nun der Kaiser auch noch die Reichsacht über die Friedensbrecher verhängte, da lohte allerorten in den Marken die Kriegsfackel auf.

---

7. Das Treffen am Kremmer Damm.

Im Norden der Stadt Kremmen dehnt sich ein großer, ebener und sumpfiger Landstrich aus, der das „Luch" genannt wird, und der in jenen Zeiten durch Unwirtlichkeit und Unwegsamkeit sich ganz besonders auszeichnete. Ein künstlicher Damm von einer halben Meile Länge und nur geringer Breite, führte als einziger Pfad durch diese Wildnis. Er hieß der Kremmer Damm. Kremmen selbst war wohlbefestigt, es hatte drei mit Türmen gekrönte Tore und hohe Mauern.

Am 24. Oktober des Jahres 1412 herrschte in den Straßen und vor den Toren dieser dem Landeshauptmann ergebenen Stadt buntes kriegerisches Treiben, denn am Tage zuvor war der Burggraf mit seinen Scharen angekommen. Er mochte mit dem Feinde nicht bei Brandenburg, wo ihm die Nähe der Quitzowschen Burg Plaue leicht gefährlich werden konnte, zusammentreffen, meinte jedoch auch, daß es rühmlicher sei, dem Feinde mutig entgegenzugehen, als ihn tatlos zu erwarten. Daß ein längeres Zögern nicht ihm, sondern den Gegnern Vorteil bringen werde, hatte er ebenfalls wohlerwogen; denn jene erhielten noch jeden Tag Zuzug, während er selbst auf Verstärkung vorläufig nicht mehr rechnen durfte. Je früher es darum zum Treffen kam, desto besser für ihn. Noch war ihm keine sichere Kunde geworden, ob sich die Pommern bereits mit dem märkischen Adel vereinigt hatten. War dies noch nicht der Fall, dann gelang es ihm vielleicht, die Gegner einzeln zu schlagen.

Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch leider nicht. Durch freundlich gesinntes Landvolk erfuhr Friedrich, daß die Vereinigung bereits stattgefunden, und daß der Feind seine Kriegsmannen in der Nähe von Liebenwalde gesammelt hatte. Da galt es rasch zu handeln,

und zu solchem Handeln war der Landeshauptmann eben der rechte Mann.

„Wir wollen den Feinden bis Sommerfeld entgegenziehen. Hinter diesem Orte nehmen wir die Schlacht an“, sagte er entschlossen zu Johann von Hohenlohe.

„Dies halte auch ich für das beste“, stimmte der Feldherr bei. „Wir werden dort eine günstigere Stellung einnehmen als irgendwo anders. Hinter uns den schmalen Kremmer Damm, den hundert gegen tausende verteidigen können, wird es leicht sein, uns auf das feste Kremmen zurückzuziehen, falls uns das Kriegsglück abhold wäre.

„Mit Gott denn vorwärts!“ befahl der Burggraf, und seine Augen überflogen das des Befehls zum Vorgehen voll Kampfbegier harrende Kriegsvolk.

„Vorwärts!“ gellten die Hörner, wirbelten die Trommeln und riefen die Führer.

Es war ein herzerfrischender Anblick. Hier die stattlichen fränkischen und märkischen Reiter in glänzenden Rüstungen, mit blinkenden Stahlhelmen und flatternden Helmbüschen, mit den gewaltigen doppelschneidigen Schwertern und den langen Lanzen; dort die sich hinziehenden Reihen des Fußvolkes, der Städter; hier die geharnischten Ritter mit ihren Reisigen in schwerer Wappnung, dort die Knechte der Städter und Ritter. Dazwischen die hohen Gestalten des Kriegsherrn und der Feldhauptleute, die auf ihren Schlachtrossen bald dahin, bald dorthin sprengten.

Auf dem sumpfigen Plan hinter Sommerfeld wurde des Landeshauptmanns Heer in Schlachtordnung aufgestellt. Aus dem Liebenberger Walde würde der Feind hervorbrechen, hatten Kundschafter berichtet.

Aber er ließ lange auf sich warten. Erst als die Oktobersonne bereits ihren höchsten Stand erreicht hatte, wurde es rege und lebendig langhin am Saume des Gehölzes. Nun brach hier ein Haufen Reiter und dort eine Schar von Fußvolk hervor. Und so ging es fort und fort, und der Wald schien unerschöpflich immer neue Kriegermengen auszuspeien, wovon sich eine an die andere anschloß in wohlberechneter Ordnung; namentlich waren es viele

Reiter. Auf feindlicher Seite flatterten auch bei weitem mehr adelige Banner aus den Marken als im Kriegsheer des Landeshauptmanns.

Unzweifelhaft verfügten die Widersacher über ein weit größeres Heer als Friedrich. Als der Burggraf dies bemerkte, zuckte es schmerzlich über sein Antlitz. Auch entging es ihm nicht, daß der Anblick des übermächtigen Feindes auf viele seiner Streiter einen niederschlagenden und entmutigenden Eindruck machte.

Endlich waren die drüben fertig. Man sah, wie sich die Führer an die Spitze ihrer Haufen stellten. Nun kam es heran wie ein schweres Ungewitter. Die Erde bebte unter den Hufen der Hunderte von Rossen und unter den Tritten des schwergewappneten Fußvolks.

Ein kurzes, gellendes Kampfgeschrei auf beiden Seiten — dann hörte man nichts mehr als das Splittern der Lanzen, das Krachen und Dröhnen der Streiche auf Schilde, Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, das Schlachtgeschrei der Kämpfenden, die Schmerzensrufe der Verwundeten.

Wacker kämpften die märkischen und fränkischen Reiter und auch die Fußtruppen, die Städter. Diese wurden von den pommerschen Reitern vor allem hart bedrängt. Schlugen sie den einen Angriff zurück, in der nächsten Minute prallte ein noch mächtigerer feindlicher Haufen gegen sie an. Da mußten die Tapferen weichen, fast erdrückt von der Übermacht. Allein so heftig drängte der Feind nach, daß ihr Rückzug in eine alles verwirrende und alles mit sich fortreißende Flucht auszuarten drohte.

In diesem Augenblicke höchster Not bemerkte der Burggraf die Bedrängnis der Seinen. Rasch raffte er eine Anzahl märkischer und fränkischer Reiter zusammen und führte sie gegen die Pommern. Während diese sich des unvermutet angreifenden Feindes zu erwehren suchten und notgedrungen von den Städtern abließen, ermannten sich diese nun auch rasch wieder; ihre Reihen schlossen sich, und wer dem Feinde den Rücken gekehrt, wandte ihm das Antlitz wieder zu. Und vorwärts ging es abermals unter lautem Schlachtgeschrei. Von neuem und heftiger als zuvor entbrannte der Kampf. Die Ordnung war wiederhergestellt. Die Pommern wichen zurück, alle atmeten erleichtert auf.

Aber nur wenige Minuten der Ruhe waren den ermatteten Kriegern vergönnt. Der Burggraf hatte sie wieder sich selbst überlassen müssen, denn auch an andern Punkten war seine Gegenwart dringend erforderlich.

Kaum sahen dies die Pommern, so rückten sie wieder gegen die Städter vor. Ihre Erbitterung darüber, daß ein so kleiner Haufe ihnen solchen Widerstand leistete, ihnen so empfindliche Verluste beibrachte, war groß. Wie vom Winde gejagte Wolken stürmten sie daher.

„Nieder mit dem Krämervolk!“ hallte es über das Schlachtfeld hin. Und nun begann aufs neue das Gemetzel, ärger noch als vorher. Solchem Anpralle waren die vom Kampfe Ermatteten nicht gewachsen. Da auch der Burggraf nicht gleich wieder Hilfe leisten konnte, so wichen sie zurück, langsam erst und jeden Fuß Erde noch verteidigend, dann immer rascher und rascher.

Und auch an andern wichtigen Punkten wurden die burggräflichen Scharen hart bedrängt, so daß sie kaum noch standhalten konnten.

„Das Treffen ist verloren und durch keine Anstrengung wiederzugewinnen, gnädiger Herr!“ rief Hohenlohe dem Burggrafen zu. Zurück nach dem Damme! Nur dort winkt noch Rettung!“

„Zurück!“ riefen die Führer, die Hörner und Trompeten, „Zurück!“ jeder einzelne. Vor wenigen Stunden erst war so freudig der Ruf erklungen: „Vorwärts!“ Nun war alles umsonst gewesen! Es triumphierte der stolze Feind, es jubelten die Empörer ob ihres Sieges. Hunderte hatten nutzlos ihr Leben gelassen.

Wenn der Sturmwind mit voller Macht eine junge kräftige Eiche trifft, dann beugt sie sich wohl tief, vielleicht gar bis zur Erde nieder. Ist aber der erste gewaltigste Stoß vorüber, dann erhebt sie sich wieder ebenso stolz und fest als zuvor. Ähnlich verhielt sich's auch mit dem Burggrafen. Nur einen Augenblick war sein Mut niedergedrückt von der Last des Mißgeschicks, aber dann schnellte er mit der ganzen Kraft seines starken, gottvertrauenden Herzens wieder empor.

Und wahrlich, Zuversicht tat not, denn groß war die Verwirrung im Heere.

„Nach dem Damme!“ ertönte es aus Hunderten von Kehlen, und Reiter und Fußvolk, alles strebte bunt durcheinander nach dem Rettung verheißenden, schmalen Wege hin. Dort wollte jeder zuerst anlangen, und jeder schob und drängte deshalb seinen Vordermann, nicht danach fragend, ob dieser in den Sumpf stürzte und darin versank. Am schlimmsten gebärdeten sich die an strenge Disziplin wenig gewöhnten Stadtleute, die doch so brav gefochten hatten.

Viele Hunderte der Kriegsmannen fanden den Tod im Wasser und Schlamme des Luches, denn der Feind drängte unaufhaltsam nach und schlug sonder Erbarmen auf die wirren, flüchtigen Haufen los.

Dem Landeshauptmann blutete das Herz bei solchem Anblicke. Hier und dort warf er sich mit den tapfersten der märkischen und fränkischen Führer und Reiter dem Feinde entgegen, so daß die Bedrängten ein wenig Luft bekamen.

„Laßt uns den Burggrafen lebendig fangen!“ schrie da eine Stimme aus dem Haufen der Feinde. Und ein Ritter von riesiger Gestalt sprengte an der Spitze einer Schar Schwerbewaffneter stracks auf den Landeshauptmann und seine Getreuen los.

„Holla — das ist der Dietrich von Quitzow!“ riefen die märkischen Ritter. „Herbei zum Schutze des gnädigen Herrn! Drauf, wer noch eine Waffe zu führen vermag!“

Ärger denn je entbrannte der Kampf. Der Quitzow, jedes Hindernis mit dem fast manneslangen Schwerte aus dem Wege räumend, drang in wildem Eifer unaufhaltsam immer näher an den Burggrafen heran.

Da warf sich ihm Hohenlohe in den Weg.

„Hund von einem Franken!“ knirschte Dietrich, und wuchtig sauste sein Schwert auf Friedrichs Freund hernieder. Dieser aber war ein würdiger Gegner und dem Märker, wenn auch nicht an Kraft ebenbürtig, so doch an Gewandtheit überlegen. Schlag auf Schlag dröhnten die Waffen auf die Rüstungen nieder. Keiner der Kämpen wich und wankte; wer den Sieg erringen würde, war zweifelhaft. Da aber eilte dem Quitzow ein riesiger Pommer zu Hilfe. Er schwang seine Keule und traf Hohenlohe, ehe die Mit-

kämpfer es verhindern konnten, in gewaltigem Schlage zwischen die Schultern. Schwert und Zügel entfielen dem zu Tode Getroffenen, und lautlos sank er zur Erde nieder. Fast zu gleicher Zeit fiel auch Kraft von Leitersheim.

„Tod und Verderben allen Franken!“ schrie Dietrich. „Nun auf den Burggrafen, Freunde! Drauf ihr Mannen!“

Es war ein bedenklicher und gefahrvoller Augenblick für Friedrich von Hohenzollern.

Die fränkischen Ritter schauten nach dem Falle ihrer Führer einen Augenblick wie gelähmt drein. Dann aber trat an die Stelle der Entmutigung eine Wut und Erbitterung, die keinen Widerstand duldete.

Philipp von Uttenhofen warf sich dem Quitzow entgegen, andere dessen Mannen. Selbstverständlich blieb auch des Burggrafen Schwert nicht müßig. Aber von dem unwiderstehlichen Arme und Schwerte Dietrichs getroffen, fiel auch Uttenhofen.

Laut auf jubelte der Feind. Der Burggraf schien verloren. Schon umringten ihn mehrere der Quitzowschen Knechte, und schon war er nahe daran, von den Seinen abgeschnitten zu werden. Da plötzlich aber erschien ein neuer Kämpe an seiner Seite.

Ein Jüngling war's, schlank und stark. Die einfache Kleidung eines Jägers umhüllte seine kräftigen Glieder; die Mütze war seinem Haupte entfallen, und gleich einer Mähne umflatterte das braune Lockenhaar sein leuchtendes Antlitz. Er schwang eine wuchtige Lanze und schmetterte sie den Rossen gegen die Beine, daß sie entsetzt zur Seite sprangen. Und so oft einer der Feinde sein Schwert gegen ihn schwang, fing er den Schlag auf mit der kunstvoll geführten Waffe, um sie im nächsten Augenblick auf den Angreifer niedersausen zu lassen. Dergestalt bald Roß, bald Mann treffend, gelang es dem kühnen, starken Gesellen, dem bedrängten Landesherrn Luft zu machen. Da sich nun um diesen auch etliche fränkische Mannen scharten und mit ihm unerschütterlich standhielten, so merkten die Widersacher, daß sie zu früh frohlockt hatten. Bald sahen sie sich genötigt, vom Burggrafen abzulassen.

„Nach dem Damm, hoher Herr!“ rief der Jüngling, der dem Burggrafen einen so großen Dienst erwiesen hatte, diesem in

atemloſer Haſt zu. „Euer Heer läuft Gefahr, von Kremmen abgeſchnitten zu werden! Eilt, gnädiger Herr, ſo ſehr Ihr könnt!“

„Hab' Dank, Burſche!“ erwiderte Friedrich. „Ich kenne dich ſchon. Du warſt es, der in Brandenburg den Knecht züchtigte, welcher mit einem Stein nach mir warf. Heute haſt du mir Leben und Freiheit gerettet. Dies alles ſoll unvergeſſen bleiben — —“

„Redet jetzt nicht davon, gnädiger Herr!“ unterbrach der junge Geſelle unter Anzeichen von Angſt und Beſorgnis den Fürſten. „Keinen Augenblick dürft Ihr ſäumen, wenn Ihr Euch und den Reſt Eures Heeres von Untergang und Gefangenſchaft erretten wollt.“

„Aber es iſt unmöglich, daß ich von Kremmen abgeſchnitten werden kann! Du täuſcheſt dich gewiß, mein Burſche!“

„Nein, ich täuſche mich nicht, hoher Herr. Glaubt's doch, was ich Euch berichte. Mein — O — —, ich wollt' ſagen, ein alter Jägersmann führt Euch auf einem nur ihm und mir bekannten Weg, mitten durch das Luch hindurch, einen Trupp pommerſchen Fußvolks in den Rücken. Erreicht die Schar vor Euch die Stelle, wo der Weg zum Damm führt, dann ſeid Ihr verloren, Herr, mit all Eurem Kriegsvolk. Meint doch nicht, daß ich Euch hintergehen will!“

„Nein, braver Geſelle! Nach dem, was du mir da ſagſt, muß ich dir vollen Glauben ſchenken!“ verſetzte der Fürſt erſchrocken.

Raſch gab er hierauf den Reitern, welche die Nachhut des Heeres auch ferner bilden und die Angriffe der Feinde auf dieſer Seite abwehren ſollten, die nötigen Befehle.

„Kannſt du reiten, mein Sohn?“ fragte er alsdann haſtig den Retter in der Not.

„Jawohl, hab's ſchon oft probiert!“ lautete die Antwort.

„Dann raſch zu Pferd und fort nach der bedrohten Stelle!“

„So ſchnell die Roſſe laufen mögen!“ ſtimmte der junge Mann bei, indem er ſich eines der herrenlos umherrennenden Pferde bemächtigte.

Nur ein Häuflein Ritter und Knechte folgten den beiden eiligſt nach dem Damme hinjagenden Reitern.

Je mehr man ſich dem Damme näherte, um ſo größer ward das Gedränge, ſo daß es oft ſchwer hielt, vorwärtszukommen.

Eher für den Landeshauptmann gab schließlich doch ein jeder Raum.

Jetzt hatte der Landeshauptmann mit dem jugendlichen Führer die Stelle erreicht, wo die Feinde den Weg zum Damme zu besetzen und zu verlegen beabsichtigten. Und wahrlich, keine Minute war man zu früh angekommen. Schon brach hinter dem Elsengebüsche hervor ein Trupp pommerschen Fußvolks und eilte dem Damme zu.

Allen voran stürmte ein Jägersmann mit grauem Haar und Bart. Sein markiges Gesicht glühte vor Aufregung und Anstrengung. Er schwang einen mächtigen Spieß in der Hand und schaute wild und unbändig drein.

Des Burggrafen Fußvolk war indessen im Sturmschritt herzugeeilt und hatte da, wo der Feind den Weg zum Damme zu verlegen gedacht, eine lebendige, eiserne Mauer hergestellt.

Dieser Umstand machte auf so schmalem Wege den Angriff der Pommern unmöglich. Als sie sahen, daß sie zu spät gekommen waren, weigerten sie sich, weiter vorzurücken. Obwohl der alte Jägersmann tobte und wetterte und alle, die ihn im Stiche lassen würden, für Feiglinge und Schurken erklärte, ließen sie sich doch nicht zu weiterem Vordringen bewegen. Vielmehr kehrten sie auf dem Wege, auf dem sie gekommen waren, schleunigst wieder zurück.

Der Alte jedoch, als vermöchte er allein, was so viele nicht hatten unternehmen wollen, stürmte wie ein Rasender auf den Damm und dessen Verteidiger los. Wahrlich, an einem Härchen hing da sein Leben, denn zahlreiche Schwerter und Lanzen erhoben sich zu tödlichem Streiche und Stoße. Aber der junge Geselle, der die den Burggrafen und sein Heer bedrohende Gefahr so entschlossen abgewendet hatte, sprang auf den Greis zu, umschlang ihn mit den Armen und deckte mit seinem Leibe den schon Umringten.

„Arnold! — du hier!?“ fragte der alte Mann erstaunt und mehr noch erschrocken. „Ha, wärst gar du der Verräter!?“

„Es ist heut' genug Blut geflossen, Ohm“, antwortete der Bursche. „Der, den Ihr so sehr haßt — ist geschlagen. Seid Ihr auch damit noch nicht zufrieden?“

„Zufrieden, Knabe!? Lebendig wollt' ich ihn fangen, den bösen Mann, der so viel Unglück über unser Land gebracht hat. Und sicher wär' mir's gelungen, ohne deinen Vorwitz."

„Er ist mein und meiner Schwester Wohltäter, Ohm", raunte Arnold dem Alten zu. „Ich konnt' nicht anders: ich durft's nicht dulden, daß Ihr ihn gänzlich verdürbet, nein, ich durft's nicht. Werdet nur erst wieder ruhiger, Ohm, dann werdet Ihr mich nicht mehr verdammen, ob meines Verhaltens!"

„Schweig, Mißratener! Nie vergess' ich's dir!" erwiderte Hans in grimmigem Ton.

„Flieht, Ohm, flieht! Ich halt' jeden auf, der Euch zu verfolgen Miene macht! Keiner darf Euch ein Leid tun!" bat der Jüngling.

Die Überreste des burggräflichen Heeres waren gerettet. Ohne vom Feinde, der auf dem schmalen und hohen Damme nichts Rechtes mehr ausrichten konnte, dagegen selbst schwere Verluste erlitten hatte, noch erheblich belästigt zu werden, erreichten sie die schützenden Mauern Kremmens.

Die Pommern bemächtigten sich einiger Städte. Die Quitzows und deren Genossen aber zogen nach ihren Schlössern und feierten Siegesfeste.

Tiefschmerzlich empfand der Landeshauptmann den Schlag. Nicht allein, daß sein Ansehen sehr beeinträchtigt und seine Stellung infolge der erlittenen Niederlage schwankend und bedenklich geworden war, auch sein Gemüt war aufs tiefste und schmerzlichste erschüttert durch den Hingang jener drei ihm eng befreundeten Ritter, seiner besten und zuverlässigsten Heerführer.

Der zum Tode verwundete Uttenhofen war zunächst auf das Kremmer Schloß gebracht worden, wo ihm die sorgfältigste Pflege zuteil wurde. Später wurde er, um ärztliche Hilfe mehr zur Hand zu haben, nach Berlin übergeführt. Doch nach wenigen Tagen schon erlag auch er seinen Wunden.

Die Leiche Hohenlohes wurde erst nach Kremmen, dann nach Berlin gebracht. Der Leichnam des tapferen Ritters Kraft von Leitersheim dagegen war nirgends zu finden gewesen, so viel und eifrig auch nach ihm gesucht worden war. Wahrscheinlich

war der Ritter, mit schweren Wunden bedeckt, in den Sumpf geraten und darin versunken.

Die irdischen Überreste Hohenlohes und Uttenhofens liegen in der Kirche des Grauen Klosters zu Berlin begraben. Zwei einfache Gedächtnistafeln erheben sich an den Wänden über ihren Gräbern.

Auf der Stelle am Kremmer Damm, wo Johann von Hohenlohe fiel, wurde ein hölzernes Kreuz errichtet. Es hat lange dagestanden und ist vielfach erneuert worden, aber jedenfalls nicht mehr vorhanden.

Arnold Hagener blieb von nun an der stete Begleiter des Burggrafen, der ihn, wie er schon früher die Absicht gehegt hatte, zu seinem Leib- und Schildknappen ernannte. Er hat es auch nie zu bereuen gehabt, daß er dem Burschen solche Erhöhung und Auszeichnung hat zuteil werden lassen.

---

8. Auf Leid folgt Freud'.

So bedenklich standen die Sachen des Landeshauptmannes, daß seine treuesten Anhänger ernstlich für ihn zu fürchten begannen; nur seine Zuversicht blieb unerschüttert, nur er selbst stand fest im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache, die er verfocht und die er noch nicht als verloren erachtete. Und so ging sie auch nicht verloren. Wer sich selber nicht verläßt, den verläßt auch Gott nicht.

Die Übermacht der Feinde hatte ihn beim ersten Zusammenstoße allerdings besiegt, aber der Gewinn des erfochtenen Sieges war nur gering. Der Verlust, den sie in dem Kremmer Treffen erlitten hatten, kam ja fast einer Niederlage gleich. Sie konnten es sich nicht verhehlen, daß der Landeshauptmann und die Seinen mannhaft gekämpft hatten, so wacker, daß sie selber aus tiefen Wunden bluteten und ihren Sieg nicht weiter verfolgen konnten.

Noch ein glücklicher Umstand kam dem Landeshauptmann zustatten. Die Herzöge Wratislaw von Pommern-Wolgast und

Bogislaw von Pommern-Stargardt, die Vettern der beiden feindlichen pommerschen Herzöge Otto und Kasimir, hatten es sehr ungern gesehen, daß die verwandten Fürsten den Krieg mit dem ihnen befreundeten Landeshauptmann begannen. Jetzt drohten sie ernstlich, sich als Bundesgenossen auf des Bedrängten Seite zu stellen, wenn jene dem Verlangen, den Kampf fortzusetzen, nicht widerstehen könnten. Diese Drohung wirkte. Als sich aber auch noch Herzog Ulrich von Mecklenburg auf des Landeshauptmanns Seite stellte und vermittelnd eingriff, da zögerten Otto und Kasimir nicht länger, sich für den Frieden zu erklären.

Wohl schauten die Quitzows und deren Anhang darob scheel darein; doch ihr Verdruß änderte nichts an der Sache. So viel aber stand fest, daß ohne die pommersche Hilfe des Burggrafen Feinde nicht viel ausrichten konnten. Den Sieg für sich allein auszunutzen, waren sie doch zu schwach; zudem mußten sie in steter Besorgnis leben, daß ein Teil des niederen Adels der Mark, der sich schon seit einiger Zeit schwankend und wankelmütig gezeigt hatte, von ihnen abfalle. Notgedrungen enthielten auch sie sich daher der Feindseligkeiten gegen den Landeshauptmann. Mit um so größerer Wut und Rachebegierde aber führten sie ihre Scharen in die Gebiete des Erzbischofs von Magdeburg. Dort hausten sie nach Art der Hunnen, verwüsteten die Schlösser und brannten erbarmungslos die Dörfer nieder.

Die rachsüchtigen Herren konnten es dem geistlichen Fürsten nicht verzeihen, daß er ein Bündnis mit dem verhaßten Franken eingegangen war. Jetzt, wo dieser zu ohnmächtig war, es zu hindern, wollten sie ihre Rache an dem Feinde kühlen. Sie hofften wohl auch, daß er aus Furcht vor ihnen von seinem Bündnisse mit dem Landeshauptmann zurücktreten und sich auf ihre Seite schlagen werde. Doch da verrechneten sie sich gewaltig. Der Haß des Magdeburgers gegen sie und ihre Genossen verringerte sich nach so viel Bluttaten nicht; er wuchs vielmehr mit jedem Tage, der schlimme Botschaft brachte. Nun wurde Raub mit Raub, Plünderung mit Plünderung vergolten. Hausten und wüsteten die Quitzowschen dort, so vergaltens die Magdeburgischen hier. Selten kam es dabei zu einem ernstlichen Zusammenstoße, und meist wurde der Krieg gegen Wehrlose geführt. Da wurde mancher wohl-

habende Mann zum Bettler, manches ſtille Familienglück zerſtört, und wiederum gewannen Jammer und Elend überall die Oberhand.

Wohl blutete dem Landeshauptmann das Herz. Er ballte im ſtillen die Fauſt vor Schmerz und Ingrimm, konnte aber nicht helfen. Ja, noch froh mußte er ſein, daß man wenigſtens ihn ſelbſt unangefochten ließ. Noch ſtanden ja die Wunden weit offen, welche die Kremmer Niederlage verurſacht hatte. Nicht ſchon jetzt wollte und durfte er nochmals alles aufs Spiel ſetzen. Darum tat er, ſo ſchwer es ihn auch ankam, als kümmere ihn die blutige Fehde nicht. Insgeheim aber rüſtete er aufs neue mit allen Kräften. Mußte er wiederum ſchlagen, dann ſollten die Streiche ſo ſchwer und mit ſolchem Nachdruck fallen, daß den Feinden die Gegenwehr für immer verleidet wurde.

Von Nürnberg erhielt er die frohe Kunde, daß ſeine Gemahlin ſelbſt mit einer neuen fränkiſchen Ritter- und Kriegerſchar nach den Marken kommen werde; vom Kaiſer Sigismund aber lief das erneute Verſprechen ein, ihn auch fernerhin kräftig ſchützen und ſtützen zu wollen.

Solchem Verſprechen folgte auch gleich die Tat. Der Kaiſer lud durch beſondere Erlaſſe jeden einzelnen der widerſtrebenden Edelleute ein, ſich an ſeinem Hofe einzufinden. Die widerſpenſtigen Trotzköpfe ſollten ihm Rede und Antwort ſtehen, weshalb ſie den früher erlaſſenen kaiſerlichen Geboten nicht Folge geleiſtet und dem Landeshauptmann Anerkennung und Huldigung verweigert hätten. Nun — die Schreiben erhielten ſie wohl, die übermütigen Herren, ließen ſich ſolche auch wohlbedächtig vorleſen, aber es fiel keinem ein, der kaiſerlichen Ladung Folge zu leiſten. Indeſſen verhehlten ſie ſich nicht, daß eine gänzliche Nichtachtung des kaiſerlichen Gebotes große Gefahren für ſie im Gefolge haben werde. Ihre Lage, dem Landeshauptmann gegenüber, war daher nicht günſtiger geworden. Dieſer reiſte von Stadt zu Stadt und gewann durch ſein freundlich wohlwollendes Weſen die Herzen vieler. Schon gegen Ende des Jahres 1412 gebot er faſt über die ganze Mark, ſo daß er trotz des unglücklichen Kremmer Treffens ſeinen Widerſachern vollſtändig wieder gewachſen war. Das wußten dieſe recht gut, und darum eben zeigten ſie mehr Nachgiebigkeit. Obendrein mußten ſie ernſtlich befürchten, daß bei fortgeſetztem Widerſtande

der Kaiser des Reiches Aberacht über sie aussprechen und sie vielleicht ihres ganzen Besitzstandes durch den Landeshauptmann berauben lassen werde.

Dem vorzubeugen und ihr künftiges Verhalten zu beraten, veranstalteten sie jetzt noch öfter als vorher geheime Versammlungen, bei denen es in der bereits geschilderten Weise laut und hitzig herging. Wollten die einen Unterwerfung, wenn auch nur augenblickliche und scheinbare, so mochten die andern auch davon nichts hören. Sie meinten vielmehr, daß es ehrenhafter sei, im Kampfe unterzugehen, als dem verhaßten Landeshauptmann auch mit nur scheinbarer Versöhnlichkeit entgegenzukommen.

Aber die Klügeren trugen doch zuletzt den Sieg davon. An ihrer Spitze stand Dietrich von Quitzow. Dieser meinte, man müsse durch List zu erreichen streben, was durch Gewalt jetzt nicht zu erlangen sei; man solle, wie es unter den Mächtigen stets Sitte gewesen, des Herzens Meinung hinter glatten Worten verbergen, um im stillen desto ungestörter auf das gemeinsame Ziel lossteuern zu können. Sein Rat laufe darauf hinaus, Friedensverhandlungen mit dem Landeshauptmann nicht aus dem Wege zu gehen, ja, sich in unwesentlichen Punkten nachgiebig zu zeigen, koste es selbst wirklich einige der von ihm begehrten Schlösser und Burgen. Zu billig soll er sie gewiß nicht bekommen, denn nicht allein die volle Pfandsumme, sondern auch der Kostenaufwand für Verbesserungen und Bauten müsse bezahlt werden. Dies aber erfordere Summen, die der Landeshauptmann schwerlich so bald werde beschaffen können. Es würde demnach noch gar mancher Wassertropfen die Havel entlangrinnen und hinlänglich Zeit vergehen, bis er ihnen durch Besitzergreifung wichtiger Burgen und fester Plätze ernstlich schaden könne. Vor allem komme es darauf an, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und deshalb solle man über jeden einzelnen Platz besonders verhandeln. So ließe sich Zeit zu heimlicher Rüstung gewinnen. Sobald man stark genug sei, solle man dann unvermutet über den Burggrafen herfallen und seiner Herrschaft wo möglich mit einem Schlage ein Ende machen. Bis dahin gelinge es vielleicht auch noch, die pommerschen Herzöge zu erneutem Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind zu bewegen.

Solch kluger Vorschlag fand schließlich bei der Mehrzahl Beifall. Ohne Zögern wandten sich die Quitzows an den Landeshauptmann und erboten sich zur Huldigung, wenn er ihnen ihre Rechte und Privilegien lassen wolle. Sie erklärten sich in diesem Falle bereit, ihm diejenigen Burgen und Plätze zurückzugeben, die er begehre, wenn sie sich mit ihm über die Bedingungen einigen könnten. Sie wollten zu dem Zwecke Unterhändler bestellen, der Burggraf möge ein gleiches tun.

Über solch unerwartetes Entgegenkommen war zwar Friedrich erfreut, doch verhehlte er sich nicht, daß die schlauen Widersacher jetzt nur aus der Not eine Tugend machten und gewiß anders reden und handeln würden, wenn ihnen ein besserer Ausweg verbliebe. Er legte deshalb auch nicht mehr Wert auf das Anerbieten, als ihm beizumessen war.

Nach kurzer Zeit schon traten die erwählten Bevollmächtigten beider Teile zusammen und suchten sich bei Führung der Unterhandlungen an Klugheit und Vorsicht zu überbieten. Noch bevor aber irgendein Ziel erreicht wurde, erhielt der Landeshauptmann die frohe Kunde, daß seine Gemahlin schon innerhalb der nächsten Tage in Tangermünde, wo sie ihren Wohnsitz zu nehmen gedachte, eintreffen werde.

Alsbald begab er sich in Begleitung Arnolds und einiger andern Getreuen nach der genannten Stadt. Sehnsucht und Freude erfüllten das Herz des hohen Herrn. Aber auch sein Schildknappe befand sich in froher Erwartung. Jener sollte ja nun nach langer Trennung, nach einer Zeit von Mühe und Trübsal die teure Gemahlin, die geliebten Kinder, Arnold aber die einzige, seit Jahren von ihm getrennte Schwester wiedersehen. —

Es war am 2. Februar des Jahres 1413, da wogten und drängten eine Menge Menschen durch die Straßen von Tangermünde. Festlich geschmückt mit Gewinden von Tannen und Fichten, und mit Kränzen von Immergrün waren die Häuser zu beiden Seiten; lustig flatterten bunte Fahnen über den im besten Sonntagsstaat einherstolzierenden Leuten jedes Alters und Standes. Gewerke, Zünfte und Gilden mit ihren Gewerkszeichen, voran die Fahnenschwenker, durchzogen mit Musik in einzelnen Haufen die

Gassen und stellten sich vor dem Neustädter Tore auf. Dort versammelten sich auch die Domherren und die übrige Geistlichkeit, alle im Festornate. Reiter und Fußgänger, Männer und Frauen, Kinder und Greise standen überall umher oder zogen voll Ungeduld, trotz der winterlichen Kälte auf der Landstraße nach Bolsdorf hinaus.

Da plötzlich drängte sich die Menge lebhafter, Reiter kamen dahergesprengt, und jubelnd ging von Mund zu Mund der Ruf: „Sie kommen!“

Nun rückten die vom Gewerbe ihre Linien gerade; die Pfeifer brachten ihre Instrumente an die Lippen; die Fahnenschwenker sprangen vor die Reihen; die größeren Buben kletterten an den entblätterten Bäumen empor, die kleineren placierten sich auf den Schultern der Erwachsenen.

Gleich nachher erblickte man in der Ferne einen Reiterhaufen. Die Sonne spiegelte sich in den glänzenden Harnischen, Schilden und Helmen, über denen prächtige, bunte Federbüsche wogten und ein Wald von Lanzen funkelte. Jubelgeschrei erscholl vor, neben und hinter dem Zuge und ward bisweilen nur von dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Pauken und Trommeln übertönt.

Jetzt war der Zug nahe herangekommen. Voran ritt der Landeshauptmann auf festlich geschmücktem Rosse in prächtiger Rüstung. Wer ihn sah, mußte die königliche Gestalt, das ernste und doch milde wohlwollende Antlitz sowie den fürstlichen Anstand des hohen Herrn bewundern und loben.

Aber länger und freudiger noch ruhten aller Blicke auf der edlen Frau, die an seiner Seite ritt. Es war des Landeshauptmanns Gemahlin, die schöne Burggräfin Elisabeth. So lieblich und holdselig schaute sie aus, daß selbst die Feinde des Burggrafen im stillen sich zugestehen mußten, sie sei ein herrliches Weib. Man sah es der hohen Frau an, daß sie von dem ihr entbotenen Willkomm tief und freudig ergriffen war. Tränen der Rührung glänzten in ihren Augen, während sie freundlich und leutselig fortwährend dem Volke zunickte.

Ihre Holdseligkeit hatte die Herzen aller im Fluge gewonnen. Oft mußte sie lächeln, wenn sie die unaufhörlich laut werdenden

Ausrufe der Überraschung und Bewunderung hörte, die deutlich bekundeten, daß sie ihren künftigen Landeskindern genehm sei und ihnen wohlgefalle.

Dieser Tag der Freude wog ihr und ihrem Gemahl alle bisher erduldeten Leiden und Sorgen auf. Mit bangem, zagendem Herzen hatte Frau Elisabeth ihren Fuß auf den fremden Boden ihrer künftigen Heimat gesetzt. Wußte sie doch recht wohl, daß da nicht alles war, wie sie und ihr Eheherr es wünschten; verhehlte sie sich doch nicht, daß noch viele trübe Wolken ihren Zukunftshimmel umdüsterten, daß viele und mächtige Feinde bereit waren, ihr und dem Gemahl möglichst viel Herzeleid zuzufügen. Dies alles aber vergaß sie in diesem Augenblicke. Bei der Liebe und dem Wohlwollen des sie umringenden Volkes werde schon ihr Gatte, so hoffte sie, über die bösen Anschläge der Widersacher den Sieg davontragen.

Solcher Empfang war ihrem Gemahl bei seiner Ankunft in den Marken nicht zuteil geworden. Damals hatte niemand ihm ein freudiges Willkommen zugejubelt. Daß sie jetzt so ganz anders empfangen wurde, war dies nicht eine Aufmunterung für den Gatten zu weiterem Ausharren zugunsten der ihm anvertrauten Lande? Mit dankbarem Herzen gedachte sie dessen, und ihre Augen weilten voll Hingebung und Stolz öfters auf dem Gemahl, der freudeglänzenden Blickes neben ihr ritt. Hinter dem fürstlichen Paare zogen Erzbischof Günther von Magdeburg, Wend von Ileburg und andere hohe Herren einher.

Dann gewährte man einen, nach Art der damaligen Zeit zwar plumpen, aber prachtvoll geschmückten, von sechs derben Pferden gezogenen Wagen, worin die Kinder des Landeshauptmanns den hohen Eltern folgten.

Neben diesem Wagen ritt in blanker Rüstung der Leib- und Schildknappe Arnold Hagener. Er sah gar stattlich aus, der kräftige Bursche, auf dem mutig schnaubenden Fuchs. Seine Augen leuchteten und blitzten vor Freude und zeugten von dem Glücke, das sein Herz erfüllte. Der Bursche hielt sein Tier dicht zur Seite eines Mädchens, dessen blaues Augenpaar hell und lustig in die Welt hineinlachte, und dabei doch in Tränen schwamm, während die Wangen vor Wonne über das lang ersehnte Glück des

Wiedersehens sich immer höher röteten. Kordula war es, des Schildknappen liebreizende Schwester. Und die beiden plauderten in einem fort, als ob sie alles andere nicht kümmere.

Den langen Zug beschlossen die neuen fränkischen Kriegsvölker, in deren Geleit Frau Elisabeth die weite Reise unternommen hatte.

Als das fürstliche Paar das Tor der Stadt erreichte, fingen die Glocken zu läuten an. Ehrfurchtsvoll trat ihm der Rat der Stadt entgegen, und das Stadtoberhaupt begrüßte die hohe Frau in wohlgesetzter Rede. Nun ordnete sich der Zug derer vom Gewerke und von den Zünften, die Gilden und Innungen vor dem Fürstenpaar. Unter Jubelrufen, Freudengeschrei, Glockengeläut, unter Sang und Klang, Trommel- und Paukenwirbel ging's dann durch die Straßen der Stadt nach dem festlich geschmückten Schlosse. Hier angelangt, begab sich das fürstliche Paar zunächst in die Schloßkapelle. Dort kniete der Burggraf mit seiner Schön-Else und seinen Kindern nieder, und alle dankten Gott in inbrünstigem Gebete für die glücklich überstandene Reise und flehten zu ihm um Beistand und Segen für die nächste und alle künftige Zeit.

Heitere und ungetrübte Tage verlebte der Landeshauptmann im Kreise der Seinen. Alle seine Angelegenheiten besprach er da mit der Gattin, deren Urteil und Meinung er hochwertete.

Auch Arnold Hagener wurde der edlen Frau in Gegenwart ihrer Kinder vom Burggrafen vorgestellt. Die hohe Frau schlug vor Erstaunen über des Burschen kraftvolles Heranwachsen die Hände zusammen und zeigte sich ihm noch ebenso wohlgeneigt als früher. Es gereichte ihr zu wahrer Herzensfreude, zu vernehmen, daß der treue Bursche sich als Schildknappe ganz dem Dienste ihres Gemahls gewidmet habe.

Mit der Schwester so recht nach Wohlgefallen plaudern zu können, blieb Arnold während dieser friedlich-heiteren Tage Zeit genug. Aber die schönen Tage mußten bald schon recht ernsten, voll Anstrengung und Sorge, Platz machen.

Die Verhandlungen der Friedensvermittler wurden zu Ende geführt. Die Abmachungen entsprachen zwar in vielen Stücken den Wünschen des Landeshauptmanns keineswegs, aber doch war er froh, den verdrußreichen Zwist endlich beigelegt zu sehen.

Die besonderen Unterhandlungen wegen der von ihm geforderten Schlösser und Burgen sollten nun an die Reihe kommen. Aber auch diese wurden rascher zu Ende geführt, als es den Quitzows und Genossen genehm sein mochte. Hatten sie durch diese Unterhandlungen Zeit zu gewinnen gehofft, so sahen sie jetzt, daß sie sich einer Täuschung hingegeben hatten.

Der Landeshauptmann entbot sie zum 4. April nach Berlin, um daselbst die Verträge persönlich und endgültig zum Abschlusse zu bringen. Erst wenn dies geschehen sei, teilte er ihnen mit, könne die Acht vom Kaiser aufgehoben werden. Es war ein unliebsamer Weg für die übermütigen Vasallen. Doch was half's, sie mußten wohl oder übel in den sauren Apfel beißen.

Bei diesen letzten Verhandlungen trat des Landeshauptmanns friedliebender, aber auch fester Sinn so recht zutage. Wo es sich mit seiner Ehre nur irgendwie vertrug, war er sofort zum Nachgeben bereit. Wo dies aber nicht der Fall war, stand er unerschütterlich fest. Seine Offenheit und Geradheit stach überhaupt sehr von der Verlogenheit und Unzuverlässigkeit seiner bisherigen Widersacher ab. Die Mehrzahl derer vom Adel hegte ja die feste Absicht, die Verträge zu brechen, sobald es die Umstände gestatteten.

So schwer es ihnen aber auch ankam, so mußten sie sich doch zur Herausgabe manch festen Schlosses und Platzes bequemen. Denn die alten Freunde in Nürnberg ließen ihren Burggrafen nicht im Stich und hielten die nötigen Goldgulden in Bereitschaft. Doch ließ des Landeshauptmanns Großmut und Nachsicht den adeligen Herren immer noch einen guten Teil ihrer Burgen, darunter gerade die stärksten und festesten: Friesack, die Feste Dietrichs, und Plaue, den Sitz Johann von Quitzows

Als die Verhandlungen ihr Ende erreicht hatten, lud der Landeshauptmann die versammelten Herren zur Tafel und führte sie selbst in den Speisesaal.

Auch die Burggräfin, die mit nach Berlin gereist war, nahm am Mahle teil. Das fürstliche Paar bot alles auf, sich die Herzen der Herren geneigt zu machen. Freilich umsonst! Die Trotzköpfe konnten es nicht verschmerzen, daß sie gegen ihre Gewohnheit sich

zum Nachgeben hatten bequemen müssen. Nicht friedliche Gesinnung, sondern Ärger und Ingrimm erfüllten daher ihre Herzen.

Wie wenig sie geneigt waren, dem Landeshauptmann sich wirklich zu unterwerfen, zeigte sich gleich jetzt. Friedrich hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß Gans von Putlitz mit dem Bischof von Brandenburg in Fehde liege. Freundlich erbot er sich, den blutigen Streit auf gütlichem Wege beilegen zu helfen. Da kam er aber schön an. Putlitz wies sein Anerbieten unfreundlich zurück, und wollte der Landeshauptmann nicht alles Errungene wieder aufs Spiel setzen, so mußte er vorläufig die Dinge ihren Weg gehen lassen.

Am Vormittag des 6. April sollten die Quitzows, Gans von Putlitz und Wichard von Rochow dem Landeshauptmann auf dessen Schlosse zu Berlin die Huldigung leisten. Welch unangenehme Überraschung aber war es für Friedrich, als die Herren unter dem Vorgeben, daß sie abwarten wollten, bis die immer noch auf ihnen lastende Acht aufgehoben sei, und unter andern Ausflüchten die Huldigung wiederum verweigerten. So hatte der Landeshauptmann seinen Hauptzweck doch nicht erreicht. Er wußte recht wohl, was von solchem Hinziehen der Angelegenheit zu halten war. Kein Zweifel konnte ihm bleiben, daß alles, was die Starrköpfe bisher getan hatten, nur trügerischer Schein war und ein Mittel, um Zeit zu gewinnen. Ihr ferneres Tun und Verhalten bezeugte dies immer mehr. Als sei von Frieden zwischen ihnen und dem Landeshauptmann niemals die Rede gewesen, fuhren sie unbekümmert fort, Recht und öffentliche Ordnung zu mißachten. Vor allem fiel es ihnen nicht ein, ihre Fehden mit dem Magdeburger und Brandenburger Bischofe zu unterbrechen. Mit schnödem Hohn wiesen die Streithähne jede Einmischung des Landeshauptmanns schroff zurück. Offen und unverhohlen schrieben sie ihm, der schildgeborene Adel habe das Fehderecht ebensowohl wie der Fürst, und sie hätten nicht Lust, sich dieses Recht irgendwie verkümmern zu lassen.

Dies alles verdroß den Burggrafen höchlichst; indes war seine Geduld doch noch nicht gänzlich erschöpft.

Kaiser Sigismund hatte aufs neue der Mark den Landfrieden in Erinnerung gebracht, wonach bei schwerer Strafe Krieg- und

Fehdeführen verboten war. Des Landeshauptmanns Pflicht war es auch jetzt wieder, darüber zu wachen, daß das erneuerte kaiserliche Gebot beachtet wurde. Er stellte seinen Widersachern vor, daß er ihrer Streitlust unmöglich länger freien Lauf lassen dürfe, und daß sie bei fortgesetzter Widersetzlichkeit ihn zwingen würden, in ihrer Fehdesache gegen die beiden Bischöfe sich auf deren Seite zu stellen. Wollten sie dann auch die Waffen gegen ihn, ihren Landesherrn, kehren, so würde unfehlbar die Reichsaberacht über sie verhängt werden. Solche Gefahr möchten sie doch ja nicht leicht nehmen.

Es war aber alles umsonst. Jeder Versuch, eine aufrichtig gemeinte Verständigung herbeizuführen, blieb erfolglos. Die stolzen Herren erklärten, daß sie von ihren Fehden nicht ablassen könnten und daß sie im angedrohten Falle nicht gegen den Landeshauptmann, sondern gegen den Burggrafen von Nürnberg, der ohne triftigen Grund der Verbündete ihrer Feinde sein werde, das Schwert ziehen würden. —

Über diesem Hin- und Herverhandeln kam der Herbst herbei. Trübe und traurig, wie in der Natur, sah es auch im Herzen des Landeshauptmanns aus. Mit tiefem Schmerze mußte er sich zugestehn, daß er genau auf dem Punkte stehe, wie ein Jahr vorher vor dem unglücklichen Kremmer Treffen.

Wohlunterrichtet von dem Treiben seiner Feinde, wie sie wiederum die Herzöge von Pommern zum Kriege gegen ihn aufzustacheln suchten, wie sie fortwährend geheime Beratungen hielten und im stillen rüsteten, blieb ihm auch nicht ein Strahl von Hoffnung, mit so starrsinnigen Leuten in Güte auszukommen.

Als der Kampf nicht länger zu vermeiden war, da zeigte Friedrich, daß er noch ganz der alte war: alle Ungewißheit, alles Zögern wich vor den Erfordernissen der Notwendigkeit und machte unbeugsamer Entschlossenheit Platz.

„Mit diesen Herren", sprach er, „ist im guten nichts auszurichten. Ihre Eifersucht, vor allem aber ihre Rauf- und Raublust läßt ihnen nicht Ruhe. Führen diese Schnapphähne ihr Schwert nicht gegen mich, dann gegen andere. Der Frieden ist ihnen verhaßt, der Krieg allein ist ihre Lust und Freude. Das kann jedoch

ſo nicht fortgehen. Wohlan denn, ſo will ich ihrer Willkür, ihrem Übermut einen Damm entgegenſetzen, mag es biegen oder brechen. Vor allem gilt's, die Pommern zur Ruhe zu verweiſen. Mit Gottes Hilfe ans Werk!"

Sofort — es war am 20. Oktober — verklagte der erzürnte Landeshauptmann die beiden Quitzows, Gans von Putlitz und Wichard von Rochow, die Vornehmſten und Mächtigſten des märkiſchen Adels, wegen Landfriedenbruches beim Kaiſer. Eingehend ſchilderte er ihm deren Verhalten ſeit ſeiner Ankunft in den Marken und was er nun gegen ſie zu tun entſchloſſen ſei. Zugleich auch führte er Klage gegen die ſtettiniſchen Herzöge und bat den Kaiſer, dieſe zum Stillſitzen zu nötigen, damit er freie Hand gegen die inneren Feinde behalte.

Die ſchlimme Botſchaft erbitterte den Kaiſer über die Maßen. Schon im November langten Kundgebungen von ihm an, durch welche die Quitzows und die andern Unruheſtifter vor das erzürnte Reichsoberhaupt geladen wurden, um ſich wegen ihrer Eigenmächtigkeiten, wegen Landfriedensbruchs und wegen ihres ungebührlichen Verhaltens gegen den verordneten Landeshauptmann zu verantworten. Als unliebſame Zugabe enthielten die Schreiben die Drohung, daß etwaige Nichtbeachtung dieſes Gebotes die ſofortige Verhängung der Reichsaberacht zur Folge haben werde.

Da hätte man meinen ſollen, die ſtolzen märkiſchen Herren würden zu Kreuze kriechen, denn mit des Reiches Aberacht war's eine gefährliche und mißliche Sache. Wen ſie traf, der war vogelfrei, ſchutz- und rechtlos, den konnte totſchlagen, wer Luſt hatte, ohne damit etwas Strafbares zu begehen. Niemand durfte den Geächteten hegen, beherbergen oder in irgendeiner Gemeinſchaft mit ihm ſein. Auch verfielen alle ſeine Güter und ſein ſämtliches Eigentum dem Landesherrn.

Den Starrköpfen waren die ſchlimmen Folgen der Ächtung recht wohlbekannt, aber dennoch machten ſie nicht im geringſten Miene zum Nachgeben. Auch ſie wollten es aufs äußerſte ankommen laſſen, falls nicht etwa, wie ſie immer noch hofften, die kaiſerliche Drohung eben nur, wie ſo oft ſchon, eine Drohung blieb. Sie trauten weder dem Kaiſer noch dem Burggrafen ſo

entscheidende Schritte gegen sie, die Mächtigen des Landes, ernstlich zu. Unbekümmert legten sie daher die kaiserlichen Schreiben beiseite und setzten unverdrossen die Fehden fort.

Da, es war am 30. November, traf sie ein schwerer Unfall; für den Landeshauptmann hatte er den Wert einer gewonnenen Schlacht. Kaspar Gans von Putlitz wurde nämlich in einem kleinen Dorfe, unweit Spandau, von einer überlegenen, brandenburgischen Reiterschar überrascht und nach kurzer Gegenwehr gefangengenommen.

Die Quitzows verloren in Gans ihren mächtigsten und treuesten Bundesgenossen. Auf alle andern, von denen sich ohnedies ein guter Teil dem Burggrafen zugewandt hatte, durften sie nicht bauen, und nur auf Wichard von Rochow konnten sie sich verlassen.

Hatte hierdurch ihr Macht empfindliche Schwächungen erlitten, so nahm die des Landeshauptmanns von Tag zu Tag zu. Zunächst erneuerte er das Bündnis mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg. Weiterhin schloß er aber auch noch neue Schutz- und Trutzbündnisse mit Herzog Rudolf von Sachsen und Fürst Albrecht von Anhalt-Zerbst.

Am 11. Dezember trafen sich sämtliche Verbündete in Treuenbrietzen zusammen, um gemeinschaftlich Beratung zu pflegen. Alle erkannten, daß die Macht der Gegner ungebrochen bleiben werde, solange sie im Besitze ihrer starken und festen Burgen blieben. Diese zum Falle zu bringen, müsse daher das nächste Ziel sein.

Auf des Burggrafen Rat wurde der Beschluß gefaßt, die Hauptsitze der Feinde an einem und demselben Tage zu umlegen, damit die Besatzung der einen nicht der andern zu Hilfe kommen könne. Auch wurde festgesetzt, daß die Magdeburger Plaue, die Sachsen Golzow, das Schloß Wichards von Rochow, der Landeshauptmann selbst aber Burg Friesack umlege und mit Gottes Hilfe nehme. Bis Ende Januar des kommenden Jahres wollten alle schlagfertig sein und dann an einem Tage gegen die Widerspenstigen zu Felde ziehen.

Obwohl vor Ablauf des Jahres abermals neue Hilfsscharen aus Franken eingetroffen waren, unterließ der Landeshauptmann

doch nichts, was dazu dienen konnte, seine Macht immer noch mehr zu verstärken. Er wußte recht wohl, daß, wenn er die Feinde jetzt nicht vernichtete, wenn sie abermals Sieger blieben, es mit seiner Herrschaft in den Marken zu Ende war. Solche Schmach mochte er nicht erleben. Er gewann noch viele einflußreiche und mächtige Herren vom Adel für sich, darunter auch manche, die früher zu seinen Feinden und Widersachern gezählt hatten. Die Mehrzahl der märkischen Ritter weigerte sich jedoch, an dem bevorstehenden Kampfe sich zugunsten der einen oder der anderen Partei zu beteiligen. Auch den in jener Zeit wegen seiner Tapferkeit und Kriegskunst hochberühmten meißnischen Ritter Otto Pflugk gewann der Burggraf für sich.

Zuletzt verschaffte er sich einen Bundesgenossen an einem damals noch überaus seltenen Kriegswerkzeuge, dessen Eigentümer der Landgraf Friedrich von Thüringen, der Schwager des Erzbischofs von Magdeburg, war. Dieser besaß nämlich eine riesige „Donnerbüchse", eine Kanone, vom Volke die „faule Grete" geheißen. Diese „Büchse" schleuderte auf weite Entfernung ungeheure Steinkugeln mit solcher Wucht, daß die stärkste Mauer nicht Widerstand leisten konnte. Um Darleihung dieses Mauerbrechers bat der Landeshauptmann den Landgrafen, der sich ihm auch „hold und gewärtig" zeigte. Mit Spannung harrte Burggraf Friedrich der Ankunft der Kriegsmaschine.

Das Jahr 1414 brach an — wiederum ein trauriges Neujahr! Wie die Schwüle vor einem Gewitter, so lag es über den Marken und auf den Gemütern der Bewohner. War es doch für niemand ein Geheimnis geblieben, daß abermals blutiger Krieg zwischen dem Landeshauptmann und den beiden Quitzows und deren Anhang bevorstehe.

Schon am 14. Januar empfing der Burggraf die kaiserlichen Erlasse, durch die über Dietrich und Johann von Quitzow, Kaspar Gans von Putlitz und Wichard von Rochow des Reiches Aberacht verhängt wurde.

Auch an die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern waren Schreiben gelangt, worin den beiden Fürsten bei Strafe der Acht verboten wurde, den Quitzows und deren Anhang Beistand zu

leisten. Ob diese Warnung die beabsichtigte Wirkung haben werde, konnte niemand wissen. Der Landeshauptmann hielt es daher für zweckmäßig, ohne Verzug mit der Belagerung der feindlichen Burgen zu beginnen und sie wo möglich zu nehmen, ehe noch die Pommern sich vollständig rüsten und ihren märkischen Freunden zu Hilfe kommen konnten.

---

9. Der Treuschwur auf der Feste Friesack.

In einem abgelegen und wohlverschlossenen Gemache des Schlosses Friesack fand an einem der letzten Tage des Januar eine jener geheimen Versammlungen statt, wie sie die Feinde des Landeshauptmanns von Zeit zu Zeit veranstalteten. Aber still und leer war es in dem geräumigen Saale, wo sonst so viele Stimmen laut geworden waren. Nur zwei der Verbündeten, Johann von Quitzow und Wichard von Rochow, hatten der Einladung Dietrichs Folge geleistet. Alle andern fanden es, schnurstracks dem einst in Wilsnack gegebenen Gelöbnis entgegen, ratsam, sich auf die Seite des Landeshauptmanns zu schlagen, oder doch wenigstens dem heranziehenden Gewitter fern, das heißt, neutral zu bleiben, um nicht von den vernichtenden Blitzschlägen getroffen zu werden.

Da saßen sie nun verlassen und vereinsamt, die drei finsteren, eisenharten Männer, und besprachen ihre Angelegenheiten.

„Gewiß also ist's: mit dem Sachsen, dem Zerbster und dem Magdeburger hat er sich eng verbündet, der aalglatte Nürnberger!“ sagte Wichard von Rochow. „Mit ihm selbst vier wahrlich nicht zu verachtende Gegner!“

„Im Felde sind wir so zahlreichen Feind leider nicht gewachsen,“ gestand Dietrich zu, „recht wohl aber hinter den Mauern unserer Rittersitze. Laßt sie nur kommen und sich die Zähne an unseren festen Wehren zerbrechen. Wird es doch dann den heranrückenden Pommern um so leichter gelingen, ihrer mit unserer Hilfe, wie bei Kremmen, Herr zu werden.“

„So ist's“, stimmte Wichard bei. „Der Herr Burggraf weiß ja schon, was wir im Verein mit unseren Verbündeten zu leisten

vermögen. Das Kremmer Treffen hat er gewiß noch nicht vergessen. Wie damals, soll er seinen Mann auch jetzt an uns finden. Er kennt unsere Burgen nicht. Vor meinem Golzow wird er lange liegen müssen, ehe ich mürbe werde. Und umlegt er die eine Burg, so kommt dieser die Besatzung der andern zu Hilfe."

„Daran wollen wir vor allem festhalten, daß wir uns gegenseitig Beistand leisten, wenn es möglich ist", setzte Dietrich hinzu.

„Und wenn man uns alle zu gleicher Zeit bedrängte, so bliebe doch dem Feinde nur ein Weg, unserer Schlösser Herr zu werden, der nämlich, uns auszuhungern", erklärte Wichard.

„Ha, ha," lachte Johann, „da kann er lange vor meinem Plaue liegen!"

„Friesack ist auch wohlverproviantiert auf viele Monate", versicherte Dietrich.

„Nicht minder Golzow", fügte Wichard hinzu.

„Nun denn, so können wir wohlgemut den kommenden Dingen entgegensehen!" meinte Dietrich. „Auf der Pommern Hilfe dürfen wir sicher rechnen; unsere Plätze sind fest, gut bewehrt und wohlverproviantiert. Gebt acht, haben wir nur erst einen Vorteil errungen, so fällt uns das ganze Land, die ganze Schar der wankelmütigen Freunde, unserer ehemaligen Bundesgenossen, wieder zu."

„Eine Sorge bleibt uns dennoch", gestand Wichard von Rochow mit sichtlicher Beklemmung. „Der Kaiser hat uns mit der Reichsaberacht bedroht. Wenn er diese Drohung wahrmachte, dann wäre unsere Lage wahrlich keine beneidenswerte."

„Daran ist nicht zu denken", suchte Johann den Genossen zu beruhigen. „Sigismund wird es nimmer wagen, die Aberacht an uns zu vollziehen."

„Ich bin ganz deiner Meinung, Bruder", stimmte Dietrich bei. „An Vollzug der Aberacht ist nicht zu denken. Wie oft schon hat der Kaiser mit allen erdenklichen Strafen gedroht und hat sie doch niemals zur Ausführung gebracht."

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

Als Dietrich sie öffnete, stand draußen seine Gemahlin, Frau Elisabeth, eine schöne, stattliche Frau. Sie schaute aber gar ängst-

lich drein, und ihr Gesicht war auffallend bleich. In der leise bebenden Hand hielt die Rittersfrau ein großes, versiegeltes Schreiben.

„Ein Bote des Landeshauptmanns brachte dies“, sagte sie, indem sie ins Zimmer trat. „Was wird es enthalten, Dietrich?“

„Bah — was wird es enthalten, Elisabeth!“ sagte der Ritter und nahm die Zufertigung; „eine neue Drohung oder höchstens eine Absage.“

„Oder die Verhängung der Aberacht!“ flüsterte Wichard vor sich hin.

Dietrich erbrach das Schreiben. Er warf einen raschen Blick auf die von früher her bekannten Schriftzüge. Da plötzlich flog es wie ein Beben über seinen Körper, und die Hand mit dem Schreiben begann zu zittern; sein Gesicht, erst bleich wie Marmor, übergoß sich mit Purpurröte.

„Galgen und Rad!“ brüllte er und schleuderte das Papier weit von sich, als sei es eine um sich beißende Giftschlange. „Wir sind in Aberacht!“ fügte er alsdann stöhnend vor Schrecken und Ingrimm hinzu.

„O Gott, wie schrecklich!“ seufzte Frau Elisabeth, in Tränen ausbrechend und die Hände ringend.

Johann bückte sich nach dem Schreiben und las flimmernden Blickes die verhängnisvolle Botschaft.

„Mir ahnte es“, stöhnte Wichard von Rochow, indem er ans Fenster trat und finster über die öde Fläche des bruchigen, da unten sich ausbreitenden Luchs hinstarrte.

Banges Schweigen herrschte einen Augenblick in dem weiten Gemache. Der Schlag kam zu unerwartet und traf allzu gewaltig.

„Das ist des Burggrafen Werk!“ knirschte Dietrich und ballte die Eisenfaust vor Wut und Schmerz. „So weit hat er es also doch gebracht!“

„Nun sind wir vogelfrei“, zürnte Johann, indem er das Schreiben wieder zu Boden warf und es unter die Füße trat. „Nun kann uns totschlagen, wer Lust hat. Ein Hund findet mehr Schutz und Recht als wir. — Daß es dahin kommen würde, hätte ich doch nimmer gedacht. Ha, du glattzüngiger Franke!“

„Rache, ewige Feindschaft ihm!“ knirschte Wichard und stampfte mit dem Fuße auf den Boden.

„Fort nach unsern Burgen! Er soll uns auf dem Posten finden! Nun der Würfel gefallen ist: hinweg mit allem Zagen! Wir oder er!“ rief Wichard von Rochow und eilte nach seinen Waffen in der Zimmerecke.

„Ja, brechen wir unverzüglich auf!“ stimmte Johann bei. „Wir müssen unsere Burgen erreicht haben, bevor die Aberächtung öffentlich bekanntgegeben wird, womit der Burggraf nicht zögern wird. Wir haben gerade Feinde genug unter dem Volke, daß unserem Leben durch die Aberacht arge Gefahr erwachsen kann.

So leb' denn wohl, Bruder, und auch Ihr, Schwägerin. Helfe der Himmel, daß bei unserem Wiedersehen mehr Freude unter uns herrscht, als bei dieser Trennung!“

„Es bleibt bei allen unseren Verabredungen“, mahnte Dietrich und reichte dem Bruder und dem Freunde die Hand. „Wenn die Pommern zu rechter Zeit kommen, dann ist noch nichts verloren. Das sei unser Trost, unsere Hoffnung. Leb wohl, Johann; lebt wohl, Rochow!“ —

Auf dem geräumigen Burghofe waren unterdessen die Mannen und Kriegsleute des Ritters zusammengekommen und harrten voller Erwartung der Befehle des Herrn. Dietrich ließ sie einen Kreis bilden und stellte sich mitten hinein.

„Ich und mein Bruder Johann, Herr Gans von Putlitz und Herr Wichard von Rochow,“ hub er an, „sind, weil man uns beschuldigt hat, den Landfrieden gebrochen zu haben, in des Reiches Aberacht gefallen. Ihr erschreckt darob, und fürwahr, es kann mich nicht wunderrn! Doch hört jetzt, was ich euch zu sagen habe. Wir haben, ihr alle wißt es, ehrliche Fehde geführt gegen unsere Feinde, den Magdeburger und den Brandenburger Bischof. Dies hat der Fremdling aus Franken, der Burggraf von Nürnberg, der sich Landeshauptmann der Mark nennen läßt, nicht dulden mögen und hat unser Tun, als wir seinem Gebote nicht Folge leisteten, kaiserlicher Majestät als Landfriedensbruch dargestellt. Daraufhin ist nun die Aberacht über uns verhängt worden. Wir haben solch harte Strafe durch unsere ehrlichen Fehden mit

den Feinden nicht verdient. Sonach hat man uns ſchweres Unrecht angetan. Aber gleichviel, die Aberacht iſt ausgeſprochen, und nun bleibt uns nichts übrig, als ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Burggrafen und ſeinem Anhange. Die meiſten von euch kenne ich ſchon ſeit langer Zeit. Ich weiß, ihr ſeid tapfere, brave Burſchen, Kerle, die keine Furcht kennen. Zu keiner Zeit habe ich eurer ſo ſehr bedurft als jetzt. Ich hoffe darum, daß ihr treu zu mir ſtehen werdet gegen den Nürnberger, und daß keiner von euch ſich als ein Lump erweiſen wird, der ſeinen Herrn in der Not im Stich läßt. Sollte aber dennoch einer unter euch ſein, der das Herz eines Haſen in der Bruſt trägt oder überhaupt nicht Luſt hat, einem Aberächter zu dienen, ſo trete er friſch hervor. Iſt und bleibt er auch ein Lump und Schuft, ſo ſoll er dennoch unverkürzt ſeinen Lohn erhalten und hinziehen dürfen, wohin er Luſt hat.“

Lautloſe Stille herrſchte nach dieſen rauhen Worten unter den Kriegsmannen. Niemand rührte und regte ſich. — Dietrich ſchaute rings im Kreiſe umher, und ein Freudenſtrahl zuckte über ſein Geſicht.

„Will keiner von meinem Anerbieten Gebrauch machen? Oder wäre einer unter euch, der meine Worte nicht verſtanden hat?“ fügte er hinzu, „oder einer, der die Folgen der Aberacht und die Gefahr, der ſich der Verteidiger eines Aberächters ausſetzt, nicht kennt, der ſpreche oder hebe die Hand empor!“

Unbeweglich ſtanden die Knechte, nur ein Zucken des Unwillens fuhr über manches der bärtigen Geſichter. In dieſem Augenblick trat Hans Sporrmann einen Schritt vor und ſprach:

„Geſtattet mir, gnädiger Herr, einige Worte zu ſagen im Namen aller. Herr, glaubt's!“ fuhr er alsbald fort, „Euer Unglück beklagen wir alle. Möge Gott diejenigen verdammen, die es herbeigeführt haben. Aber wenn's uns auch von Herzen leid tut, Euch mit ſo großen Sorgen belaſtet und von ſo großer Gefahr bedroht zu ſehen, wie könnt Ihr glauben, daß auch nur einer unter uns ſich befinde, der ſo feig und niederträchtig wär', Euch in ſo ſchlimmer Zeit im Stich zu laſſen! Seid Ihr doch nur ſtreng, ſtolz und ſchlimm begegnet Euren Feinden, niemals

aber Euren Dienern, Knappen und Knechten, die Euch alle wohlzugetan sind. Hättet Ihr mich vorher allein gefragt: Hans, wie steht's, gibt's wohl einen Lumpen unter meinen Leuten, der mich jetzt verlassen könnt'? Ich hätt' alsobald geantwortet: „Nein, Herr, solch elenden Schuft habt Ihr gottlob nicht drunter. Nun seht Ihr's selber!"

„Ich danke dir, Hans, und allen andern", lautete des Burgherrn freudige Antwort. „Mit Stolz und Zuversicht erfüllt es mich, so treue Knechte und Mannen zu haben. So darf ich also fest auf euch alle rechnen, komme es, wie es wolle?"

„Im Glück und Unglück! In Not und Tod!" schrien die Kriegsmannen durcheinander, doch aller Stimmen übertönte des Wachtmeisters kräftiger Ruf.

---

10. Die Belagerung Friesacks setzt ein.

Gleich einer Insel erhebt sich mitten im wilden und sumpfigen, havelländischen Luche ein kleines Ländchen, Friesack geheißen. Am Rande des Luchs lag das Schloß Friesack, das in jenen Zeiten als eine der festesten Burgen der Mark galt.

Eine gänzliche Umlegung des Schlosses war daher nur im Winter, wenn der Sumpf zufror, möglich. Aber selbst zu dieser Jahreszeit galt es als kein leichtes Unternehmen, den Platz zu belagern und zu bezwingen. Riesige Mauern, tiefe Gräben und mächtige Wälle umgaben ihn. Drinnen aber waren zahlreiche tapfere Verteidiger, an deren Spitze der eisenfeste, kühne Quitzow, bereit, jeden Angriff energisch abzuwehren.

Am 6. Februar des Jahres 1414 bewegten sich von allen Seiten her die Kriegerhaufen des Landeshauptmannes nach dem Schlosse hin, und eine lebende, eiserne Mauer schob sich nun in weitem Kreise um die Steinmauern der Burg. Da wehten Kriegsfähnlein, blinkten Wehr und Waffen, schmetterten Trompeten überall. Hier ein Reiterhaufen, dessen Rosse über den hart-

gefrorenen Boden und den festgetretenen Schnee sprengten; dort große und kleine Trupps Fußvolk, darunter wieder die Städter, die sich bei Kremmen als tapfere Krieger bewährt hatten, in ihren vorderen Reihen Arbeiter mit Belagerungswerkzeug: Spaten, Schippen, Hacken und Äxten, überall dazwischen Träger von Sturmleitern und sonstigem Sturmgerät, Sturmwagen mit Fallbrücken und Mauerbrechern. Hier hielten Lanzenknechte, bewaffnet mit langen Speeren, wuchtigen Morgensternen, blinkenden Hellebarden und doppelschneidigen Schwertern, dort Armbrustschützen mit eisenbeschlagenen Armbrüsten und starkem Seitengewehr. An allen Ecken und Enden war das Klirren von Erz und Eisen, von Rüstzeug und Harnischen, das Wiehern und Schnauben von Rossen, das Singen und Jubeln der Kriegsmannen und das weithin tönende Kommando der Führer zu vernehmen. Rund im Kreise, wie aus der Erde gezaubert, erstanden weiße und buntfarbige Zelte in großer Zahl, dazwischen hier und da ein besseres für die Obersten und Hauptleute.

Auf schwarzem Streithengste, gefolgt von seinem Schildknappen Arnold Hagener, sah man den Landeshauptmann bald dahin, bald dorthin sprengen. Hier verbesserte er die Stellung und Verteilung des Belagerungsheeres, dort besichtigte er die Arbeiten der Schanzer, lobte die Fleißigen und ermahnte die Lässigen. Stieg er auf einen günstig gelegenen Hügel, dann flog sein Blick abmessend und prüfend hinüber nach den Mauern der Burg. Jetzt wieder. Nun raunte er Arnold einige Worte zu, und alsbald eilte dieser davon. Nicht lange währte es, so rollte, von derben Rossen gezogen, eine Maschine heran, auf deren beiden Rädern eine lange Stange mit löffelartiger Endung ruhte. Es war eine Blide, ein damals gebräuchliches Belagerungsgerät. Hintennach folgten einige mit kleineren Steinen, verwestem Vieh, Fässern mit Kot und Teer beladene Wagen. Durch ein kräftiges Überschlagen der Blidenstange sollten all diese Dinge, der Teer brennend, in die belagerte Burg geschleudert werden.

Und weiter zog der Landeshauptmann.

Auf dem kleinen, besonders günstig gelegenen Mühlberge hielt er länger. Da schaute, prüfte und erwog er mit besonderer Sorgfalt.

„An dieser Stelle soll die Donnerbüchse ihren Platz haben. Geleite sie hierher, Arnold!“ sagte er alsdann.

Nach kurzer Zeit schon keuchte ein langer Zug von Rossen daher, der das riesige Belagerungsgeschütz nach dem erwählten Platze beförderte. Hintennach folgten Fahrzeuge mit Kugeln und Pulver.

Lauter knallten die Peitschen, und kräftiger erscholl der Ruf der Rosselenker am Fuße des etwas steilen Hügels. Noch eine letzte tüchtige Anstrengung, und die „faule Grete“ stand, wo sie stehen sollte. Nun warfen zahlreiche Arbeiter mit Spaten, Schippen und Picken hohe Wälle vor dem Geschütze auf, um es vor den Kugeln der vier kleinen Donnerbüchsen, in deren Besitz der Quitzow war, zu schützen. Auch viele mit Sand und Erde gefüllte Körbe wurden langhin aufgestellt und übereinander geschichtet, um als Bollwerk zu dienen. Eine Strecke hinter dem Geschütze fanden die Pulverwagen ihren Platz, die noch fester mit Wällen und Schutzwehren umbaut wurden, damit dem kostbaren, damals schwer zu beschaffenden Schießmaterial kein Schaden zugefügt werde.

Als der Abend herannahte, reckte die „faule Grete“ gesichert und wohlgeschützt den Mauern von Friesack drohend ihre Mündung entgegen. Und der Kriegsherr stand unfern und schaute frohen Herzens nach dem neumodischen Bundesgenossen, auf dessen Herbeischaffung so viele Mühe und Kosten verwendet worden waren. Wie wurde dem hohen Herrn nun die Zeit lang und auch Arnold und noch manchem andern, bis die „faule Grete“ ihr großes, ehernes Maul auftat, um denen da drüben den ersten mark- und beinerschütternden Gruß zuzubrüllen!

Am 8. Februar waren alle Vorbereitungen zu dem Zerstörungswerk vollendet und die Burg rings von einem tapferen und zuverlässigen Heere umstellt.

Es war noch früh am Morgen. Silbergrauer Nebel lag auf dem Lande und ließ nur in undeutlichen Umrissen die Mauern Friesacks erkennen. Man mußte Geduld fassen, bis die Sonne höher am Firmament emporstieg und die Dünste bewältigte. Ihre Strahlen fielen denn auch energisch über die trüben Gesellen her

und verscheuchten sie nach hartem Widerstande. Immer deutlicher und klarer traten die Türme und Mauern der Burg hervor.

„Ans Werk denn in Gottes Namen und mit seiner Hilfe!“ gebot der Landeshauptmann, der bei der „faulen Grete“ hielt. Nun sputete sich der thüringische Büchsenmeister und gab sich Mühe, seine Geschicklichkeit vor dem Gebieter und den anwesenden Rittern, Obersten und Hauptleuten zu Ehren zu bringen. Eine riesige Menge Pulver verschwand im gähnenden Schlund des Ungeheuers, dann folgte, von einigen Männern herbeigeschleppt, die schwere Steinkugel. Als das Geschütz geladen war, blickte der Geschützmeister den Kriegsherrn fragend an.

„Dem Turme dort gelte der erste Schuß!“ befahl Friedrich und zeigte mit dem Finger nach dem Ziel.

Sorgsam richtete der Büchsenmeister die „faule Grete“, daß sie ihren ersten Gruß auch getreulich dem bezeichneten Turme überbringe. Dann schwang er triumphierenden Blickes die brennende Lunte — ein heller, greller Blitz, darauf ein Knall, daß mancher der Umstehenden vor Schreck fast in die Knie gesunken wäre.

Als die Rauchwolke sich etwas verzogen hatte, sahen alle gespannt und voll Erwartung nach dem Turme hinüber.

„Bei St. Kilian, ein weites Loch im Turme! Die ganze Mauer ist durchbrochen!“ rief der Landeshauptmann ebenso überrascht, als höchlichst befriedigt. „Wahrlich, solche Gewalt hätte ich der Büchse doch nicht zugetraut!“

„Wird noch besser kommen“, versicherte der Thüringer Büchsenmeister, vergnügt vor sich hinlächelnd.

Die Ritter umher aber sahen sich voll tiefen Schreckens an. Was vermochten hinfort ihre Burgen gegen solch furchtbaren Feind auszurichten?! Dem konnte ja keine Mauer und kein Turm widerstehen! Kein noch so fester Panzer vermochte da noch Brust und Gliedmaßen zu schützen. Da half auch kein kühner Mut, keine ritterliche Tapferkeit mehr, da war und blieb derjenige der Stärkste und Unbezwingbarste, der über solche Waffen gebot, und wäre er sonsthin der größte Feigling oder Schwächling. — Dieser erste Schuß der „faulen Grete“ kettete manchen Ritter fester an die Sache des Burggrafen, als es auf irgendeine andere Weise hätte geschehen können.

„Fertig!“ rief der Geschützmeister, und zum zweitenmal blitzte und krachte die „faule Grete“.

Aber vergebens suchten seine und aller andern spähende Blicke nach einer neuen Bresche im Turme. Das Geschütz war zu hoch gerichtet gewesen, und die Kugel daher über ihr Ziel hinweggegangen.

„Das nächstemal trifft die „Grete“ besser!“ tröstete der Büchsenmeister.

Und sie traf wirklich besser. Der dritte Schuß traf den Turm einige Fuß unterhalb der Stelle, wo die erste Kugel eingeschlagen war. Im Nu brach das Mauerstück zwischen beiden Löchern nach, und eine weite, klaffende Öffnung gähnte vom Turme herüber. Da jubelten sie alle laut auf. Der Geschützmeister aber richtete sich höher empor, blickte stolz und zufrieden um sich und streichelte dabei liebkosend seine „Grete“.

In einem fort wetterte fortab die Donnerbüchse gegen die Türme der Burg. Aber auch die Feinde standen Rede und Antwort. Doch konnten ihre kleinen Rohre, deren Knall zu dem Donnerkrachen der „faulen Grete“ sich etwa wie das Brummen eines Bären zum Quieken eines Mäusleins verhielt, nicht viel Schaden anrichten.

Auch die Bliden ließ nun der Landeshauptmann in Bewegung setzen. Sie schleuderten Steine und übelriechende Tierleichen in die Burg. Brennende Teerfässer aber warfen sie auf die mit Stroh bedeckten Gebäude des Schlosses, so daß dort bald eine Feuergarbe aufstieg und in heller Lohe zum Himmel emporschlug.

So kam der Abend heran. Da ruhte auch die „faule Grete“ und kühlte ihren Riesenleib, dem es trotz der winterlichen Kälte glühend heiß bei der Arbeit geworden war. Zahlreiche und starke Wachen wurden ausgestellt, um etwaigem Überfalle zu begegnen.

Ruhe und Stille breitete sich über das Kriegslager aus; nur hier und da tönte noch aus diesem und jenem Zelte Singen und Lachen.

Als der neue Tag anbrach, setzte die fleißige „faule Grete“ ihr Zerstörungswerk unverdrossen fort.

„Gestern war's Scherz, heut wird's Ernst!“ sagte der Büchsenmeister und richtete die Donnerbüchse nicht mehr nach den Türmen, sondern nach der Umfassungsmauer der Burg.

„Was tust du da, Freund?“ fragte einer der umstehenden Ritter.

„Wenn wir dem Feinde auch alle Türme zusammenschießen, Herr,“ antwortete der Geschützmeister, „so gewinnen wir doch die Burg nicht. Die Ringmauer müssen wir durchbrechen, wenn das Nest erstürmt werden soll. Freilich auf einen Hieb fällt kein Baum.“

„Aber diese Mauern sind von gewaltiger Stärke. Es wird selbst mit solcher Büchse schwerhalten, sie zu durchbrechen“, meinte der Ritter.

„Was die „faule Metze“ bei der ebenso starken Harzburg zustande gebracht hat, wird die „faule Grete“ wohl auch hier fertigbringen“, nahm der Burggraf das Wort.

„So ist's, gnädigster Herr“, stimmte der Thüringer bei. „Fünfzig Kugeln, immer auf dieselbe Stelle treffend, werden die Mauer durchschlagen, und wär' sie noch so dick. Morgen noch fünfzig, und die Bresche wird so groß sein, daß zehn Mann nebeneinander in die Burg marschieren können.“

„Meinst du wirklich, daß schon sobald der Sturm beginnen könne?“ fragte der Landeshauptmann selber verwundert.

„Wenn die Sonne noch zweimal ihren Lauf vollendet hat, dann, hoher Herr, ist sicherlich eine Bahn gebrochen, breit genug, Eure Mannen auf ihr zum Siege zu geleiten.“

„Wenn dem so wäre! — Nun, wir werden sehen. Beginne ohne Säumen dein Werk!“

Nun schleuderte die „faule Grete“ Schuß auf Schuß ihre Geschosse gegen die Mauern der Burg, und mit Staunen sah der Kriegsherr, wie die Kugeln ein Stück nach dem andern herausrissen, wie sie sich tiefer und tiefer Bahn hineinbrachen.

Noch einmal, lieber Leser, wenden wir uns dem Morgen des 6. Februar zu.

In der Frühe dieses Tages schritt Dietrich von Quitzow sorgenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Schon seit mehreren Tagen hatte er die Ankunft der Feinde erwartet. Die Untätigkeit, zu der sie ihn nötigten, die Ungewißheit, in der er lebte, wirkten lähmend auf seinen Geist.

Kuno, sein jüngerer Sohn, stand unterdessen am Fenster und schaute aufmerksam hinüber nach dem Mühlberg, auf dem etliche Windmühlen ihre Flügel bald rascher, bald langsamer, je nachdem der Wind stärker oder schwächer blies, im Kreise drehten.

„Hei, da kommen sie, Vater!“ rief der Jüngling plötzlich laut und in fast freudigem Ton. „Siehst du, dort ziehen schwerbewaffnete Reiter am Hügel hinauf! Der vordere auf mächtigem schwarzen Streitroß hält jetzt oben an und schaut, wie's scheint, nach unserer Burg aus.“

Dietrich trat ans Fenster und blickte prüfend nach dem Mühlberge hinüber.

Zu beiden Seiten des Berges zogen Heeresmassen heran, große Haufen Fußvolks und starke Reiterzüge. Bald blitzte es in weitem Kreise von Harnischen, Rüstzeug und Waffen aller Art, und Tausende von Fähnlein flatterten im Winde.

„Der Geächtete wird umgarnt!“ murmelte Dietrich. „Nun wohlan, die Würfel sind gefallen. — Elisabeth!“ rief er alsdann zur Tür hinaus.

Doch die Gerufene kam ihm bereits entgegen.

„Hast du schon gesehen?“ rief sie mit beklommener Stimme dem Eheherrn zu.

„Ja! Die Stunde der Entscheidung naht.“

„Wie bangt mir vor den nächsten Tagen!“

„Mut, Frau! Unsere Mauern sind nicht so rasch überstiegen; sie sind auch fest genug, manch starkem Anpralle zu widerstehen. Dann kommt uns jedenfalls Johann zu Hilfe und hoffentlich auch Rochow, ganz sicher aber die Pommern. Sowie diese da sind, machen wir einen kräftigen Ausfall und packen den Feind vorn, während jene ihm in den Rücken fallen. So rasch, wie er ge-

kommen ist, wird er alsdann von den Hügeln dort wieder verschwinden."

Nun traten beide ans Fenster und schauten auf die kurz zuvor so friedlichen und nun einen so kriegerischen Anblick gewährenden Gefilde hinaus. Immer neue Haufen wohlbewaffneter Kriegsmannen zogen heran und nahmen in weitem Kreise Aufstellung.

„Galgen und Rad! Dort flattert auch das Banner des Grafen von Lindow!" wetterte Dietrich. „Er war einst mein guter Freund und Verbündeter. Einer an des andern Seite fochten wir in mancher Fehde für die gleiche Sache. Und jetzt? — Als Feind steht er vor meiner Burg und harrt des Augenblicks, den ehemaligen Waffenbruder bekämpfen und besiegen zu können. Es ist kein Verlaß mehr, selbst auf den besten Genossen. Im Glücke treu, im Unglücke feig und verräterisch — so sind sie fast alle. Schmach und Schande über sie! — Weiterhin ziehen gegen mich die Banner der Städte heran. Elende Krämer, habt ihr die Streiche vom Kremmer Damm schon wieder verschmerzt? Feige Seelen! Heute jubeln sie den Nürnberger an, der wieder auf hohem Pferde sitzt, und morgen, wenn ich ihn bügellos mache, beugen sie sich in Demut vor mir. — Aber was zeigt sich dort? Seh' ich wirklich recht? Kein Zweifel — es ist das Banner des meißnischen Ritters Otto Pflugk. Also auch ihn brachte der schlaue Nürnberger auf die eigne Seite! — Nun, für klingende Münze läßt sich dieser Kriegsheld von jedem dingen. Wäre ich dem Burggrafen zuvorgekommen, so lieh er wahrscheinlich mir seinen Beistand. Aber ein Held ist er schon, und mächtig dazu. Eine stattliche Zahl von Fähnlein flattert über seinem Kriegerhaufen."

So musterte der Ritter alle Banner, die drüben aufgepflanzt wurden.

„Wunder nimmt mich's," fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich kein magdeburgisches oder sächsisches Fähnlein zu entdecken vermag. Sollten am Ende doch die Verbündeten zu gleicher Zeit auch die Schlösser der andern umlegt haben? Zutrauen darf man es wohl der Klugheit und Energie des Burggrafen. Da hätten wir uns arg verrechnet. Doch nein, dies kann nicht sein. So große Macht besitzen weder unsere Widersacher noch seine Verbündeten."

„Und wenn dem doch so wäre?“ warf Elisabeth bekümmert ein.

„Nun, dann bleiben uns die Pommern. Die sind allein stark genug, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen.“

„Und wenn auch sie ausblieben?“

„Daran ist nicht zu denken. Ich habe ihre feste Zusage. Überdies brennen sie selbst vor Begier, dem alten Feinde aufs neue an Hals und Kragen zu kommen.“

„Sie könnten aber verhindert sein, ihr Versprechen zu halten!“ meinte Elisabeth.

„Du folterst mich mit deinen Zweifeln, Weib“, erwiderte Dietrich unwirsch. „Träfe dies Schlimmste ein — dann — nun dann müssen wir uns, da kein anderer Ausweg bleibt, unter den Mauern der Burg begraben lassen. Lebend darf und will ich dem Feinde nicht in die Hände fallen. Dem Geächteten kann der Burggraf ohne weiteres eine Schlinge um den Hals legen lassen. Solchen Triumph soll der Verhaßte nicht feiern!“

„O Gott und all ihr Heiligen!“ seufzte Elisabeth schmerzlich in sich hinein, und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

„Aber schaut nur, Vater, was schaffen denn wohl die vielen Pferde dort den Mühlberg hinauf?“ rief Kuno, der keine Bewegung der Feinde unbeachtet ließ.

Dietrich sah lange und mit großer Aufmerksamkeit nach dem Punkte. Währenddessen wurde sein Antlitz noch finsterer, als es ohnehin schon war, und Kummerfalten runzelten seine Stirn.

„Es ist die große Donnerbüchse, die der Burggraf aus Thüringen hat kommen lassen“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sie soll nach dem Berichte Sporrmanns eine gewaltige Zerstörungsmaschine sein.“

„Wird sie uns ernstlichen Schaden zufügen können?“ fragte Elisabeth voll Bangigkeit.

„Schaden sicher; aber Friesacks Mauern sind stark genug, selbst solcher Büchse zu widerstehen; sie mit ihren Kugeln ganz zu durchbrechen, halte ich für ein Ding der Unmöglichkeit.“

„Jetzt kann man die Höllenmaschine deutlich sehen!“ rief Kuno.

„Fürwahr, die Stellung, die der Burggraf für sie erkor, ist gut gewählt“, sagte der Burgherr. „Die ganze Burg läßt sich

von dort mit der Kanone bestreichen. Meine vier Büchsen müssen nach dem südlichen Turme gebracht werden, von wo ihre Geschosse hoffentlich den Hügel erreichen werden. Geh, Kuno, rufe den Schweizer Büchsenmeister und Sporrmann!“

„Schau doch, Mann!“ rief Elisabeth. „Dort auf dem Mühlberge wird ein wahrhaft fürstliches Gezelt aufgerichtet.“

„Wohl das für den Burggrafen,“ erwiderte Dietrich. „Langte doch eine meiner Büchsen hinüber, um dem Verhaßten einen Quitzowschen Gruß zu überbringen!“

Bald trat Hans Sporrmann mit dem Schweizer Büchsenmeister ins Zimmer. Das Gesicht des alten Wachtmeisters erschien mürrischer als sonst; seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt.

„Weißt du schon, Hans?“ fragte Dietrich.

„Ich war auf der Zinne des Turmes, Herr; Gott verdamm' die Feinde, die Eure Burg umlegen!“

„Sahst du auch die wettersche Donnerbüchse?“

„Die sah ich schon am Wald von Tangermünde und hab' sie gleich wiedererkannt. Nichts fürcht' ich, als sie allein, Herr. Den Pfaffen, der das Pulver erfand, sollt' man in das Ungeheuer hineinladen und ihn sonder Gnad' und Erbarmen ins höllische Feuer hinabschießen.“

„Glaub's selber, daß uns die Büchse zu schaffen machen wird, Hans.“

„Ja, solang' es ihr wohl geht. Doch dächt' ich, wir unternähmen einen tüchtigen Ausfall, Herr, und sprengten die „Kröte“ in die Luft.“

„Das stelle ich mir just nicht leicht vor. Sahst ja wohl, wie der vorsichtige Burggraf gerade in der Nähe der Büchse zu deren Schutz und Wehr die stärksten Kriegerhaufen angesammelt hat.“

„Freilich! Dann müssen wir es also ruhig geschehen lassen, wenn die Satansmaschine dies Schloß zerschmettert!“

„Nicht doch, Hans. Heda, Schweizer! Schafft unsere Büchsen nach dem südlichen Turme. Dort mögen sie sich anstrengen, mit ihren vier Mäulern das eine der Riesenschwester da drüben zu stopfen.“

Am nächsten Tage wurde in der Burg fleißig gearbeitet und alles zum bevorstehenden Kampfe vorbereitet. Man legte Steine bereit, um sie den Feinden, wenn sie einen Sturm wagten, auf die Köpfe zu schleudern. Hier und da wurden Kessel aufgestellt und Holz dabei aufgehäuft, alsdann die Kessel mit Öl oder Wasser gefüllt und auf den Herd gebracht, um die Stürmenden nicht warm, sondern siedend heiß zu empfangen. Waffen aller Art, Schweinespieße, Äxte, Hellebarden, Keulen, Armbrüste und Bogen nebst großen Mengen von Pfeilen legte man zur Hand. Indessen war Frau Elisabeth bemüht, Anstalten zur Unterbringung und Verpflegung der Verwundeten zu treffen. Auch hielt sie stärkende Speisen und Getränke zur Erquickung der Kämpfenden in Bereitschaft.

Am frühen Morgen des 8. Februar trat Dietrich in das Gemach, wo seine Gemahlin mit den Kindern weilte. Dies Zimmer aber befand sich in einem der Schloßtürme.

„Die draußen sind fertig", sagte der Ritter fast heiter. „Heute endlich wird der Tanz beginnen. Daß der Feind so lange gezögert hat, kommt uns übrigens wohl zu statten, denn inzwischen rückt der pommersche Entsatz immer näher heran."

„Wenn du dich nur nicht täuschest, Dietrich," meinte Elisabeth, „bange Ahnung foltert mein Herz."

„Ängstige dich doch nicht vor der Zeit und ohne Not, Weib!" murrte der Ritter. „Du siehst alles im schwärzesten Lichte. Laß den Feind nur herankommen und gewahr werden, was für Leute hinter diesen Mauern — — Gott und alle Heiligen, was war das!?" schrie der Ritter entsetzt auf.

Ein furchtbarer Knall ertönte, der Turm bebte und schwankte, Kalkstücke und Steine prasselten ins Zimmer herein, und über den Köpfen aller sauste und brauste es einen Augenblick lang grausig.

Elisabeth sank wie betäubt auf einen Sessel zurück; der kleine Johann schrie; Kuno und Dietrich sahen sich erschrocken an.

Wutblitzenden Auges starrte der Ritter nach einem weiten Loche über dem Fenster des Turmes, dem gegenüber in der andern Wand eine zweite, gleichgroße Öffnung heruntergähnte

„Iſt denn die Hölle los!?“ ſchrie er alsdann und rannte ans Fenſter.

Da wirbelte drüben vom Mühlberg eine dicke Rauchwolke auf und zog ſchwer und langſam am Hügel hin.

„Beim heiligen Blute von Wilsnack, die Donnerbüchſe war's!“ murmelte er, kreidebleich, vor ſich hin. „Solch furchtbare Kraft habe ich ihr doch nicht zugetraut“, fuhr er voll Ingrimm lauter fort. „Beide Turmmauern durchſchlagen, mit einem einzigen Schuſſe! Hat ſich der Satan gegen dieſe Burg verſchworen! — Doch was nützt Lamentieren! Die Tat muß ſprechen. Ich gehe, nach meinen Büchſen zu ſehen. Du aber, Eliſabeth, und ihr andern, müßt ſofort dies Gemach verlaſſen. Jeden Augenblick kann eine zweite Kugel einſchlagen und euer Leben gefährden. Hinunter in die Verlieſe! Nur dort ſeid ihr vor dem Ungeheuer ſicher.“

Eliſabeth ſchwankte mit dem kleinen, weinenden Johann hinaus. Sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz. „Meine Ahnung!“ flüſterte ſie vor ſich hin, und Träne auf Träne rann an ihren bleichen Wangen herab, Seufzer auf Seufzer entquoll ihrer Bruſt.

Bald donnerten die kleinen Büchſen vom ſüdlichen Turme. Aber ſo gut der alte Jägersmann den Schweizer Büchſenmeiſter unterſtützte und die Geſchütze ſelber mit richten half, vermochte man doch nicht ſo leicht den Punkt zu erreichen, wo die „faule Grete“ flammendes Verderben ſpie.

Erſt die hereinbrechende Nacht gebot dem Kugelwechſel Einhalt.

Der neue Morgen brachte trübes, unfreundliches Wetter. Der Wind blies, und Schneegeſtöber verdunkelte die Luft.

Das erſte Morgengrauen fand den Ritter ſchon wach und in Tätigkeit. Als es heller wurde, ſtieg er auf einen der Türme und blickte ſehnſüchtig in die Ferne, um die ſo lange verziehenden pommerſchen Freunde zu erſpähen. Aber das Schneegeſtöber ließ ihn nur wenige Schritte weit ſehen.

Da ſtand er verlaſſen und einſam, in trübe Gedanken verſunken, der ſtolze Mann.

Der Donner des Mauerbrechers drüben riß ihn endlich aus seinem Brüten. Die Kugel traf aber nicht, wie gestern, einen der Türme, sondern die Burgmauer.

„Dahin könnt ihr lange schießen!“ murmelte der Ritter befriedigt vor sich hin und stieg wieder hinab in den Burghof.

Da aber Kugel auf Kugel immer an derselben Stelle einschlug, ängstigte es ihn doch, zumal er sah, wie sich die Geschosse tiefer und tiefer in die Mauer hineinbohrten.

„Kann ich das Ungeheuer nicht zum Schweigen bringen,“ sagte er, ingrimmig die Faust ballend, „dann ist alles verloren.“ Nun eilte er hinweg, die andern Schützen zu erneuter Anstrengung anzuspornen.

Als er hastig über den Burghof hinschritt, sauste zischend und knisternd, von einer Blide geworfen, ein brennendes Teerfaß über ihn hin und fiel auf das Strohdach einer Scheune. Hoch auf schlug da sofort die Lohe. Rasch stürzten die Mannen mit Feuereimern und durchnäßten Tüchern herbei, dem drohenden Verderben Einhalt zu tun. Kaum aber begannen sie die Löscharbeit, so prasselte und rasselte es von neuem in der Luft, und ein dichter Hagel von Steinen schmetterte auf sie nieder. So oft sich aber auch diese Störung wiederholte, und so viele leichte Verwundungen — schwerere hielten Eisenpanzer und Helm ab — vorkamen, die Leute ließen nicht ab, bis sie des Feuers Herr geworden waren. Die Scheune jedoch war zum großen Teil niedergebrannt.

Wie atmeten alle auf und wie freuten sie sich, als wiederum die Nacht anbrach und sie nun nach der Anstrengung des Tages ruhen konnten.

Am Morgen krachten die Geschütze auf beiden Seiten von neuem.

Neue Ladungen mit brennenden Stoffen, Körbe mit Steinen und halb verwestem, sehr üblen Geruch in der Burg verbreitendem Viehe kamen Zug um Zug herangeflogen. Dann ergossen sich Fässer mit Unrat über den Burghof und verwandelten ihn in eine schmutzige, stinkende Kloake.

Gegen Mittag nahte ein Trompeter mit weißem Fähnlein der Burg. Er überbrachte ein Schreiben aus dem feindlichen Lager.

Dietrich erbrach es haſtig. Es enthielt die Meldung, daß Golzow genommen ſei und Wichard von Rochow ſich der Gnade des Burggrafen ergeben habe.

„Teufliſch-hinterliſtige Lügen!“ ſchrie der Ritter auf und zerknitterte das Papier in der Fauſt. „Wie ſollte dieſer Burggraf auch gleichzeitig Golzow umlegt haben können! Schüttelt er das Kriegsvolk aus der Taſche? Plaue höchſtwahrſcheinlich umlegt, Frieſack gewiß, und nun auch noch Golzow? Und Wichard, der kecke, tapfere Wichard, hätte ſich ihm ſo flugs auf Gnade und Ungnade ergeben? Lügen! Schändliche Praktiken! Glaubt der Nürnberger etwa, mich durch ſolche Schnurren kleinmütig kriegen zu können? Er ſoll ſich verrechnet haben! Was gilt's, in ein paar Tagen kommt er mit der Kunde, auch Plaue habe ſich ergeben, und Johann wäre ihm zu Füßen gekrochen! Schlaukopf, mich fängſt du nicht mit ſolchem Köder!“

Er hob das Schriftſtück auf und ſchleuderte es ins Feuer.

„Werde was du ſelbſt biſt: Dunſt und Rauch!“ zürnte er.

„Vater, eine unſerer Büchſen iſt von zu ſcharfem Laden zerſprungen!“ meldete in dieſem Augenblick der älteſte Sohn, worauf er ſich raſch wieder entfernte.

„Auch dies noch!“ ſchrie Dietrich auf. „Sollten ſich die hölliſchen Mächte etwa verſchworen haben, dies Schloß dem Untergang zu überliefern? Verhängten es etwa wirklich die Heiligen über mich, daß ich meinem ärgſten Feinde unterliegen und ihm untertan werden ſoll? Untertan? Nimmermehr! Und ſtürzten dieſe Mauern zuſammen bis auf den letzten Stein! Keiner Gewalt will ich mich beugen! Selbſt dem Schickſal trotze ich!“

Und grimmig eilte er auf einen der Türme. Von der Zinne ſchaute er, freiſtehend, die Deckung durch die Schutzwehr verſchmähend, hinüber nach dem feindlichen Lager und heißverlangend darüber hinweg, ob ſich noch keine Spur von den pommerſchen Freunden zeige. Da ſchlugen die feindlichen Büchſenſchützen auf ihn an, und eine Kugel pfiff dicht an ſeinem Ohr vorüber. Gleich nachher folgten noch mehrere Geſchoſſe.

„Wenn ich hier länger verweilte,“ murmelte der Ritter vor ſich hin, „vielleicht wäre alsdann alles raſch vorbei! — Doch nein,

fort mit ſolchen feigen Gedanken! Soll man ſagen dürfen: der Dietrich von Quitzow hat ſich erſchießen laſſen, weil er ſich und ſeine Sache verloren gab? Noch iſt's ſo weit nicht, und es wird auch hoffentlich ſo weit nicht kommen, wenn mich die Pommern nicht im Stich laſſen."

Eilig ſtieg er vom Turme wieder herab. Im Burghof trat ihm Hans Sporrmann mit bleichem, verſtörtem Geſichte entgegen.

„Herr," ſagte er mit dumpfer Stimme, „mit der Burgmauer ſteht's ſchlimm. Die ſakriſche Donnerbüchſe hat ein Loch hineingeriſſen, groß genug zum Durchmarſch für eine Rotte in ihrer ganzen Breite."

Dietrich biß die Zähne aufeinander.

„Komm Alter," ſagte er alsdann, „laß uns ſelbander den Schaden beſehen."

Die beiden ſchritten nach der Stelle hin, wo die Kugeln der „faulen Grete" ſo unbarmherzig gewütet hatten.

„Hölle und Teufel — da ſieht's ja in der Tat ſchrecklich aus!" ſtöhnte der Ritter und ſtarrte entſetzt auf die Breſche, denn ſie war noch weit größer, als er gedacht hatte. Auf eine Strecke von kaum weniger als zwanzig Fuß war die Mauer niedergelegt

„Alſo ſchon jetzt, ſchon jetzt! Und die Pommern laſſen immer noch nichts von ſich ſehen!" rief der Ritter voll Zorn und Schmerz.

„Das Schloß — dies ſchöne, feſte Schloß, das man für unbezwinglich hielt, iſt kaum noch zu halten, Herr", ſtammelte Hans Sporrmann. „Morgen ſchon werden die Feinde zum Sturm ſchreiten. Wir werden ſie zurückſchlagen — einmal — zweimal — nachher iſt's aus, nachher iſt alles vorüber und verloren!"

„Alles verloren!" wiederholte Dietrich dumpf. „Nun denn, ſo ſollen uns dieſe Mauern unter ſich begraben, wenn ſie uns keinen Schutz mehr gewähren mögen. Lebend will ich dem Burggrafen nicht in die Hände fallen!"

11. Die letzte Nacht in Frieſack.

Dietrich begab ſich hinab in einen der jetzt als Wohnungen dienenden Erdgeſchoßräume. Er warf ſich in einen Stuhl und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen.

„Nun iſt alles aus, alles vorbei! — Das Schloß kann ſich nicht mehr halten, und der Geächtete iſt gefangen, wie die Maus in der Falle. Nun, er ſoll ihn wenigſtens nicht lebend fangen, dieſer Nürnberger Länderräuber!“ murmelte er in dumpfer Verzweiflung vor ſich hin.

„Jeſus Maria und all ihr Heiligen!“ ſchrie da Eliſabeth auf, die in dem Raume anweſend war, ohne von dem Gemahle gleich bemerkt zu werden. „Habe ich recht verſtanden? Dietrich, Mann, um Gottes willen, was ſagſt du du?“

Der Ritter war ſehr erſchrocken. Ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt.

„Oh, wäreſt du doch mit den Kindern geflohen, Eliſabeth, wie ich's wollte,“ ſagte er ſchmerzlich erregt, „dann wär't ihr wenigſtens geborgen. Sieh, nun trifft's ein, was ich ſagte: nun drückt mich doppelte Sorge.“

„Steht's denn wirklich ſo verzweifelt um dies Schloß?“ fragte Eliſabeth, bebend vor Schrecken.

„So ſchlimm, daß es ſchon morgen dem Feinde gehören wird. Der Burggraf hat eine weite Breſche in die Mauer geſchoſſen und kann zu jeder Stunde den Sturm unternehmen.“

„Und was willſt du tun, ſolchem Unheile zu begegnen? Oh, Dietrich, wenn du ihm in die Hände fielſt! Barmherziger Himmel, ich mag es nicht ausdenken!“

„Was kann ich tun, wenn Himmel und Hölle ſich gegen mich verſchworen haben!?“

„Fliehen kannſt du! Fliehen mußt du, Dietrich! Eilige Flucht iſt noch das einzige Mittel zur Rettung. Fliehe nach Pommern, zu den Freunden. Dort kannſt du vielleicht alles noch zum beſten lenken!“

„Das ratſt du mir, Eliſabeth? Iſt Dietrich von Quitzow je feige vor einem Feinde geflohen? Und jetzt ſollte er vor dieſem

verhaßteſten aller die Flucht ergreifen und ihm dies Schloß überlaſſen!?“

„Du fliehſt nicht vor ihm, ſondern vor deinem Unglück. Ein Rückzug erfordert oft mehr Tapferkeit, Beſonnenheit und Klugheit als eine Schlacht, ein Sieg. Ängſtige mich nicht länger, Dietrich! Fort mußt du! Es wäre mein Tod, müßte ich dich in die Hände des Burggrafen fallen ſehen!“

„Braves Weib, wohlan, ich will deinem Rate folgen, ſo ſehr es mir widerſtrebt“, verſprach der Ritter nach kurzem, düſterem Sinnen. „Ich will mit meinen ſämtlichen Mannen einen Ausfall unternehmen, heute noch, jetzt gleich; denn jeder Augenblick iſt koſtbar! Schon morgen wär's ſicher zu ſpät! Die Abenddämmerung bricht herein, und dicke Nebel bedecken die Hügel da drüben. Wir werden den Feind überraſchen und unſere Rache an ihm kühlen, dann fliehe ich unter dem Schutze von Nacht und Nebel nach Pommern! Kuno und Dietrich ſollen mich zum Kampfe begleiten. Sie ſollen dann die Mannen in die Burg zurückführen und dir Kunde bringen, ob meine Flucht gelang. Geh, ſag's ihnen, Eliſabeth! Unterdeſſen laſſ' ich die Leute ſich zum Kampfe rüſten.“

„So muß ich nun dieſen Sitz verlaſſen, wo ich ſo viele — glückliche Jahre verlebt habe!“ ſprach Dietrich, als er allein war, während er den Harniſch anlegte und ſich mit den Waffen umgürtete, aufs tiefſte erſchüttert vor ſich hin. „Werde ich je ſeine Schwelle wieder betreten? Wird der Geächtete den auf ihm laſtenden Fluch von ſich abzuwälzen vermögen? Oder werde ich ſonder Ruh' und Raſt bald hier-, bald dorthin fliehen müſſen, getrennt von Weib und Kind, von der Heimat und allem, was mir hier lieb und teuer war? Oh, nur einen einzigen Blick möcht' ich in dieſe dunkle, trübe Zukunft werfen können!“

Da trat Hans Sporrmann ein. Dietrich teilte ihm ſeinen Entſchluß, zu fliehen, mit.

„Ich darf Euch doch begleiten, Herr?“ fragte der treue Diener und ſah voll ängſtlicher Erwartung zum Ritter empor.

„Ja, Hans, aber nur, bis wir die Feinde im Rücken haben. Nachher trennen ſich unſere Wege; der deinige führt alsdann nach Schloß Plaue, zu meinem Bruder Johann. Ihm bringe Nachricht

von dem hier Erlebten und warne ihn vor der teuflischen Donnerbüchse. Er soll alle Kräfte aufbieten, sich zu halten, bis ich mit den Pommern, zu denen ich eile, zum Entsatze heranrücke. Plaue ist viel stärker noch als Friesack. Wenn es der Büchse auch nicht auf die Dauer zu widerstehen vermag, so kann es sich doch länger halten als Friesack. Dann bringen wir in Gemeinschaft unsere Angelegenheiten in besseren Stand. Sage dies meinem Bruder, Hans.'

„Dürft ich bei Euch bleiben, Herr, wär' mir's freilich lieber. Würdet wohl auch des treuen Dieners bedürfen, da tausend Gefahren Euch umlauern werden. Ihr befehlt's aber, daß ich nach Plaue reite, und ich gehorche. Mögen die Heiligen Euch geleiten auf Eurem Wege."

„Wo ist Johann?" fragte Dietrich seine Gemahlin, als Hans Sporrmann gegangen war.

„Er schläft", berichtete Elisabeth unter Tränen.

Dietrich begab sich an das Lager des Knäbleins. „Du weißt noch nichts von unserer Not", sagte er und bückte sich nieder und küßte feuchten Auges sein Kind.

„Leb' wohl, Elisabeth!" rief dann der rauhe Mann so zärtlich, als er vermochte und umschlang die Gattin.

„Gottes Engel mögen dich auf deinen Wegen geleiten!" schluchzte Elisabeth.

Nun eilte der Ritter die Treppe hinan auf den Burghof.

Dort standen die Mannen schon versammelt, bereit zum Kampfe. Ihre Rosse durch die lange Rast und Ruhe übermütig geworden, scharrten und stampften ungeduldig das Pflaster. Trotzdem aber hörte man wenig Geräusch, denn die Krieger hatten die Hufe der Tiere mit Werg und Wolle umwickelt, damit die Feinde nicht zu früh der nahenden Gefahr inne würden.

Dietrich ging an den Reihen seiner Kriegsmannen entlang.

„Seid mutig und tapfer, wie man es von Quitzowschen Kriegern gewöhnt ist", ermahnte er sie. „Gleich einem Ungewitter stürzen wir uns auf die Feinde. Keine Schonung, kein Erbarmen! Nieder mit allen, die euch in den Weg treten! Wir wollen Rache nehmen für die uns zugefügte Unbill!"

Wohin er nach diesen Worten blickte, sah er mutig blitzende Augen und geballte Fäuste. „Wir wollen's ihnen schon eintränken!“ riefen viele.

„Fort denn!“ rief Dietrich und warf einen letzten Blick auf den bisherigen Wohnsitz. Die Zugbrücke fiel. Still und schweigend zog die Schar hinaus in Nacht und Nebel, dem Feinde entgegen. Dessen schwächste Stelle hatte Dietrich schon vorher von einem seiner Türme erspäht. Dorthin führte er die Mannen. —

Im Lager des Landeshauptmanns war es still und ruhig. Nur die Wachen standen auf ihren Posten.

„Wer da?“ scholl da laut eine Stimme den Heranstürmenden entgegen, und ein feindlicher Krieger, von Nebel und Dämmerung umhüllt, wurde sichtbar. Er schrie auf, als er die Reiter gewahr wurde. Aber schon war Dietrich an seiner Seite: sein Schwert flammte, und tödlich getroffen sank der Beklagenswerte zu Boden.

Aber sein Ruf war doch bis zu den Ohren des nächsten Postens gedrungen. Infolgedessen wurde es laut im Lager, und Bewaffnete zogen in Trupps dem Lärm entgegen.

„Drauf, ehe sie sich sammeln!“ schrie der Ritter und kam mit den Seinigen wie ein Gewittersturm heran.

Weitaus breiteten sich seine Mannen, grausig tönte ihr Kampfgeschrei durch die Nacht hin, und furchtbar wüteten die Schwerter im Lager der Feinde, die, auf solchen Überfall nicht gefaßt, erschreckt aus den Zelten stürzten. Da sank mancher brave Anhänger des Landeshauptmanns zu Boden und färbte den Schnee mit seinem Blute.

Aber nur kurze Zeit währte die Überraschung. Die Rufe der Führer des Belagerungsheeres brachten Ordnung in die wirren Knäuel; die Trompeten schmetterten, und Signale riefen die von allen Seiten herbeieilenden Mannen des Burggrafen an den bedrohten Ort. Und alle kämpften mit Mut und Erbitterung gegen die nächtlichen Ruhestörer.

„Es ist genug! Zurück in die Burg!“ befahl Dietrich den Söhnen und streckte ihnen zum Abschied die Hand entgegen.

„Mir nach!“ rief er alsdann dem alten Wachtmeiſter und ſechs bis acht Kriegern zu, die er zu ſeinen Begleitern auserkoren hatte. Noch einen Blick warf der Ritter zurück auf die mit den Mannen der Burg wieder zuſprengenden Söhne. Dann lenkte er ſein Pferd herum und ließ die Zelte der Feinde und das verhallende Kampfgetöſe hinter ſich.

Er war gerettet. Der Feind hatte offenbar ſein Entkommen nicht bemerkt. Kein Hindernis ſtand der weiteren Flucht entgegen.

„Nach Plaue denn, Hans!“ raunte er nach einiger Zeit dem Wachtmeiſter zu. „Und haltet euch wacker dort! Ade, Sporrmann!“

Eine bange Zeit verlebte indeſſen Frau Eliſabeth. Sie ſtand an einem Fenſter des oberen Burggeſchoſſes und lauſchte und ſchaute mit geſpannter Aufmerkſamkeit hinab in Nacht und Nebel.

Da hörte ſie Hufſchlag in der Ferne. Gleich darauf ertönte das Horn des Turmwarts. Die Brücke ſank, und herein donnerten die Mannen auf keuchenden Roſſen. Wie ſchlug das Herz der Burgfrau vor banger Erwartung!

Dietrich und Kuno traten ins Zimmer. Sie legten die Waffen ab und ſetzten ſich dann nieder. Kuno weinte ſtill vor ſich hin, während Dietrich gewaltſam ſeiner Tränen Herr zu werden ſich bemühte.

Der Mutter Blick hing fragend an den trüben Mienen der Söhne.

„Der Vater läßt Euch grüßen!“ ſagte Dietrich und wandte ſich ſchmerzerfüllt halb ab.

„Iſt's gelungen? Entkam er? Sprich, Dietrich!“

„Es iſt gelungen, Mutter. Von Nacht und Nebel begünſtigt, entfloh der Vater, und die Feinde ſind ſeiner Flucht nicht innegeworden.“

„Gott und alle Heiligen ſeien geprieſen! Was hat er ſonſt noch geſagt?“

„Er läßt Euch guten Mut und unerſchütterliche Standhaftigkeit wünſchen, Mutter, und hofft auf baldiges Wiederſehen.“

„Er hofft,“ ſagte Eliſabeth unter heftigem Weinen; „ach, wie manche unſrer Hoffnungen wurden in dieſer trüben Zeit ſo

bitter getäuscht, daß mein Herz alle Hoffnungsfreudigkeit verloren hat."

„Noch hat der Vater gesagt," fuhr Dietrich fort, „daß wir morgen dem Feinde das Schloß übergeben sollten." —

Die letzte Nacht war's, die Frau Elisabeth in den liebgewordenen Räumen verbrachte, eine traurige, unter Weinen und Klagen durchwachte Nacht.

Am frühen Morgen — es war am Sonntag — ließ sie das Zeichen geben, daß die Burginsassen mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten gesonnen seien. Die Abgeordneten des Landeshauptmanns stellten vor allem die Bedingung, daß Dietrich von Quitzow sich auf Gnade oder Ungnade ergebe. Wie erstaunten sie aber, als ihnen die Kunde wurde, daß der Burgherr beim gestrigen Ausfalle die Reihen der Belagerer durchbrochen habe und entkommen sei. Groß war da der Verdruß. Unverzüglich mußten Reitertrupps dem Flüchtlinge nachsetzen, ihn tot oder lebendig zurückzubringen.

Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte und Burg Friesack gefallen war, ließ der Landeshauptmann Gnade walten. Es lag ja edles Erbarmen seinem Herzen viel näher als rauhe Strenge. Er gestattete sämtlichen Burgmannen, trotzdem sie einem Geächteten gedient hatten, freien Abzug ohne Waffen. Auch Elisabeth durfte mit ihren Kindern und mit aller ihr selbst gehörenden Habe ungehindert von dannen ziehen.

Da hielt nun ein ungefüger Wagen auf dem Burghofe, und die Knechte beluden ihn mit dem Eigentum der Herrin. Als er hoch bepackt war, bestieg die Burgfrau mit ihren Kindern ein zweites Gefährt, um auf Nimmerwiedersehen die Wohnstätte zu verlassen.

Gesenkten Hauptes folgten zu Fuß die waffenlosen Kriegsleute.

Mitten durch das burggräfliche Lager führte der Weg. Da standen zu beiden Seiten die feindlichen Krieger und ließen ihre höhnischen Blicke unter Spottreden auf der Burgfrau ruhen, die ihr von Tränen überströmtes Antlitz zu verbergen suchte.

Eine so traurige Fahrt hatte Frau Elisabeth noch nie unternommen.

Der Weg führte über den Mühlberg und nahe an der schrecklichen Donnerbüchse vorüber. Der Büchsenmeister aus Thüringen lehnte an dem Ungeheuer und lächelte zufrieden vor sich hin, als er den Zug gewahrte. Die waffenlosen Knechte hinter dem Wagen aber fluchten und wetterten drauflos, und manch geballte Faust streckte sich nach dem Mauerbrecher hinüber.

Auf dem Hügel angelangt, wandte sich Elisabeth noch einmal um — noch einen von Tränen verschleierten Blick nach der in Morgennebel gehüllten Burg — dann ging's bergab, und der Hügel verdeckte die Mauern und Türme Friesacks.

Elisabeth hat sie nie wiedergesehen. Sie suchte und fand Zuflucht bei ihrem Vater auf Schloß Teupitz. —

Von der Burg, in der Dietrich von Quitzow dem Hohenzollern zu trotzen wagte, ist heutzutage nichts mehr vorhanden als einige halbverfallene Gewölbe.

Aus jener Zeit stammende Waffen aller Art sind aber noch in unseren Tagen in der Umgebung der Burg gefunden worden.

---

12. Auf der Flucht.

Dem bruchigen Luche zu lenkte Dietrich von Quitzow sein Roß, als er die Feinde im Rücken wußte. Er kannte darin jeden Weg und Steg und glaubte hier auch am sichersten vor Verfolgung zu sein, da die zahllosen Erlen- und Weidengebüsche der Verstecke genug darboten. Sich zwischen ihnen hindurchzuwinden und sich den Blicken von Verfolgern zu entziehen, war leicht für den, der mit dem weiten, gefahrdrohenden Sumpfe schon vertraut war, schwer oder ganz unmöglich für den, der sich dort noch nicht umgesehen hatte. Wohl waren die Wasserflächen jetzt zugefroren, der Boden überall hart und undurchdringlich, aber unendlich schwer hielt es, in der weiten, gleichförmigen Ebene die gewünschte Richtung einzuhalten.

Trotz seiner genauen Kenntnisse des Luchs mußte der Ritter alle Sinne zusammennehmen, sich nicht zu verirren, denn die Nacht

war finster, und der Nebel machte es überdies unmöglich, selbst die nächsten Gegenstände deutlich zu erkennen. Ein Unglück wäre es für ihn gewesen, wenn er bei Anbruch des Morgens noch in der Nähe der Feinde gewesen wäre. Hatten diese seine Flucht bis jetzt auch noch nicht bemerkt, am Morgen, bei der Übergabe des Schlosses, geschah es sicher. Nicht allzu rasch daher, aber aufmerksam und sorgsam jeden Busch und Baum beachtend, verfolgte der Ritter mit seinen Mannen den Weg.

Ein großer, dichter Wald, der Zotzen, begrenzte das Luch. Dieser Wald nahm nach einiger Zeit die nächtlichen Reiter auf. Dick lag der Nebel auf dem Forste und machte die ohnehin schon herrschende Dunkelheit noch undurchdringlicher. Die Buchen, Eichen und Rüstern reckten ihre entblätterten Äste und Zweige gleich Armen ungeschlachter Riesen den Reitern gespenstisch entgegen. Auch die Tierwelt wurde lebendig, als sie das Herannahen von Menschen witterte.

Wölfe heulten, Füchse bellten in Nähe und Ferne, und auch das dumpfe Brummen eines Bären schlug ans Ohr der Flüchtlinge. Wiederholt fuhr die Hand der Reiter nach dem Schwerte, aber die Bestien wagten keinen Angriff.

Weiter und weiter ging die Flucht. Bald auch lag der Wald im Rücken der Reiter. Die Pferde griffen nun wieder rascher aus.

Abends zehn Uhr etwa blinkten plötzlich Lichter durch den Nebel. Da sie sich nicht bewegten, ritten die Reiter vorsichtig darauf zu und gelangten bald in unmittelbare Nähe des Dorfes Dechtow.

Dietrich machte Halt und lauschte aufmerksam. Es herrschte jedoch vollkommene Stille in den Gassen.

Ermüdet von der Anstrengung des weiten Rittes, und ermattet von den Sorgen und Seelenkämpfen des verflossenen Tages, sehnte sich der Flüchtling nach kurzer Rast; auch plagte ihn und seine Mannen quälender Durst. Da das Dörfchen in der stillen Nacht so überaus friedlichen Anblick gewährte, meinte der Geächtete, daß man es wohl wagen könne, Einkehr zu halten, um sich an einem kühlen Trunke zu erquicken.

Vorsichtig nach allen Seiten ausspähend und die Waffen zum Gebrauche bereit haltend, zog er darum mit seinen Leuten in

die langgestreckte Hauptgasse des Ortes hinein. Vor dem inmitten der Straße gelegenen Kruge wurde Halt gemacht. Dietrich und seine ermüdeten Mannen stiegen ab, doch gab der Ritter strengen Befehl, daß keiner die Schenke betrete.

Als der Wirt das Trappeln und Stampfen der Rosse vernahm, kam er dienstfertig mit einem Knechte heraus, nach dem Begehr der nächtlichen Reiter zu fragen. Alsdann eilte er ins Haus zurück, die gewünschten Getränke herbeizuschaffen. Als er zurückkehrte, erschien hinter ihm ein fremder Kriegsmann in der Tür der Schenke und musterte mit großer Aufmerksamkeit die neben ihren Pferden haltenden Leute. Bald aber wandte er sich und rief etwas ins Haus hinein. Sofort erschien ein zweiter Bewaffneter mit einer Riesenfackel, deren Schein auf den Reitertrupp fiel. Dann traten beide in den Krug zurück, wo es alsbald in auffälliger Weise lebendig wurde. Waffen klirrten. Aus den Ställen wurden eine größere Anzahl Pferde gezogen und von bewaffneten Reitern bestiegen, die einzeln und behutsam durch eine Hinterpforte ins Freie zogen. Wohl an die Dreißig hatten in der Schenke geweilt.

Unterdessen labte sich der Ritter mit seinen Knechten an schäumendem Biere. Sie versahen sich nichts Argen, denn das Waffengeräusch drinnen im Kruge war ihnen entgangen. Da plötzlich aber vernahm der Geächtete hinter sich Huftritte und das Klirren von Waffen. Ein Trupp Bewaffneter kam rasch näher.

„Zu Pferde!“ rief Dietrich den Knechten zu, während er selbst sich auf den Streithengst schwang.

„Dort hinunter geht's!“ gebot er und stieß dem Rosse die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte. Doch nur wenige Schritte hatte das schnaubende Tier getan, als auch hier ein Trupp Schwergewappneter den Flüchtlingen den Weg verlegte. Mit Schrecken gewahrte Dietrich, daß ihm nach beiden Seiten der Ausgang aus dem Orte versperrt war.

„Ergebt euch!“ schrie der feindliche Anführer.

„Wer seid ihr?“ fragte Dietrich zurück.

„Wir gehören zum Heere vor Friesack. Um Lebensmittel für Rosse und Mannen herbeizuschaffen, unternahmen wir einen Streifzug. Beim Schein der Fackeln erkannten wir euch als

Quitzowsche. Ihr seid umringt. Gegenwehr wäre nutzlos; denn wir sind euch vierfach überlegen. Ergebt euch also!“

„Wer wagt's, so mit Dietrich von Quitzow zu reden!“ rief der Ritter, und sein Schwert sauste auf den Sprecher nieder, daß ihm Bügel und Zügel entfielen.

„Drauf! Leben und Freiheit gilt's!“ ermunterte Dietrich seine Mannen, und wo der Haufen der Feinde am dichtesten war, da mähte sein Flamberg.

Nun fielen dem tapferen Manne aber auch so zahlreiche Feinde in den Rücken, daß es schien, als sollten er und sein Häuflein erdrückt werden. Allein, alle kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, sich durchzuschlagen, allen voran der Quitzow.

„Leg' Feuer an, Christoph!“ gebot er einem der Knechte.

Dieser entriß einem der fackeltragenden Feinde die Fackel und schleuderte sie auf eines der niedrigen, ausgetrockneten Strohdächer.

Sofort loderten die Flammen empor und verbreiteten ringsum Tageshelle.

Aus den Häusern stürzten die Bauern, um das Feuer zu löschen, wodurch die Verwirrung in der Straße noch vermehrt wurde. Dies eben hatte Dietrich gewollt.

Er strengte die letzte Kraft an, sich eine Gasse zu bahnen. Sein Pferd zu einem mächtigen Satze spornend und zugleich Hiebe nach links und rechts führend, gelang es ihm, die Reihe der Feinde zu durchbrechen. Nun sprengte er dem Ausgange der Straße zu.

Ein weites, ödes Feld breitete sich hinter dem Dorfe aus und nahm den Reiter auf. Nächtliche Dunkelheit und dichter Nebel entzogen ihn den Blicken der Verfolger.

Hinter einem Gebüsche machte Dietrich Halt. Reiter und Roß bedurften dringend kurzer Erholung. Dann gedachte aber auch der Ritter hier seine Knechte zu erwarten, deren nicht einer ihm gefolgt war. Er lauschte und horchte mit größter Aufmerksamkeit, ob nicht der Tritt eines Pferdes sein Ohr erreiche.

Oft glaubte er, einen solchen zu hören, und sein Herz schlug schneller. Kam keiner der Knechte, so war er ganz verlassen, ganz auf sich selbst angewiesen.

Minute auf Minute verrann, eine Stunde faſt verfloß, aber keine Seele näherte ſich; ſtill und öde blieb es ringsumher.

„So ſind ſie alle gefallen oder in Gefangenſchaft geraten!“ ſeufzte Dietrich vor ſich hin. „Nur ich bin dem Feinde entronnen.“

Er ſtarrte düſter in den ihn rings umhüllenden Nebel. Wo weilten ſeine Gedanken. Daheim vielleicht, bei Weib und Kind? Daheim? Er hatte ja als Geächteter kein „Heim“ mehr. Er war ſehr klein und machtlos geworden, der früher ſo mächtige, übermütige Dietrich von Quitzow.

„Dieſe düſtere, unheimliche Nacht iſt das Bild meiner Zukunft!“ ſummte er dumpf vor ſich hin. „Wie da der Nebel und die Finſternis alles umhüllen und jede Ausſicht unmöglich machen, ſo iſt auch mein künftiges Geſchick in Dunkel und Grau gehüllt.“

Er ſtützte den Arm auf das Streitroß, das den Kopf wandte und klugen Blickes ſeinen Herrn anſchaute, und verfiel aufs neue in finſteres Hinbrüten.

„Wenn ich mich ihm ergäbe?“ murmelte er vor ſich hin. „Wenn ich um ſeine Gnade bettelte? — Er ſoll großmütig ſein, wie man ſagt. — Ich dürfte dann vielleicht zu den Meinen zurückkehren! — Gibt es nicht Unzählige, die ſich an der Gnadenſonne der Fürſten wärmen! Könnte ich's nicht auch tun? — Ha, wäre das ein Triumph für den Burggrafen! So hätte er noch keinen gefeiert, ſeitdem er in die Marken gekommen iſt! Wahnſinniger Gedanke! Satan will mich verſuchen! — Heb' dich hinweg von mir! — Ehe ich mich dieſem Hohenzollern unterwerfe, ſollen lieber die Raben der Einöde meinen Leichnam zerfleiſchen!“ —

Er warf ſich aufs Pferd und ritt raſch von dannen. Nach kurzer Zeit langte er abermals in dichtem Walde an. Er zügelte ſein Roß, daß es langſam unter den Bäumen, deren Äſte den Weg überragten, hinſchritt.

Plötzlich hörte er Stimmen in kurzer Entfernung. Er ſprang raſch vom Pferde und zog es hinter ſich her ſeitwärts in das hohe, dichte Gebüſch. Da hielt er nun und lauſchte mit verhaltenem Atem. Groß war ſeine Sorge, daß ihn ſein Tier verraten möchte. Der kluge Hengſt aber drückte den Kopf ſchmeichelnd an den Herrn und rührte ſich nicht.

Die Stimmen kamen näher, und rasche Schritte ließen sich vernehmen. Es waren Bauern aus dem nahen Dorfe Linum. Wie der Ritter aus ihrem Gespräche vernahm, eilten sie zum Löschen des immer noch fortwütenden Brandes nach Dechtow.

„Sicherlich verdanken die armen Dechtower ihr Unglück dem Dietrich von Quitzow, den Gott verdammen möge!“ sagte einer der Bauern. „Was der schon für Unglück über das Land gebracht hat! Es ist gar nicht auszusprechen!“

„Gott sei's gedankt, jetzt endlich wird ihm das Handwerk gelegt werden“, ließ sich ein anderer vernehmen. „Der Landeshauptmann — der Himmel segne ihn dafür — hat ihn so eng umgarnt, daß ihm der Atem und der Räuberübermut wohl ausgehen werden. Habt ihr nicht gehört, daß Friesack sich nicht lang' mehr wird halten können? Dann ist der wilde Quitz gefangen, wie die Maus in der Falle, wir aber werden dann vor seinen und seiner Leute Teufeleien sicher sein für immer. Der brave Herr aus Nürnberg wird den Unruhstifter und Wegelagerer schon kurz halten und ihm eine Schlinge schürzen lassen, die ihn zwischen Himmel und Erde festhält, daß er auf diese nicht mehr kommen und in jenen nicht gelangen kann, wie er's verdient hat, der Quälgeist der Bauern, der gottvergessene Buschreiter!“

„Kopf und Kragen verwett' ich, daß sich der nicht so ohne weiteres fangen läßt“, behauptete ein dritter. „Der Quitz steht mit dem Gottseibeiuns im Bunde. Hat ihm je einer etwas anhaben können? Paßt auf, über kurz oder lang heißt's: Der Quitz ist fort, der Quitz ist entflohen, aber niemand weiß, wohin!“

„Unsichtbar kann er sich nicht machen“, meinte der vorige Sprecher. „Und entkäm' er auch wirklich aus der Burg, aus dem Lande aber nicht. Jeder Bauer kennt den Aberächter, und jeder Bauer wird mit Freuden von seinem Rechte Gebrauch machen, den Friedensstörer niederzuschlagen. Laßt ihn nur in unser Gehege kommen; wir wollen ihm begegnen, wie er's tausendfach verdient hat. Wahrlich, eine Lust sollt's mir sein, könnt' ich ihn wohlgeknebelt dem Landeshauptmann überliefern.“

„Mir auch! Uns auch!“ stimmten die andern bei. „Die Quitzows sind ein Fluch für unser Land von Anbeginn gewesen!“

Die fernere Unterhaltung der Bauern verhallte in der Ferne.

Wie Dolchstiche drangen ihre Worte dem Geächteten durch das Herz. Sie klangen ihm schrecklicher als ein Todesurteil. Welch Schicksal harrte seiner, wenn er etwa auf seiner weiteren Flucht erkannt wurde! Durfte er im geringsten auf Schonung oder Unterstützung seitens des Landvolkes oder der Städter rechnen! Hatte er solche aber auch verdient? Hatte er selbst je Erbarmen gefühlt, wenn die armen Leute unter der Last der so oft aus bloßem Übermute und aus Langeweile geführten Fehden seufzten? War je eine Träne des Mitleids in sein Auge getreten, wenn er das selbstverschuldete Elend sah? Erbarmungslos hatte seine Eisenhand die Wunden geschlagen. Was hatte es ihn gekümmert, ob und wie sie wieder heilten! Ein Hase im Forste war ja von ihm stets höher gewertet worden als solch ein armer Bauer.

Nun rächte sich's bitter. Wie sprachen schon jetzt die Landleute so achtungsvoll von dem Landeshauptmann. Warum? Weil er seinem Volke ein Herz voll Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit entgegentrug, weil er Sorgen und Kämpfe nicht scheute, dem Lande Frieden und Gedeihen zu erringen.

An dies alles dachte der Ritter, als er düster sinnend im dunklen Gebüsche steckte. Dann führte er sein Roß wieder auf den Weg, bestieg es seufzend und ritt weiter.

Aufmerksam lauschte er auf jedes Geräusch. Er, der starke, tapfere Mann, dem das Getöse der Schlacht allezeit eine liebliche Musik gewesen war, der zu hundertmalen schon dem Tode ohne Beben und Furcht ins Auge gesehen hatte, er schrak zusammen, wenn der Wind durch die entblätterten Zweige der Bäume fuhr, wenn hier oder dort ein Wild, aus nächtlicher Ruhe aufgescheucht, die Flucht ergriff.

Er war ja in Aberacht, war recht- und schutzlos. Auf niemandes Beistand durfte er in Not und Gefahr rechnen. —

Bald lag das Dorf Linum vor ihm. Aber kein Lichtschein, wie in Dechtow, blinkte ihm einladend entgegen, weil es schon spät in der Nacht war und die nicht dem Nachbarorte zu Hilfe geeilten Bauern sicher in tiefem Schlafe lagen.

Trotz der in dem Orte herrschenden Stille und Öde wagte sich der Geächtete, eingedenk der in Dechtow gemachten schlimmen Erfahrung, doch nicht hinein, sondern umritt, einen Umweg nicht scheuend, das ziemlich ausgedehnte Dorf. Eine neue Wildnis starrte ihm dann bald entgegen. So rasch es die Müdigkeit des Rosses gestattete, eilte er weiter bis nach Kremmen.

Unweit der Mauern dieses Städtchens hielt er an und ging mit sich zu Rate, wohin er sich wenden solle. Vor Anbruch des Tages noch die pommersche Grenze zu erreichen, war unmöglich. Und doch durfte er nur bei Nacht die Flucht fortsetzen.

Wo sollte er während des Tages bleiben? Sollte er zu den Tieren des Waldes flüchten, sich in ihren Höhlen oder im Gebüsche verbergen oder sich einem der früheren Freunde unter dem märkischen Adel, deren Zahl ja nicht gering war, anvertrauen?

Er sann hin und her. Da dachte er an Werner von Holzendorf, dessen Schloß Bötzow wenige Stunden von Kremmen entfernt lag. Werner war von Anbeginn der Treuesten einer gewesen. Freilich, als die letzte Entscheidung herannahte, wagte auch er nicht, dem Landeshauptmann die Stirn zu bieten. Wie so viele seines Standes zog auch er es vor, auf seiner Burg stillzusitzen und weder für seine Freunde noch auch für den Burggrafen Partei zu nehmen.

Würde Holzendorf dem alten Freunde und ehemaligen Kampf- und Bundesgenossen Schutz und Obdach gewähren, oder den Geächteten von seiner Tür weisen? Das war jetzt die gewichtige Frage.

Dietrich mied auch die Gassen von Kremmen und gelangte bald nachher auf die Straße, die durch den Bötzower Forst zur Burg Werners führte. Beim ersten Morgengrauen langte er vor ihren Mauern an.

Wie oft hatte er davor gehalten als ein freier Mann, sich wohlbewußt, daß sein Besuch dem Freunde zur Freude und Ehre gereiche. Heute kam er als schutzbedürftiger, geächteter Flüchtling.

Zagend hielt Dietrich bei der Zugbrücke an, den Turmwart zu wecken. Lange und oft wiederholt mußte er rufen, bis sich endlich ein Fensterchen über dem Tore öffnete.

„Welch ein Galgenvogel macht denn da draußen zu so früher Stunde solch einen Höllenspektakel?“ rief eine barsche Stimme aus dem Fenster.

„Ein Freund Eures Herrn, Alter“, antwortete der Ritter. „Laßt mich ein; ich habe dringend mit ihm zu reden.“

„Jeder Spitzbub kann behaupten, er sei ein Freund meines Herrn! Sagt erst, wer Ihr seid!“ widerredete der Turmwart.

„Das darf und kann ich nur Eurem Gebieter mitteilen“, erklärte Dietrich, denn er wagte nicht, sich dem Alten zu erkennen zu geben.

„Nichts als Flausen! Könnt Ihr mir Euren Namen nicht sagen, so muß ich Euch für einen Strolch halten. Solch Gesindel aber hat nichts in Bötzow und bei meinem Herrn zu suchen, der ein rechtschaffener Mann ist. Bei dem braucht kein ehrlicher Kerl mit seinem Namen hinter dem Berg halten. Schert Euch zum Kuckuck! Und wollt Ihr das nicht, nun, dann mögt Ihr's Euch da draußen bequem machen, bis es hellichter Tag geworden ist, daß man Euch wenigstens ins Angesicht schauen kann. Damit Gott befohlen!“

Nach diesen Worten verschwand der Kopf des mürrischen Alten. Bevor sich aber das Fenster schloß, schlug Dietrich mit der Hand dreimal gegen den Brustharnisch. Dann streckte er die Rechte empor, während die Linke auf der Stelle des Herzens ruhte. Dies war das Zeichen, das die Verbündeten früher untereinander verabredet hatten, ihre Anwesenheit zu bekunden. Auch die Turmwarte kannten es.

Sofort erschien der graue Kopf aufs neue in der Luke.

„Warum gabt Ihr solch Zeichen nicht gleich!“ brummte der Alte. „Wartet einen Augenblick. Ich will sofort Herrn Werner wecken, damit er Euch selbst ins Examen nimmt!“

„Bin ich nicht ein Geächteter? Darf ich mich beklagen, daß ich wie ein Bettler behandelt werde!“ murmelte Dietrich schmerzbewegt vor sich hin. — „Nun soll sich's entscheiden, ob's noch Treue und Freundschaft in den Marken gibt!“

Einige Minuten verrannen. Dann wurde das Fenster abermals geöffnet.

„Wer seid Ihr, Ritter, und aus welchem Grunde begehrt Ihr zu so früher Morgenstunde mich zu sprechen?“ fragte die tiefe Stimme des Burgherrn.

„Seid Ihr allein, Herr Werner von Holzendorf?“ fragte Dietrich mit verstellter Stimme. „Ein Wort im Vertrauen möcht' ich mit Euch reden.“

„Geh, Alter, bis ich dich rufe!“ gebot Werner ins Turmgemach hinein.

„So sprecht!“ raunte er dann dem Reiter draußen zu.

„Werner, alter Freund, erkennst du mich nicht?“ rief Dietrich mit gepreßter, vor Aufregung zitternder Stimme.

„Bei Gott und allen Heiligen: Dietrich von Quitzow!“ rief Holzendorf erschreckt. „Um des Himmels willen, woher kommst du zu so ungewöhnlicher Stunde?“

„Still, Werner, sprich nicht so laut meinen Namen aus. Ich bin ein Aberächter, wie du weißt, und keine Minute meines Lebens sicher. Freund, Schreckliches hat sich ereignet in wenigen Tagen. Ich komme, Schutz und Beistand bei dir zu suchen. Willst du mir deine Tür öffnen, oder muß ich weiterziehen?“

„Hast du so wenig Vertrauen zu meiner Freundschaft?“ erwiderte Werner. „Einen Augenblick Geduld! Sogleich soll die Brücke fallen und das Tor sich dir öffnen!“

Werner verschwand vom Fenster. Dietrich atmete erleichtert auf. „Gottlob, er ist noch der alte!“ murmelte er leise vor sich hin.

Die Brücke sank, das Tor knarrte, und der Geächtete befand sich im nächsten Augenblick hinter den Mauern Bötzows zunächst in Sicherheit. Er schwang sich von dem todmüden Rosse und umarmte den Freund.

Werner zog den Gast eilig ins Herrenhaus.

Bald loderte im Kamin ein lustiges Feuer, an dem sich der in der kalten Winternacht arg durchfrorene Flüchtling erwärmen konnte.

„Nun sag' mir nur vor allen Dingen, was das alles heißen soll, und wo du herkommst, Dietrich?“ fragte der Burgherr. „Weiß ich doch nicht anders, als daß Friesack vom Landes-

hauptmann umstellt ist! Hat er nichts auszurichten vermocht? Wollte er sich doch den Kopf nicht an den starken Mauern deiner Feste zerbrechen und ist mit langem Gesichte wieder abgezogen?“

„Du irrst, Freund“, antwortete Dietrich voll Ingrimm und Schmerz. „Nicht abgezogen ist der hochnäsige Franke, sondern in die Burg einziehen wird er noch am heutigen Tage.“

„So hast du sie ihm doch freiwillig übergeben?“ unterbrach ihn, aufs äußerste überrascht, Werner.

„Nein, Werner, nicht freiwillig! Wie kannst du so etwas glauben! Er hat mir die Burg, mein herrliches Friesack, in wenigen Tagen so zerschossen, also schutz- und wehrlos gemacht, daß ich sie nicht mehr zu halten vermochte. Mit Mühe und Not bin ich durch die Flucht der Gefangenschaft und dem Tode entronnen!“

„Was redest du da?!“ rief Werner entsetzt, indem er jäh vom Sitze emporsprang. „Du scherzest! Dies ist unmöglich!“

„Ich scherze nicht. Schau' ich aus wie einer, der zum Scherzen aufgelegt ist? Die volle Wahrheit sagte ich dir. Würde ich hier sein, ich, der Aberächter, wenn mir die Mauern Friesacks noch Schutz gewährten?“

„Aber bei allen Heiligen, wie ist es zugegangen? Bläst dieser Burggraf die Mauern mit Posaunen um, wie vorzeiten die Kinder Israel an Jericho getan haben sollen?“

Dietrich erzählte dem Freunde, was sich begeben hatte, gar oft von diesem durch Ausrufe des Staunens oder Zorns unterbrochen.

„Dieser Burggraf ist furchtbar!“ sagte Werner von Holzendorf, als Dietrich seine Mitteilung beendet hatte. „Wenn Friesack, die gewaltige, von jedermann für unbezwingbar gehaltene Feste schon nach etlichen Tagen ihm in die Hände fällt, welche Burg des Landes vermag ihm dann da überhaupt noch Widerstand zu leisten?“

„Keine!“ versetzte Dietrich. „Wer nicht meines Schicksals teilhaftig werden mag, der unterwerfe sich! — Ich selbst freilich vermag es nicht. Lieber will ich zugrunde gehen!“

„Was willst du aber beginnen?“ fragte Werner besorgt.

„Ruhen nur will ich bei dir während des heutigen Tages. Mit Anbruch der Nacht aber eile ich zu den Pommern. Ich will die Säumigen zur Eile anspornen. Kann ich im Verein mit ihnen in einigen Tagen dem Feinde in offener Feldschlacht die Spitze bieten, dann ist, wie ich hoffe, noch nichts verloren. Durch seine Riesenbüchse ist uns der Nürnberger wohl in unseren Burgen, nimmer aber in der Feldschlacht überlegen.“

Werner trat dicht an den Geächteten heran. Er legte seine Hände auf des Freundes Schultern und schaute ihm voll Wehmut in die Augen.

„Dietrich,“ sagte er alsdann mit gepreßter Stimme, „du warst von je der Stärkste und Standhafteste von uns allen. Dein Körper trotzte leicht jeder Unbill, und dein Geist ertrug mutig das Schwerste, wenn es nicht abzuwenden war — Dietrich, ich habe dir eine schlimme Botschaft mitzuteilen. Es nützt nichts, nach Pommern zu gehen. Bleibe hier! Ich schütze dich mit meinem Leben; ich verberge dich vor dem Feinde, ob er gleich Argusaugen hätte.“

„Es wäre nutzlos, nach Pommern zu gehen, sagst du?“ fragte Dietrich und starrte den Freund an, als ob er ein Gespenst sähe.

„Die pommerschen Herzöge haben vom Kaiser Sigismund ein sehr ungnädiges Schreiben erhalten“, erklärte Werner. „Der Kaiser bedroht sie mit der Reichsacht, wenn sie abermals Partei für dich und deine Genossen zu nehmen sich unterstünden. Da haben sich die Feiglinge einschüchtern lassen. Gerüstet zwar, sitzen sie still und lassen den günstigen Augenblick zum Losschlagen unbenutzt vorübergehen. Ja, sie sind, wie ich erst gestern vernommen habe, fest entschlossen, vorläufig überhaupt nichts gegen den Burggrafen zu unternehmen.“

„Vielleicht gelingt’s mir dennoch, sie zu überreden!“ klammerte sich der tieferbleichte Ächter an einem Strohhalm der Hoffnung.

„Würde ganz vergebliche Mühe sein!“ widerredete der Freund. „Zudem mußt du bedenken, Dietrich, daß dir morgen schon alle Wege nach Pommern oder sonstwohin verlegt sein werden. Der Landeshauptmann wird sicher einen hohen Preis auf deinen Kopf setzen und alles aufbieten, deiner habhaft zu werden. Drum bleibe

in meinem Schutze, bis du wenigstens ohne allzu große Gefahr die Flucht nach Pommern fortsetzen kannst."

„Kann ich jetzt nicht fort, dann ist alles verloren, die letzte Hoffnung Dunst und Rauch!" stöhnte Dietrich und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Nun gibt es kein Leid mehr, das mich noch tiefer beugen könnte!" — — —

Werner brachte den Gast in ein stilles, abgelegenes Gemach, damit er einige Stunden von den Anstrengungen der Nacht ruhe.

Erst in den Nachmittagsstunden suchte er ihn wieder auf.

„Du kannst hier nicht bleiben, Dietrich", sagte er. „Zu viele in diesem Schlosse kennen dich; wer kann dafür bürgen, daß nicht ein Verräter darunter ist. Höre meinen Vorschlag. Du kennst mein Schloß Neumühl, das die Pommern im Sommer 1402 zerstörten. Es ist seit jener Zeit zwar noch nicht wieder aufgebaut worden und bietet wenig Bequemlichkeiten, aber einige bewohnbare Räume enthält es doch noch. Was aber das wichtigste ist, es liegt versteckt und einsam im tiefen, finstern Walde. Nur ein alter Vogt bewohnt es mit seinem Weibe. Beiden bist du unbekannt. Ich gebe dich für einen verwundeten Quitzowschen Knecht aus und gebiete den beiden Alten Schweigen über deine Anwesenheit."

„Dein Vorschlag läßt sich hören", erwiderte Dietrich. „Die düstere Einsamkeit von Neumühl paßt überdies trefflich zu meiner Gemütsstimmung. Zwischen mir und dem armseligen Knecht ist ja auch kein Unterschied mehr. Und verwundet bin ich gleichfalls — tief im Herzen. Fort denn nach Neumühl!"

Werner brachte Knechtskleider. Diese zog Dietrich an und bestieg alsdann nicht sein eigenes stattliches Streitroß, sondern ein minder schönes Tier aus des Freundes Stall.

Dann ritt er fort nach Neumühl.

Nach einer halben Stunde folgte ihm der Freund. Beide trafen sich in der Waldeinsamkeit an einer Stelle, wo sie vor Späherblicken sicher waren.

Bald erreichten sie das ruinenhafte Gemäuer und suchten eines der besten und dabei entlegensten der noch vorhandenen Gemächer aus. Dahin wurde einiges Gerät und ein Bett geschafft, in das sich der Geächtete legen mußte, denn Werner gab ihn für

einen Verwundeten und Kranken aus. Dem alten Vogt und dessen Weibe erteilte er Weisung, den Patienten gut zu pflegen, aber ihn nicht unnötig mit Fragen und sonstigen Zudringlichkeiten zu belästigen.

Nun drückte Werner dem Freunde die Hand und kehrte nach Bötzow zurück.

Der Vogt und dessen Weib pflegten den vermeintlichen Kranken mit Sorgfalt.

Einige Tage später besuchte der alte Vogt zu ungewöhnlicher Zeit und freudig erregt den Geächteten.

„Ich wollt' dir nur sagen," berichtete er, „daß der Landeshauptmann Friesack erobert hat. Dein Herr ist ihm aber entwischt, und niemand weiß, wo er steckt. Er ist und bleibt ein Schockschwerenöter, das muß man sagen! Doch ist sofort ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, den mancher gern verdienen wird. Da mein' ich, wird's wohl nicht lang' währen, so haben sie ihn beim Kragen. Nun wahrlich, uns Märkern kann's recht und lieb sein; denn, obwohl's dein Herr ist, Gutes hat er dem Lande noch nie gebracht."

---

13. Die Donnerbüchse vor Burg Plaue.

Unweit der Stadt Brandenburg und in unmittelbarer Nähe des unbefestigten Städtchens Plaue lag da, wo die seenreiche Havel plötzlich von ihrem westlichen Laufe nordwärts biegt, auf einer in den Fluß ragenden Landzunge Plaue, die Burg Johanns von Quitzows. Nur auf einer Seite mit dem Lande in Verbindung stehend, auf den übrigen von der Havel umspült, war, wie bei Friesack, auch hier während der günstigeren Jahreszeit eine Belagerung unausführbar. Nur im strengen Winter, wenn sich die Gewässer mit einer festen Eisdecke überzogen, konnte an vollständige Umlegung gedacht werden.

Aber auch dann mußte es, noch mehr als bei Dietrichs Burg, als ein schweres Unternehmen gelten, da Plaue die festeste aller

Lüdeckes Tod.

Burgen der beiden mächtigen Ritter, ja der ganzen Mark war. Die Stärke der Mauern betrug über vier Meter, so daß ein wohlbespannter Wagen bequem darauf fahren konnte. Dabei machte ihre ungewöhnliche Höhe das Übersteigen außerordentlich schwierig. Auch fehlte es zum Schutze der Feste nicht an kolossalen, jedes Angriffes nach alter Kriegführung spottenden Türmen. Zudem drohten aus schmalen Luken die Mündungen von Donnerbüchsen, deren Johann sechs von verschiedener Größe und Einrichtung besaß. Ihre langen Rohre ruhten auf Gestellen mit drei Füßen und schossen Kugeln von ein bis zwei Pfund Eisen.

Fast alle Einkünfte hatte Johann auf die Verstärkung und Verbesserung der Burg verwendet, namentlich als der Kampf mit dem Landeshauptmann unvermeidlich geworden war.

Auch an das Aushungern der Feste konnte nicht gedacht werden, da Lebensmittel und Vorräte aller Art in großer Menge darin aufgespeichert lagen. Allein über siebenhundert Speckseiten enthielten die Vorratskammern des vorsichtigen und fürsorglichen Ritters. Wohl nicht mit Unrecht hielt er dabei sein Plaue, auf das er mit Recht stolz war, für uneinnehmbar. Die schreckliche Zerstörungskraft der Kriegsmaschine, die der Landeshauptmann, wie Johann ebensogut wußte als alle andern, aus Thüringen hatte kommen lassen, kannte er noch nicht. Weder von Golzow noch von Friesack war ihm ja bisher Kunde zugegangen, was ihn allerdings wundernahm.

Im guten Zutrauen auf die Unüberwindlichkeit seiner Burg erwartete daher der Ritter mit nicht allzu großer Sorge den Angriff des Landeshauptmanns.

Am 7. Februar, also nur einen Tag später als der Burggraf vor Friesack, langte Erzbischof Günther von Magdeburg mit seinen Kriegerscharen vor Plaue an.

Johann stieg auf einen der Türme und sah dem Treiben der Feinde zu. Überall auf Mauern und Türmen standen seine Mannen und taten unter Verspotten und Verhöhnen der Feinde das gleiche.

Nicht wenig nahm es den Ritter wunder, daß die Belagerer in größter Nähe der Burg Stellung nahmen. Wußten sie nicht,

daß drei der Türme je mit zwei Donnerbüchsen gespickt waren? Das Zelt des Grafen Heinrich von Schwarzburg, der den Oberbefehl der erzbischöflichen Truppen führte, stand in ihrem unmittelbaren Bereiche.

„Meinen die dort, ich hätte nur Bolzen zu verschießen?!“ lachte Johann. „Na, richtet euch nur erst ein und macht's euch nach Herzenslust bequem. Nachher, wenn ihr fertig seid, will ich mit meinen Büchsen zwischen euch hineindonnern, daß euch Hören und Sehen vergeht!“

Nicht wenig überraschte es den Ritter, nur magdeburgische Banner zu sehen und kein einziges burggräfliches.

„Der Hohenzoller muß mit seinen Mannen irgendein anderes Schloß umlegt haben“, sagte er. Wahrscheinlich vermutete er, hier nicht genug Arbeit zu finden, und hat mir den Magdeburger auf den Hals geschickt. Schier beleidigend ist's, mit Pfaffenknechten Plaue bedrohen zu wollen. Na, ich will's ihnen eintränken, wenn sie einen Angriff wagen. Ich fürcht' nur, der Herr Erzbischof und seine Rotte werden meine Ruhe wenig stören.“

So spottete und höhnte der Ritter. In der Tat erwies sich das Heer des Erzbischofs zur Umlegung des Rittersitzes als durchaus ungenügend. Die Südseite des Schlosses blieb gänzlich frei, weil die Feinde dem Eise des Sees, bis wohin sie das Kriegslager hätten ausdehnen müssen, wohl nicht die erforderliche Festigkeit zutrauten. Aber auch nach allen übrigen Richtungen hin zeigten sich weite Lücken.

Schon am nächsten Tage waren die Lagerarbeiten so gut wie beendigt, weil die Magdeburger weder Donnerbüchsen noch Bliden besaßen, derentwegen sie Schanzen und Wälle hätten aufwerfen müssen, wie der Landeshauptmann vor Friesack. Sie verhielten sich auch im übrigen so ruhig und friedlich, als ob sie nicht aus feindlicher Absicht, sondern zu ihrem Vergnügen hierhergekommen wären. Da ließ Johann seine Büchsen laden. Er selbst richtete eine davon auf das Zelt des Oberbefehlshabers. Als der Schuß dröhnte, wurde es drüben bei den Zelten der Belagerer lebendig wie in einem Ameisenhaufen, denn die Kugel hatte wohlgetroffen. In aller Eile rissen die Magdeburgischen die Zelte wieder ab, um

sie an Stellen aufzubauen, wo sie vor den feindlichen Geschützen sicher waren.

Durch dieses Zurückweichen wurden die Lücken in den Reihen der Belagerer begreiflicherweise noch größer.

Die Belagerung konnte jetzt kaum noch als solche gelten, denn fast nach allen Seiten hin blieben Wege zum Verkehr mit der Außenwelt frei, die dazu auch bestens benutzt wurden.

Johann freute sich über die gute Wirkung seiner Büchsen, die heute zum erstenmal zu ernstem Zwecke Verwendung gefunden hatten.

Am nächsten Tage meldeten Trompetensignale die Überbringung eines Schreibens vom feindlichen Oberbefehlshaber. Er zeigte dem Ritter an, daß am vorhergehenden Tage Schloß Golzow genommen worden sei, und daß sich Wichard von Rochow der Gnade des Landeshauptmanns ergeben habe. Von dessen Kriegsmannen seien auch bereits die Städte Rathenow und Brandenburg besetzt worden. Unter solchen Umständen werde Johann weise handeln, wenn auch er beizeiten Schloß Plaue übergebe und die Gnade des Landeshauptmanns in Anspruch nehme.

Lautauf lachte Johann.

„Mit solcher Mär fängt man keinen Quitzow!“ rief er. „Glaubt der Pfaff, mich auf so täppische Weise einschüchtern zu können! Nichts als Lug und Trug!“

Mit Spott und Hohn sah sich der Magdeburger Reiter dahin zurückgeschickt, woher er gekommen war.

Frau Agnes jedoch, Johanns Gemahlin, nahm die Botschaft nicht so leicht als der Ritter, obwohl auch sie, in gutem Vertrauen auf die Stärke Plaues, ernstliche Sorge noch keineswegs anwandelte.

„Wäre es nicht nützlich, einen Boten nach Brandenburg zu senden, damit er erkunde, ob die Botschaft auf Lüge oder Wahrheit beruht?“ riet sie.

„Wohlgesprochen, liebe Frau“, stimmte Johann bei. „Es wird auch ein leichtes sein, auf der Seeseite über das Eis nach Brandenburg zu gelangen. Obgleich es sicher nur Spiegelfechterei ist, möchte ich doch gleichfalls gern volle Gewißheit haben. —

Golzow gefallen — Wichard sich ergeben! — Zu lächerlich und dumm!“

Ein treuer Knecht, namens Schwalbe, des Ritters Liebling, als ein verschlagener, pfiffiger Kopf wohlbekannt, wurde zum Kundschafter ausersehen.

Als der Abend hereingebrochen war, schlich Schwalbe, als Bettler verkleidet, zwischen den ausgestellten feindlichen Wachen hindurch.

Am andern Tage, einem Sonnabend, erhielten die Magdeburger Verstärkung, infolgedessen füllten sich ihre Lücken hier und da, doch blieben deren immer noch genug. Aber auch an diesem Tage geschah nichts von seiten der Feinde.

Als wiederum der Abend herandämmerte, kehrte der Knecht zurück. Es war ihm gelungen, sich unentdeckt nach Brandenburg zu schleichen. In der Stadt selbst aber hatte es ihm nicht wenig Mühe gekostet, unerkannt zu bleiben, da es allda von burggräflichen Kriegsmannen gewimmelt hatte. Zweifellos war es demnach, daß diese Stadt sich in den Händen der Feinde befand. Über Golzow und Wichard von Rochow hatte dagegen Schwalbe in den Kreisen, in denen er sich, ohne Sorge erkannt zu werden, bewegen durfte, nichts Zuverlässiges erfahren können. Doch hielt er es für wahrscheinlich, daß Golzow gefallen sei. Es sei vielerlei hin und her geredet worden: die einen hätten behauptet, Wichard habe im Kampfe den Tod gefunden, andere, er sei gefangen, noch andere, er sei entflohen.

Auch die Kunde, daß der Burggraf selbst mit entsprechender Kriegsmacht vor Friesack stehe, brachte der Knecht mit. Welchen ausschlaggebenden Erfolg der Landeshauptmann aber bereits erzielt hatte, das war nicht zu Schwalbes Ohren gekommen.

Johann stöhnte vor Zorn und Unmut, als er hörte, daß Brandenburg sich ergeben habe. Die Stadt lag ihm sehr am Herzen und war für ihn wegen ihrer Nähe auch wirklich von großer Wichtigkeit.

Daß Golzow gefallen und Wichard von Rochow getötet, gefangen oder geflohen sei, glaubte er einfach nicht. Gerade die widersprechenden Nachrichten bestärkten ihn in seinen Zweifeln.

Der Sonntag brach an. Es war derselbe Sonntag, an dem Friesack dem Feinde die Tore öffnen mußte, was Johann natürlich nicht wußte, derselbe Sonntag, an dem Frau Elisabeth unter heißen Tränen mit ihren Kindern für alle Zeit der Burg den Rücken kehrte. War es eine Ahnung solch traurigen Ereignisses, die heute die Brust des Ritters durchzog? Ihm war so bang und weh zumute, wie an keinem der vorhergehenden Tage, obwohl sich die Gefahr für ihn und sein Schloß bis jetzt doch in keiner Weise vergrößert hatte. Er maß die Schuld an solch trüber Stimmung dem unfreundlichen Wetter bei. Graue, undurchdringliche Nebel wogten auf dem Eise des Flusses und der Seen sowie auf den Schneegefilden ringsumher wie Meereswellen.

Johann wetterte über die Untätigkeit der Feinde. Er wünschte von Herzen, daß sie endlich etwas Ernstliches gegen ihn unternehmen möchten. Sie hielten sich aber nach wie vor ruhig in den Zelten und bei den Lagerfeuern. So viel wurde Johann infolgedessen klar, daß ihn die Magdeburger in der Burg festhalten wollten, damit er weder Rochow noch auch dem Bruder zu Hilfe eilen könne, was er in der Tat gern getan hätte. Wenn das Heer des Erzbischofs auch nicht zureichte, gegen die Burg etwas Entscheidendes zu vollführen, so war es ihm doch auf offenem Felde weit überlegen.

Gegen Abend überbrachte ein zweiter Bote ein neues Schreiben aus dem feindlichen Lager. Es enthielt die Kunde, daß Friesack bezwungen und von den Kriegsmannen des Landeshauptmanns besetzt worden sei. Des Entkommens Dietrichs war jedoch mit keinem Worte Erwähnung getan. Es wurde seiner in dem Schreiben überhaupt nicht gedacht. Johann schleuderte das Papier wütend zu Boden und zerstampfte es mit den Füßen.

„Halten mich die da draußen für einen Narren?“ zürnte er. „Nicht einmal ein Kind würde glauben, daß Friesack schon nach so wenigen Tagen gefallen sei. Schlauer Magdeburger, mit solchem Lockmittel läßt sich kein Quitzow fangen!“

Als es bereits dunkel geworden war, traf jedoch ein Kriegsmann mit wahrhaft erschreckender Nachricht in Plaue ein. Als er durch Brandenburg geritten wäre, lautete sein Bericht, sei eben unter Trommelschlag an allen Straßenecken der Befehl verlesen

worden, auf den entflohenen Dietrich von Quitzow zu fahnden und ihn gegen hohe Belohnung tot oder lebendig an den Landeshauptmann abzuliefern.

„Kerl, daß du erstickteſt an ſolchem Gefaſel!“ ſchnaubte Johann den Mann wütend an. „Biſt du betrunken, oder hat Satan dir dieſe Lügen auf die Zunge gelegt? Dietrich entflohen? Auf meines Bruders Kopf ein Preis geſetzt, als ſei er ein entſprungenes wildes Tier! — Menſch, widerrufe, oder bei Gott, ich erwürge dich mit eigener Hand!“

„Das wär' wohl ein ſchlechter Lohn für die Gefahren, unter denen ich mich zu Euch geſchlichen habe, Herr“, entgegnete der Kriegsmann gekränkt zwar, aber gelaſſen. „Ich bin jedoch weder betrunken noch iſt der Gottſeibeiuns im Spiele geweſen, ſondern alles iſt reine, nackte Wahrheit. Überall in der Stadt herrſchte ob der ergangenen Aufforderung ungeheure Aufregung. Glaubt es, Herr Ritter!“

„So geh, Unglücksrabe, und laß mich allein!“ befahl Johann nach kurzem, trübem Sinnen.

„Wär's wirklich möglich!“ ſtöhnte er, als der Bote ſich entfernt hatte. „Rathenow und Brandenburg genommen, Golzow gefallen, und nun auch Frieſack! Frieſacks Mauern, obgleich nicht ſo feſt wie die von Plaue, ſind ganz ſicher nicht in ſo wenigen Tagen zu brechen! — Ha, ich denke mir, wie ſich die Sache wohl verhalten mag! Mein Bruder wird einen Ausfall unternommen haben, iſt während des Kampfes von ſeinen Leuten abgedrängt worden, und, um nicht in Gefangenſchaft zu geraten, entflohen! Ja, ja, anders kann es nicht ſein! Frieſack aber gehört Dietrich noch, und er wird ſchon Mittel und Wege finden, wieder hineinzugelangen. Wie man ſich ohne Not ſo ängſtigen kann!“

Der Montag kam. Johann ſtieg wiederum auf einen der Türme, Umſchau zu halten, ob ſich die Feinde noch immer nicht aus ihrer trägen Ruhe aufrafften. Aber ſo ſtill und ruhig war es ringsum, daß er die Hähne im nahen Plaue krähen hörte. Wären die weißen Zelte da drüben nicht geweſen und die aus den Kochlöchern der Feinde aufſteigenden Rauchſäulen, ſo hätte man glauben mögen, tiefſter Frieden herrſche im Lande und kein

anderer Feind als der Winter mit seinem Schnee und Eis lagere vor der Burg.

„Welch langweiliges Leben!“ murrte der Ritter. „Kaum ertrage ich's noch, und es sind doch nur erst wenige Tage, seitdem diese absonderliche Art von Belagerung begann. Ist's nicht Wahnsinn, daß dieser Landeshauptmann einen allgemeinen, womöglich ewig dauernden Landfrieden herstellen will? Was soll denn da ein ehrlicher Ritter vor Langeweile beginnen? Essen, trinken, schlafen und — faulenzen! Wahrlich, eine nette Aussicht! Hielt's nimmer aus! Hab' mein Lebtag Freude an Krieg und Fehde gehabt, trotz all ihren Gefahren und Schrecken. Dabei geht freilich manches zugrunde, viel Gut wird zerstört. Doch nachher wird alles wieder aufgebaut und besser hergestellt als vorher. So entsteht neues Leben und Weben. Dieser Burggraf dagegen sinnt auf faulen, tatlosen, langweiligen Landfrieden! Bleib' er mir vom Halse damit!“

Gegen Abend wurde es sehr lebendig im Lager der Feinde. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Kommandorufe ertönten. Johann bestieg zu wiederholten Malen den Turm. Da sah er mit Staunen, daß neue Heeresmassen mit Bannern, Heerwagen und Belagerungsgerät heranzogen und rings im Kreise Stellung nahmen.

„Wenn Friesack nun wirklich gefallen wäre und der Burggraf mit seinen Scharen dem Magdeburger zu Hilfe käme!“ murmelte der Ritter düster vor sich hin. — „Ach was — dumme Gedanken!“ fuhr er nach kurzer Pause fort. „Friesacks Mauern stehen sicherlich noch ebenso fest und unerschüttert wie die meinigen! Wo der Zuzug herkommen mag, wissen freilich die himmlischen Mächte allein, und wenn ich sagen wollte, er sei mir ganz gleichgültig, so löge ich es mir in den Hals. Aber gleichviel! Auf einige Hundert mehr kommt's auch nicht an! Plaue wird ihnen allen genug zu schaffen machen, ohne selber Not zu leiden.“

Trotz aller Versuche zur Selbstberuhigung entquoll aber doch ein Seufzer der Brust des Ritters, als er langsam die Stufen wieder hinabstieg. Er suchte bald die Ruhe, allein die trüben Gedanken hielten den Schlaf von seinen Augen fern.

Gegen Mitternacht überbrachte Wilkin Wolfen, der alte Burgwart, Margarets Vater, die Meldung, daß etliche Kriegsleute, die von Friesack zu kommen behaupteten, vor dem Tore hielten und Einlaß begehrten. — In höchster Aufregung fuhr der Ritter vom Lager empor. Jetzt endlich sollte ihm Gewißheit über das Schicksal Dietrichs und seiner Burg werden. Er gebot, einen der Ankömmlinge sofort zu ihm zu führen.

„Hans, du bist's?!“ rief Johann erschrocken, als der alte Wachtmeister ins Zimmer trat.

„Ja, Gott sei's geklagt, ich bin's, Herr!“ antwortete der Greis.

„Welche Kunde bringst du mir von meinem Bruder und Friesack?“ fragte der Ritter in größter Spannung.

„Die denkbar schlechteste! Friesack ist gefallen! Seine Mauern sind durchbrochen. Seit Sonntag morgen ist die Burg in Feindes Hand.“

„Also wirklich — wirklich! Und mein Bruder?“

„Ist nach Pommern entflohen.“

„Aber wie konnte Friesack sobald schon genommen werden? War Verräterei im Spiele? Hat mein Bruder irgend was versehen?“

„Nichts von alledem, Herr“, berichtete Hans. „Der Burggraf hat eine Riesendonnerbüchse aus Thüringen kommen lassen, ein wahres Ungeheuer an Größe, wie Ihr ja schon wißt. Die allein hat Friesack den Untergang gebracht! Die erste Kugel der Satansmaschine durchbrach beide starke Mauern eines Turmes. Vom frühen Morgen des Freitag an aber schlugen ihre Kugeln gegen die Umfassungsmauer. Wir frohlockten, weil wir meinten, daß es selbst für solche Geschosse unmöglich sei, solch starkes Gemäuer zu durchbrechen. Die ersten Kugeln taten's auch nicht. Aber jede riß ein Loch, und da sie alle auf denselben Punkt trafen, so wurd' mit der Zeit aus vielen unansehnlichen Löchern nach und nach ein recht großes, denn ganze Stücke der Mauer stürzten ein. Sonnabend abend war eine Bresche gelegt, groß genug, daß eine Rotte in voller Breite hindurchmarschieren konnt' — ein Anblick, Herr, der jedes ehrlichen Kriegsmannes Herz mit Jammer erfüllte. Da war die Burg nicht mehr zu halten. In seiner Not entschloß sich

Euer Bruder, mein armer Herr, zu einem Ausfall und zur Flucht während dieses Ausfalls."

„Ist sie ihm gelungen?"

„So hoff' ich! Erst hinter der feindlichen Linie hab' ich ihn verlassen. Er ritt durch das Luch; Nacht und Nebel begünstigten ihn."

„Und nach Pommern ist er geflohen, wie du sagst?"

„Ja, Herr, so war seine Absicht. Er läßt Euch bitten, alles aufzubieten, Euer Schloß zu halten, bis er und die Pommern Entsatz brächten."

„Solcher Mahnung hätte es nicht bedurft! Herr dieses Schlosses bleibe ich, solange noch davon ein Stein auf dem andern liegt. Glaubst du, Alter, daß man das Ungetüm von Donnerbüchse auch gegen mich loslassen wird?"

„Bin fest davon überzeugt. Ja, ich fürcht', die „Kröte" ist Euch bereits näher, als Ihr denkt. Die Mannen, die vor Friesack standen, liegen bereits draußen in weitem Kreis. Sie haben's mir schwer genug gemacht, ihre Kette zu durchbrechen. Ohne den Mauerstürmer sind die sicher nicht gekommen!"

„Du magst recht haben, Hans! Aber sei's darum. Ich fürchte ihn nicht. Hat er Friesacks Mauern bezwungen, so folgt daraus noch nicht, daß er auch die von Plaue brechen wird. Sie sind mehr als doppelt so stark als die Friesacks."

„Daraus würde höchstens zu folgern sein, Herr, daß sie sich doppelt so lang halten werden. 's ist meine Überzeugung, daß keine Mauer der Welt solch furchtbarer Zerstörungsmaschine erfolgreichen Widerstand zu leisten vermag."

„Du siehst zu schwarz, Alter. Das Unglück hat dich bang gemacht. Doch nun sage mir vor allen Dingen, Alter, bleibst du bei mir oder eilst du deinem Herrn nach?"

„Es ist sein Wunsch, daß ich bei Euch bleib', Herr Ritter. Stellt mich in die Reihen Eurer Mannen ein!"

„Männer deiner Art kann ich wohl gebrauchen in dieser bösen Zeit. Doch gehe jetzt und suche die Ruhe. Wirst müde sein. Morgen schon gibt's vielleicht heiße Arbeit. Nun, gottlob, daß wenigstens dies faule Leben ein Ende nimmt!"

Der nächste Morgen zeigte erst recht deutlich, wie sehr die Zahl der Belagerer gewachsen war. Die bisherigen Lücken hatten sich vollständig geschlossen: nur nach dem südlich gelegenen See hin standen vereinzelte Beobachtungsposten und ein einziges Zelt.

Jetzt erst konnte die Belagerung als eine vollständige, jede Verbindung mit der Außenwelt abschneidende gelten. Und das vom Burggrafen zusammengebrachte Heer flößte Achtung ein. Auch Johann lachte und höhnte nicht mehr, als er die Gegend überblickte, freilich ebensowenig zagte er, und ebenso beseelte der beste Mut seine Leute.

Der Tag verfloß, ohne daß der Feind, trotz seiner Verstärkung, etwas unternommen hätte. Am folgenden Tage zeigte der Turmwart an, daß ein Ritter mit weißem Fähnlein vor der Außenpforte halte und Einlaß begehre. Mit verbundenen Augen wurde der Ritter vor den Burgherrn geführt.

„Im Namen und Auftrage des ehrwürdigsten Herrn Erzbischofs Günther von Magdeburg," hub der Bote an, „fordere ich Euch, Johann von Quitzow, nochmals, jedoch zum letztenmal, auf, Euch, Eure Mannen und Euer Schloß in die Hände des hochehrwürdigsten Herrn zu übergeben, da es jetzt noch Zeit sein möchte, Gnade bei dem gnädigsten Herrn Friedrich von Hohenzollern, Landeshauptmann der Mark, Eurem rechtmäßigen Herrn und Gebieter, zu erlangen. Solltet Ihr solch wohlgemeintes Anerbieten zurückweisen, so wisset, daß Eurer ein trauriges Schicksal wartet, wenn Plaue im Sturm genommen und erstiegen sein wird und Ihr, mit den Waffen in der Hand ergriffen werdet. Wünscht Ihr kurze Bedenkzeit, so soll ich sie Euch gewähren."

„Ich bedarf keiner Bedenkzeit", erklärte Johann finster. „Sagt Eurem Gebieter, daß ich mich auf die festen Mauern meiner Burg und auf mein gutes Schwert verließe. Wie könne er glauben, daß ein Quitzow sein Schloß dem Feinde ohne Kampf und Gegenwehr übergeben werde!"

Mit solchem Bescheide verließ der Abgesandte des Erzbischofs von Magdeburg schweigend den Burgherrn. Frau Agnes hatte in einem anstoßenden Gemache den erzbischöflichen Antrag und des Eheherrn Antwort vernommen. Weinend sagte sie zu Johann:

„Es ist für mich ein schrecklicher Gedanke, daß du dir die Gnadentür selber gänzlich verschlossen hast. Jetzt, da es gewiß ist, daß Friesack gefallen, und daß der Burggraf im Besitze einer so furchtbaren Zerstörungsmaschine ist, erfüllen meine Seele bange Zweifel. Ach, Johann, du hättest doch wohl eine andere Antwort geben sollen!“

„Sei nicht töricht, Frau“, widerredete der Ritter. „Noch ist keine Hand gegen dies Schloß erhoben worden, noch ist kein Schuß gefallen. Wär's nicht Feigheit, bloß aus Sorge vor dem, was sich ereignen könnte, einen so festen Sitz dem Feinde zu überlassen? Kann eines Quitzows Weib solches ernstlich erwarten und verlangen? Vertraue mir und unsern Mauern, Agnes. Hinter diesem sicheren Bollwerk muß es uns immer noch wohler sein als im zweifelhaften Gnadenschein des Burggrafen.“

„Gewiß — wenn uns die Mauern wirklich und unbedingt ausreichenden Schutz darböten. Aber denke an Dietrich, deinen Bruder. Er hat sicher nicht anders gedacht und ebenso gehandelt wie du. Hat es ihm nicht traurige Früchte eingetragen?“

„Leider, ja. Aber der Gnade dieses Burggrafen hat er sich dennoch nicht ergeben. Er ist entflohen, nachdem er Friesack verteidigt, bis es nicht mehr zu halten war. Zu solchem Schritte kann auch ich mich entschließen, wenn mir des Schicksals Huld versagt bleiben sollte.“

Er verließ nach diesen Worten die Tiefbekümmerte und schritt auf den Burghof hinaus. Alsbald lenkte ein klägliches Geheul seine Aufmerksamkeit auf einen seiner Lieblingshunde, der vor seiner an einen runden Turm angelehnten Hütte stehend, unter allen Anzeichen heftiger Schmerzen einen Fuß emporhob und wie Hilfe flehend nach seinen Herrn blickte.

„Soll ich nachsehen, was dem Tiere fehlt?“ erbot sich Lüdecke, der sich in der Nähe befand.

„Tue es!“ befahl Johann.

Lüdecke bückte sich und untersuchte sorgsam des Hundes schmerzende Pfote. Da ertönte plötzlich ein gewaltiger Knall. Das Schloß erbebte. Der Turm krachte. Wie von einem Windsturme hinweggefegt, flogen Knecht und Hund weit in den Hof hinein.

Johann von Quitzow erbleichte vor Schrecken. Entsetzt stürzten von allen Seiten Mannen herbei. Auch Hans Sporrmann. Ein furchtbarer Anblick bot sich aller Augen dar. Lüdecke lag, mit schweren Wunden bedeckt, tot auf dem Pflaster des Hofes; dem Hunde war der Kopf zermalmt. War dies der erste Gruß der Riesendonnerbüchse?

Ohne Zweifel, denn in einiger Entfernung lag eine mächtige steinerne, schwarze Kugel. Sie war gegen den runden Turm geflogen und hatte, ein Stück aus der Mauer reißend und dann abprallend, Knecht und Hund den Tod gebracht.

Voll Wehmut und Trauer stand der Wachtmeister neben dem blutigen Leichnam des Gefährten, der ein so rasches und trauriges Ende gefunden hatte. Eine Träne rollte an seinen Wangen herab.

„Wird's Euch nun erklärlich, wie Friesack gefallen ist, Herr Ritter?" fragte Hans Sporrmann den Burgherrn.

Begreife es", erwiderte dieser finster. „In der Tat, Geschosse von solcher Kraftäußerung sah ich noch nie."

„Herr, was Ihr da gesehen habt, ist nur ein Vorspiel gewesen. Die Höllenmaschine spielt mit Euch wie die Katz' mit der Maus. Sie will nur erst zeigen, was sie vermag. Ganz anders kommt's, wenn sie ernst macht!"

„Daß sie meine Mauern durchbrechen könnte, bezweifle ich dennoch!" beharrte Johann, während jedoch sein Blick mit dem Ausdruck von Bangigkeit auf der tiefen Furche ruhte, welche die Kugel in die Mauer des Turmes gerissen hatte.

Kurz darauf krachte die Büchse zum zweitenmal. Die Kugel schlug durch die beiden starken Mauerwände des Zimmers. Halbohnmächtig sank die Burgfrau in des Ritters Arme. Dieser vermochte selbst eines krampfhaften Bebens nicht gleich Herr zu werden. Er führte sein Weib in ein anderes, sicheres Gemach. Dann eilte er hinaus, auch seine Büchsen in Tätigkeit setzen zu lassen.

Nach einiger Zeit knallte die Riesenbüchse zum drittenmal. Aber die Kugel flog dicht an einem der Türme vorüber nach dem See hin, ohne Schaden zu tun.

Johann ließ nun die größte seiner eignen Büchsen auf die Stelle richten, wo die „faule Grete" Feuer und Flammen gespien

hatte. Zu sehen war nicht viel, weil es heftig zu schneien begann. Sobald der vierte Schuß herüberkrachte, sollte die kleine Büchse auf ihre Riesenschwester feuern. Der Büchsenmeister stand mit der Lunte bereit, der Ritter in größter Spannung daneben. Minute auf Minute jedoch verrann. Die Nacht brach an, allein die Büchse schwieg. Sie setzte dies Schweigen auch am nächsten Tage fort.

Ein freudiger Gedanke durchzuckte den Ritter: vielleicht war der Mauerbrecher beim letzten Schusse zersprungen und alle Gefahr damit beseitigt. Sämtliche Insassen der Burg teilten diese Hoffnung. Neuer Mut, neues Leben beseelte die Gemüter. Nicht die Überzahl der Feinde, nur das entsetzliche Geschütz bedrohte das Schloß mit Untergang.

Aber schon am frühen Morgen des nächsten Tages, es war der 16. Februar, donnerte die Kanone aufs neue, und in einem hin wetterte sie fortan. Sie war diesmal am Orte ihrer Bestimmung früher angelangt als das Schießmaterial. Nur drei Kugeln waren bei ihrer Ankunft noch vorrätig gewesen, mit denen man die Burg sofort begrüßt hatte. Erst am bezeichneten Tage ließ sich größerer Kugelvorrat herbeischleppen.

Wie in Friesack richteten sich aber jetzt auch hier ihre Geschosse auf einen Punkt der Umfassungsmauer. Gleich Dietrich lächelte da auch Johann. Nicht so der Wachtmeister. Sein ernstes Antlitz war von tiefen Kummerfalten durchfurcht.

Nach einigen Tagen lachte auch Johann nicht mehr.

Vom Torturm aus konnte man sehen, daß die Mauer bereits bis zur Hälfte ihrer Stärke durchschlagen war. Offenbar mußte nach wenigen Tagen schon der gänzliche Durchbruch erfolgen. Dann hinderte den Feind nichts, den Sturm zu beginnen und trotz alles Widerstandes ihrer Insassen die Burg zu nehmen.

„Könnte man die Büchse unschädlich machen, so wäre im Grunde noch nichts verloren“, sagte der Ritter in dumpfem Ton zu Hans Sporrmann.

„Wer hindert Euch, es zu versuchen!“ meinter dieser. „Wir haben heut das Fastnachtsfest. Die Feinde geben sich, wie ich bemerkt hab', der ausgelassensten Lustigkeit hin. Ein leichtes wird's sein, sie in einem Ausfalle zu überrumpeln. Vielleicht gelingt's

dann auch, die sakrische „Kröte“ in die Luft zu sprengen. Heiliges Blut, eine Freude sollt's mir sein, wie ich keine größere noch erlebt habe, wenn dieser Streich geläng'!“

„Du hast recht, Hans!“ erwiderte der Burgherr kurz und entschlossen. „Wir wollen's damit versuchen. Das faule Leben haben wir überdies satt. Nun denn, bereite alles wohl zum Ausfalle vor. Wenn die Nacht anbricht, dann in Gottes Namen drauf! Vor allem der Büchse gilt's!“

„Ja, der wetterschen Büchse!“ bekräftigte der Wachtmeister.

---

14. Der Schildknappe in Gefangenschaft.

Eines der lustigsten und fröhlichsten Feste der Christenheit zur Zeit unserer Geschichte war das Fastnachtsfest. Sehr bezeichnend nannten unsere Altvordern die Fastnachtswoche die „taube“ oder „unsinnige“ Woche. Sie begann schon mit dem Sonntag, dem „Rinne-Sonntag“, so genannt, weil der Adel und die vornehmen Leute an diesem Tage Rennen, Spiele, Speerstechen, Turniere und dergleichen Kurzweil veranstalteten. Auch komische Aufzüge und Mummereien aller Art fanden zu dieser Zeit statt. Dabei war die Teilnahme an dem Feste so allgemein, daß selbst die Geistlichkeit sich nicht davon ausschloß. Neben Gassenbuben, Possenreißern und Hanswürsten, liefen vermummte Mönche und Nonnen einher und trieben ihre Späße — und keine Seele nahm es ihnen übel, denn zur Fastenzeit durfte sich, wie heute noch, jeder einen Scherz erlauben.

Am Nachmittage des Rinne-Sonntags, es war der 18. Februar, traf Arnold Hagener, des Landeshauptmanns getreuer Schildknappe, mit einer Botschaft seines inzwischen nach Berlin abgereisten Herrn bei dem Erzbischof ein. Da der junge Geselle von dem weiten Ritte ermüdet war und auch noch keinen Rinne-Sonntag in einem Kriegslager erlebt hatte, so beschloß er, wie ihm sein Herr gestattet, diesem erst am andern Tage nach der genannten Stadt zu folgen und den bereits im besten Gange sich befindlichen Festlichkeiten beizuwohnen.

Jedermann gab sich der Lust und dem Vergnügen hin, allerorten ertönten Jubel- und Freudenrufe. Viele der Kriegsknechte hatten sich vermummt und trieben Possen und Kurzweil aller Art. So hatten sich nicht wenige von ihnen als Teufel verkleidet. Sie wurden „Schauteufel“ genannt, hätten aber lieber den Namen „dumme Teufel“ führen sollen; denn es war ihre Aufgabe, alles was ihnen in den Weg und vor die Augen kam, in möglichst possierlicher Weise zu begucken, zu befühlen, zu kosten, die erschrecklichsten Gesichter zu schneiden und alle Welt zu necken und zu hänseln. Dem einen schlugen sie unversehens die Eisenhaube vom Kopfe, dem andern stellten sie ein Bein, daß er unsanft zu Boden schlug, einem dritten verabreichten sie einen Nasenstüber, einem vierten schnitten sie eine Fratze. Für solche Neckerei mußten sie dann freilich manch derben Stoß und Puff hinnehmen; ja, so dicht hagelten manchmal die Hiebe auf ihre Schultern und Rücken nieder, daß die Schalke unter den wuchtigen Schlägen zu Boden stürzten. Den Rücken allerdings bedeckte ein dickes Polster von Heu oder Stroh, das aussah wie ein Höcker. Da ging kein Schlag und kein Puff durch; lachend erhoben sich die losen Vögel wieder, um sogleich den Unfug fortzusetzen.

Auch Veranstaltungen zu ritterlichen Übungen, Speerstechen und Ringelrennen wurden getroffen. Dabei ging es nicht minder lustig und übermütig her. Gar mancher, der des Guten in allerlei berauschenden Getränken zu viel getan, sank vom Pferde, ehe noch die Lanze des Gegners ihn getroffen hatte. Oft schlugen beide Kämpen zum nicht geringen Ergötzen der Zuschauer zu gleicher Zeit Purzelbäume. Manche trugen statt des Helms hölzerne Kübel auf dem Kopfe, anstatt der Lanze eine Stange in der Hand. Ihr Pferd, meist ein alter, magerer Klepper, hatte nicht Zaum noch Zügel. Auch saß wohl der Reiter verkehrt darauf und hielt statt des Zaumes den Schwanz des Rößleins in der Hand. Ging der Gaul, der zahllosen Neckereien müde, zuletzt durch, und purzelte der Reiter nach langem possierlichen Widerstreben mit Helm und Lanze auf die Erde herab, dann war des Lachens und Jubelns kein Ende. Gar drollig auch war es, wenn zwei solcher Kübelritter eine Lanze miteinander „brachen“, deren Eisenspitze selbstverständlich vorher entfernt worden war. Zunächst hielt es in solchem

Falle immer schwer, die Rößlein aneinander zu bringen, da sie gar wohl wußten, daß ihrer die fehlgehenden Stöße harrten. Nicht selten sanken beim endlich erfolgten Zusammenstoße beide Klepper samt den Reitern in den Sand.

Daneben wurde fleißig gesotten und gebacken. Da gab es schmackhafte „Schmalzkuchen“ und „Spießkuchen“, mächtige „Mörser“ und „Hippen“ und fettriefende „Plinsen“. Überall prasselten lustig flackernde Feuer und brodelte es in zahlreichen großen und kleinen Töpfen, Tiegeln und Pfannen. Auch wohlschmeckende und nicht wenig berauschende Getränke gab es in Hüll und Füll. In Strömen floß „Nauener Zizenille“ und „alter Klaus“, beliebte starke Biere.

Um die feindliche Burg kümmerte sich an dem frohen Tage niemand. Auch die „faule Grete“ schwieg und ruhte von der „heißen“ Arbeit. Größte Sorglosigkeit herrschte überall im Lager. Selbst der ausgestellten Posten Wachsamkeit hatte unter den Freuden und Genüssen des Festtages schwer gelitten.

Arnold, der bloß als Zuschauer an dem Feste teilgenommen hatte, schüttelte bedenklich den Kopf und konnte sich eines Gefühls der Bangigkeit nicht erwehren, als der helle Tag der trüben, nebeligen Winternacht zu weichen begann. Der Gedanke, daß der Feind, dem die Lustbarkeiten der erzbischöflichen Kriegsmannen nicht entgangen sein konnten, auf den Einfall kommen könne, diese Nacht zu einem Ausfalle zu benutzen, wollte nicht von seiner Seele weichen.

„Schlafen sie alle und schlummern, so will wenigstens ich die Augen offen halten, daß der Sache meines gnädigen Herrn kein Abbruch geschieht“, faßte er im stillen den Vorsatz.

Er begab sich an den Ort, wo die „faule Grete“ stand, und siehe da — der Posten, der sie bewachen sollte, lag neben ihr, schwer betrunken in tiefem Schlafe. So sehr Arnold den Mann rüttelte und schüttelte, es gelang nicht, ihn zu ermuntern. Er ergriff daher des Schlafenden Speer und trat zur Seite der Donnerbüchse, deren Rohr gegen die jetzt in Nacht und Nebel gehüllte Burg gerichtet war.

„Möcht' doch mal schauen, ob die Büchse geladen ist“, sprach der junge Geselle bei sich, indem er den schweren Ladekolben er-

griff und ihn in das Riesenrohr stieß. „Sie ist's!“ murmelte er danach. „Schau, dort liegen auch Lunten, die der Geschützmeister zum Abfeuern der Kanone braucht, und die er im Taumel des heutigen Tages mit fortzunehmen vergessen hat. Wie wär's, wenn ich eine davon anzündete und sie zum Gebrauche bereit hielt? Zugeschaut hab' ich vor Friesack oft genug, wenn der Thüringer die „faule Grete“ abfeuerte, und hoff' darum, es ihm nachtun zu können. Sollt' sich meine Ahnung erfüllen, dann möcht's schwer halten, vielleicht ganz unmöglich sein, die trunkenen, schlafenden Mannen durch bloßes Schreien und Rufen aus ihrem Taumel zu erwecken. Der Büchse Donnerstimme würde ihnen weit erfolgreicher in die Ohren gellen, wenn's nötig wär'. Ja, so will ich tun. Bedarf's der Grete Weckruf nicht, so bringt meine Vorsicht niemand Schaden.“

Rasch zündete Arnold die Lunte an. Dann lehnte er sich, sie zum Gebrauche bereit haltend, gegen das Rohr der Donnerbüchse und schaute und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit in der Richtung der Burg in Nacht und Nebel hinaus.

Hier und da ertönten aus dem Lager noch lustiges Singen und wüstes Schreien, ganz selten nur ein Wacheruf. Mehr und mehr aber verstummte der Lärm, und zuletzt hörte man nichts mehr, als das Schnaufen und Schnarchen der auf ihren Strohlagern Schlafenden in den Zelten ringsumher und den trägen Schritt etlicher schlaftrunken oder gar betrunken auf und ab taumelnden Wachen. Denen konnte der Feind schon nahe auf den Leib rücken, ehe sie seiner gewahr wurden.

Das Ohr Arnolds aber war ein echtes, scharfes Jägerohr. Dem entging nicht das geringste Geräusch, zumal in so windstiller Nacht.

Plötzlich verließ der junge Geselle seine bisherige Stellung und trat in sichtlicher Erregung rasch bis an den zum Schutze der „faulen Grete“ aufgeworfenen Wall vor. Er hielt die Hand ans Ohr, um besser zu hören; denn verdächtiges Geräusch wurde aus der Ferne vernehmbar, von dort, wo Plaue lag. Es klang ganz wie dumpfes Pferdegetrappel. Waren es vielleicht die Runde machende magdeburgische Mannen, die es verursachten? Sicher nicht, denn sie alle schliefen den festen Schlaf der Trunken-

heit. Deutlicher und deutlicher vernehmbar wurde indes das rasch näherrückende Geräusch. Nach einer Minute schon blieb kein Zweifel mehr, daß es Rossestritte waren, die rasch dem Lager und zwar dem Standorte der „faulen Grete“ sich näherten.

„Sie sind's und ihr gilt's, wie ich ahnte!“ rief Arnold.

Er riß die Lunte durch die Luft, daß sie hell auflohte. Dann senkte er sie auf das Zündloch der Riesenbüchse. Der Schuß krachte so furchtbar, daß die Erde bebte. Viel weiter noch und viel schrecklicher erscholl das Krachen in der Stille der Nacht, als im Gelärm des Tages.

Nun schleuderte der Bursche die Lunte zu Boden und rannte mit gellendem Alarmruf durch das Lager nach seinem Rosse. Schlaftrunken und zum Tode erschrocken stürzten die Krieger aus den Zelten, manche ohne Waffen und Rüstzeug und nur halb bekleidet oder auch in der noch nicht wieder abgelegten Vermummung.

Die Schauteufel, meist Trommler, griffen nach ihren Trommeln, Trompeten und Hörner schmetterten, der Führer und Hauptleute Kommandorufe gellten, Angstrufe mischten sich mit Flüchen. Hier riefen die Mannen nach ihren Pferden, dort nach Waffen und Rüstzeug, weil wohl Verwechslungen vorgekommen sein mochten. Kurz, es herrschte unbeschreibliche Verwirrung im Lager.

Da sauste auch schon der Feind heran. Nach dem nächsten wirren Haufen von Reitern und Fußvolk lenkte er die Schritte seiner Rosse.

Das Geschrei der Kämpfenden, die Schmerzensrufe der Getroffenen, das Angstgekreisch der Fliehenden erfüllten die Luft.

„Hierher, Mannen! Hierher! Haltet euch zu uns!“ schrie Arnold, der schon an der Spitze eines geordneten Häufleins Reiter dahersprengte und sich schützend vor die Donnerbüchse, den kostbaren Schatz, warf, mit mächtiger Stimme.

„Zur Donnerbüchse!“ ertönte zu gleicher Zeit auf der andern Seite Johann von Quitzows dröhnender Ruf.

„Hin zur Donnerbüchse! Haltet euch tapfer, Leute!“ gebot eine andere, energische Stimme, bei deren Ton Arnold zusammenschrak.

Sollte er gegen den Ohm fechten?

Da donnerten schon die Feinde heran. Allen voran Johann von Quitzow. Furchtbar war der Zusammenstoß. Aber Arnold, der es vermied, unmittelbar mit dem wie ein Löwe kämpfenden Ohm zusammenzutreffen, hielt stand mit den andern bis Hilfe kam.

Johann erkannte, daß es unmöglich sei, der Büchse Herr zu werden, und daß er in Gefahr komme, durch die von allen Seiten anrückenden und nun schon etwas mehr geordneten Scharen der Magdeburger vom Rückzuge abgeschnitten und erdrückt zu werden.

Mit einem flammenden Zornblick den jungen Helden streifend, der wie ein Rasender gefochten hatte und sicher allein das Gelingen des kühnen Handstreichs vereitelt hatte, gab er den Befehl zum Rückzuge.

„Dem Feinde nach! Drauf, drauf!“ jubelte Arnold und spornte sein Roß so heftig, daß es mitten in den Haufen der Fliehenden setzte und von diesen mit fortgerissen wurde, so daß ihm keiner der Kampfgenossen folgen und Beistand leisten konnte.

Da schwebte das Leben des kühnen Burschen in großer Gefahr, denn wohl ein Dutzend Schwerter erhoben sich gleichzeitig zu tödlichem Streiche gegen ihn.

„Schont seiner! Wollen den Burschen lebendig fangen!“ rief der alte Wachtmeister, der schon während des Kampfes den Neffen erkannt, aber ihn ebenso gemieden hatte wie dieser ihn.

Arnold machte eine übermenschliche Anstrengung, um sich der verhängnisvollen Umgebung zu entwinden. Allein einer der Quitzowschen schlug ihm das Schwert aus der Hand, andere fielen seinem Gaule in die Zügel und machten den Reiter dadurch so wehrlos, daß fernerer Widerstand Torheit gewesen wäre. Darum fügte sich Arnold in das Unvermeidliche, obwohl es für ihn keineswegs angenehm war, der Gefangene des Quitzows zu sein.

Johann war über den Fang aufs höchste erfreut.

„Dein Schicksal, Bursche, wird kein beneidenswertes sein“, sagte er finster zu dem Gefangenen, den er nicht kannte, weil er ihm zufällig nie begegnet war, wenn er mit des Burschen Ohm da oder dort zusammengetroffen war; „denn du vor allem bist

schuld daran, daß wir der Büchse nicht Herr werden konnten. Beim Blute von Wilsnack, du sollst es mir büßen!“

„Verfahrt mit mir nach Gefallen, Herr!“ erwiderte der junge Geselle unerschrocken. „Ich tat, was mir die Pflicht gebot.“

Als der Ritter sich an die Spitze seiner Schar gestellt hatte, ritt Hans Sporrmann wie zufällig dicht an die Seite des Gefangenen.

„Wir kennen uns nicht!“ raunte er ihm zu und befand sich gleich nachher wieder an der Seite des Burgherrn. — In vollem Jagen, aber unbelästigt von den erzbischöflichen Reitern, welche die Verfolgung in der Dunkelheit der Nacht nicht fortzusetzen wagten, lenkte sich nun die Flucht der Burg zu. Bald war sie erreicht; die Brücke sank, und hinein sprengten Burgherr und Reisige. Die Edelfrau harrte der Zurückkehrenden im Burghof; neben ihr stand Wilkin Wolffen, der alte Burgvogt, und dessen Tochter Margaret.

Voll Verdruß berichtete Johann seinem Weibe, nachdem er vom Rosse gestiegen war, kurz den Hergang des Gefechtes.

„Niemand ist schuld am Mißlingen des Ausfalls“, schloß er seine Mitteilung, „als dieser naseweise Bursche da. Er war der einzige, der besonnen blieb, ein Häuflein entschlossener Reiter um sich sammelte, und mich und die Meinigen aufhielt, bis solch mächtige Hilfe herannahte, daß ich längeres Verziehen nicht wagen durfte. Ich wähne, der kühne Geselle ist's auch gewesen, der das Abfeuern der mit ihrer gewaltigen Stimme das ganze Lager alarmierenden Donnerbüchse veranlaßte oder es gar selbst ausführte. Sag' Bursche, wie verhält sich die Sache?“

„Wollt' ich's leugnen, so könnt' ich's wohl, aber solches sei ferne!“ bekannte Arnold frei und offen. „Ja, Herr, als ich Euch herankommen hörte mit den Euren, und wohl wußte, daß meine Stimme nicht ausreichen würde, die trunkenen Kriegsgenossen aus ihrem tiefen Schlafe zu erwecken, da ließ ich der Grete Donnerstimme solches besorgen. Es blieb mir kein anderes Mittel, wollte ich die der Sache meines gnädigsten Herrn drohende Gefahr abwenden.“

„Wer ist dein „gnädigster“ Herr? Der Erzbischof von Magdeburg?“

„Nein, Herr Ritter, der Landeshauptmann.“

„Bist du ein Diener des Verhaßten, so treffe dich doppelt mein Zorn!“ sagte Johann finster. „Wilkin,“ wandte er sich an den Burgvogt, „bringe den Gesellen in das finstere und tiefe Verlies des Spukturmes. In Wasser und Brot bestehe seine Kost. Die Entscheidung seines weiteren Schicksals soll von dem Schicksale dieser Burg abhängen. Fällt sie, so geschieht's durch sein Verschulden — und dann wehe ihm!“

Als Margaret Wolffen Arnold gesehen und auch sofort wiedererkannt hatte, war ihr liebliches Antlitz bleich wie der Schnee zu ihren Füßen geworden, denn die harten, drohenden Worte des Ritters erfüllten sie mit Angst und Schrecken. Sie hatte des Jünglings, der sich ihrer in der Heide bei Wilsnack so hochherzig angenommen hatte, recht oft mit dankbarem Herzen gedacht. Und nun war er, ihr Retter aus großer Leibes- und Lebensgefahr, ein Gefangener, der Gefangene des Gebieters dieser unter der Aufsicht ihres Vaters stehenden Burg, welch letzterer gegen alle Feinde seines Herrn stets eine an Unmenschlichkeit grenzende Härte an den Tag gelegt hatte. Es war ihr ein schier unerträglicher Gedanke, daß der kühne und tapfere Jüngling im dunklen Kerker schmachten und vielleicht gar ein schmähliches Ende nehmen solle.

Voll Angst und ratlos schaute die Jungfrau zu Hans Sporrmann hinüber, der unfern von ihr stand. Wie erregte es ihre Verwunderung, daß der Alte so kalt und teilnahmlos dreinschaute, als kümmere ihn Not und mißliche Lage des Neffen nicht im mindesten. Finster sogar ruhte sein Auge auf dem jungen Manne. Nur als Arnold von seiner kühnen Tat erzählte, flog es wie ein Leuchten von Stolz und Genugtuung über des Ohms starres Antlitz.

Jetzt traf der Blick des Alten mit dem des Mägdleins zusammen. Zu leichtem Nicken senkte sich da das graue Haupt des Wachtmeisters, worauf er den Zeigefinger auf den Mund legte und Margaret bedeutsam anblickte.

Diese verstand recht wohl, was der Ohm Arnolds von ihr wollte. Schweigen sollte sie und nicht zu erkennen geben, daß der Gefangene ein Bekannter von ihr sei. Dies tat sie denn auch.

Solche Teilnahmlosigkeit des Mädchens, dem er einst einen großen Dienst erwiesen hatte, schmerzte Arnold nicht wenig.

Ordentlich leichter wurde es ihm daher ums Herz, als der Burgwart ihn hart anpackte und ihn aus der Nähe der anscheinend so Undankbaren hinwegführte. Doch entging es ihm nicht, wie Margaret, als der Ritter mit der Burgfrau sich entfernt und auch die übrigen Mannen sich zerstreut hatten, mit dem Ohm gar angelegentlich flüsterte.

Ein Kerker in einem starken, runden Turme, auf der Südseite des Schlosses, so finster, tief und feucht, wie er kaum je einen gesehen hatte, nahm den Gefangenen auf.

Beim Betreten des Verlieses, schlug der Burgvogt ein Kreuz vor Brust und Stirn und sah etwas ängstlich drein, worüber sich Arnold nicht wenig wunderte. Dann ging der Alte, kehrte aber nach kurzer Zeit wieder in den Kerker zurück. Er brachte dem Gefangenen die ihm zuerkannte Kost: Brot und Wasser.

„So, nun hast du Zeit genug, über deine Heldentat nachzusinnen, du Fürwitz!“ sagte Wilkin, indem er sich rasch entfernte.

---

15. Die Flucht des Schildknappen aus dem Spukturm.

Schwer ermüdet von des Tages Anstrengungen und Kämpfen, streckte sich der Gefangene auf dem feuchten Strohlager aus, das er beim matten Licht der Laterne des Burgwarts gewahrt und nun, im Dunkel tappend, aufgesucht hatte. Aber lange Zeit noch hielten trübe und schmerzliche Gedanken den Schlaf von seinen Augen fern.

Längst hatte des Burgwarts Ruf die zehnte Stunde verkündet, da kam es ihm vor, als dringe ein leises Geräusch, wie das Geklapper und Geklingel von Schlüsseln, an sein Ohr und schreckte ihn aus dem Schlummer wieder empor. Er richtete sich halb auf und lauschte mit angehaltenem Atem nach der schweren eisernen Kerkertür hin, von wo ganz deutlich das Geräusch ertönte.

Ein Schlüssel knarrte im Schlosse, dann öffnete sich die Pforte, und ein trüber Lichtschimmer fiel in den Raum. Hierauf

schlüpfte eine weibliche Gestalt mit einer Blendlaterne und einem Körbchen in der Hand, herein. Nachdem sie die Tür vorsichtig wieder ins Schloß gedrückt hatte, wandte sie sich nach dem jungen Gesellen hin.

„Margaret!“ rief Arnold über die Maßen erfreut und erstaunt und erhob sich rasch vom Lager.

„Ja, ich bin's! Still, sprecht nicht so laut!“ bat die Jungfrau flüsternd, während sie scheu im Kerker umherblickte und bange Angst und Furcht unverkennbar auf ihren Zügen sich widerspiegelten. „Ihr zürnt mir doch nicht, daß ich Euch in Eurer Nachtruh' störe?“

„Nachtruh'?! Ja, hier läßt sich's herrlich ruhen!“ spottete der Knappe. „Und zürnen gar?! Da du dich, Mädchen, unterdessen auf mich besonnen hast, so fällt mir dies erst recht nicht ein! Im Gegenteil! Erfreut bin ich, dich hier zu sehen. Doch sprich, was führt dich in so später Stunde nach diesem unheimlichen Ort?“

„Die Sorge um Euch, Arnold. Meint Ihr, ich hätt's vergessen, wie Ihr mir Eure Hilfe und Euren Schutz angedeihen ließet in der Wilsnacker Heide? Ob auch Jahre seitdem verflossen sind, so hab' ich Eure Guttat treu in meinem Gedächtnis und Herzen bewahrt.“

„Solches zu glauben, hatte ich durchaus keine Ursache, Margaret, als ich dich oben im Burghof heut' abend so kalt und teilnahmlos dastehen sah. Vergib's mir, wenn ich einen Augenblick übel von dir gedacht habe.“

„Euer Ohm gab mir ein Zeichen, daß ich schweigen sollt' und tun, als wär't Ihr ein Fremder. Es kam mir freilich hart an, dies Verlangen zu erfüllen. Nachher aber hab' ich doch eingesehen, daß der alte Mann recht hatte; denn Ihr müßt wissen, daß mein Vater in dienstlichen Angelegenheiten unnachsichtlich streng ist, absonderlich allen Gefangenen gegenüber. Wüßt' er, daß Ihr der Bursche seid, dem ich so vielen Dank schulde, so würde ich Euch schwerlich Euer trauriges Geschick erleichtern können, weil's mir dann sicherlich verwehrt geblieben wär', Euch in dem schlimmen Spukturm da aufzusuchen.“

„Warum nennst du diesen Turm Spukturm und schaust drein, als ob Furcht und Angst dein Herz erfüllten. Was ist's denn nur mit dem Turm? Sag' an, Mädchen?"

„Gern sag' ich's nicht, Arnold, denn ich hab' erschrecklich Angst und Furcht vor Spuk! Nur Euch zulieb' will ich's wagen. Also hört! Vor vielen, vielen Jahren brachte der Großvater des jetzigen Burgherrn, der ein grimmiger Verfolger des Volkes Israel war, einen alten Juden als Gefangenen nach diesem Schloß, das ihm, zwar nicht selbst, aber doch einem Freunde gehörte, später aber in seines Enkels Johann Besitz kam. Auf des Quitzow Veranlassung wurde der Jude in diesen Turm eingesperrt. Der Gefangene galt zwar als unermeßlich reich, aber genau wußt' niemand, ob sich's wirklich so verhalte. Nur das wußt' jeder Bub' genau, daß er ein böser Zauberer und Wunderdoktor und vor allem in allerlei spukhaften Verwandlungen wohlerfahren sei. Als er nach dem Kerker geführt wurde, liefen eben Schweine auf dem Burghof umher. Die mochte der Jude, wie alle Juden, von Haus aus nicht leiden, und flugs verwandelte er sie darob in Schafe. Ja, ja, lacht nur, Arnold — unser Herr Kaplan bestätigt solches!

Der Burgherr forderte von dem Gefangenen ein Lösegeld, das wohl nicht gering gewesen sein mag. Da der Zauberer aber behauptete, daß er soviel Geld nicht besitze, und seine Sippe ihn im Stich ließ, so mußte er im Kerker bleiben. Und aus Monaten wurden da Jahre, und nach und nach ward's eine lange Reihe von Jahren. Des Juden Haar erbleichte im Burgverlies, und seine Gestalt, vorher nicht schlank und stattlich, nahm eine erschreckende Häßlichkeit an. Zuletzt packte ihn auch noch eine böse Krankheit. Wohl durfte ihn bisweilen sein Sohn, Madai, besuchen, der ein berühmter Heilkünstler gewesen sein soll, aber er konnt' dem Vater in dem dunklen, feuchten Loch die Gesundheit auch nicht wiedergeben. Der Kranke litt große Schmerzen, schrie und gebärdete sich oft wie ein Toller und verlangte, zu Weib und Kind gebracht zu werden. Einen so bösen Zauberer aber, der trotz seines Reichtums das Lösegeld nicht zahlen mochte, loszugeben, war der Burgherr durchaus nicht gewillt. Und so ging der Isaak elend zugrunde. Niemand kümmerte sich um sein

Schicksal, keiner zeigte Erbarmen mit seinen Nöten. Als es zu End' mit ihm ging, da fing er an zu rasen wie ein Unsinniger. Er zerkratzte mit den Fingernägeln die Mauer, stieß den Kopf dagegen, schlug seine Brust mit Fäusten und schrie wie ein wildes Tier. Die Stärksten und Mutigsten wagten nicht, in seiner Nähe sich aufzuhalten. Seinem Sohn Madai, dem Doktor, gelang es endlich, den Vater zu beruhigen. Er blieb lang allein mit ihm. Als er sich aber wieder verabschiedet hatte, hörte man, wie der böse Jud' den Burgherrn und den Quitzow nebst deren Familien verfluchte sowie der Burg und allem was darinnen den Untergang prophezeite. Ein schwerer Fluch insbesondere traf diesen Turm. Wer da hineinkäm', der sollte nicht Glück und Segen mehr haben, vielmehr so grausam vermodern wie er, der Isaak, und gleich ihm ein schmähliches Ende finden. Nach seinem Tode war das Gesicht des bösen Mannes schwarz wie Kohle und einem Menschenantlitz nicht mehr ähnlich. — Seit der Zeit aber spukt der Jude in diesem Turme und geht um in den mannigfaltigsten Gestalten bei Abend, in der Nacht und frühmorgens.

Als der Leichnam des Juden auf dem Anger draußen bei der Viehweide verscharrt worden war, wurde dieser Kerker gelüftet und gereinigt. Dabei entdeckte man zu aller Welt Erstaunen in der Mauer, nur durch einige lose Steine verdeckt, ein enges, tiefes Loch, das fast durch das ganze dicke Gemäuer hindurch und nach dem Wasser führte. Das hatte der Jude während der langen Gefangenschaft, natürlich mit vieler Müh' und vielem Schweiß, hineingearbeitet. Ein eisenfester Stein soll das einzige Werkzeug gewesen sein, das ihm dabei zu Gebote stand. Wenigstens fand sich nichts weiteres vor. Hätt' ihm nicht zuletzt ein großer Stein, der nicht so leicht zu durchbrechen war, den Weg versperrt, und wär' er nicht gar zu krank geworden, so würde er wohl in einigen Tagen schon frei gewesen sein. Nun ward's allen klar, warum er so beharrlich das geforderte Lösegeld nicht hatte bezahlen wollen. Er dachte, durch heimliches Entweichen die hohe Summe zu ersparen, der geizige Isaak. Da aber kam die Krankheit über ihn und machte einen Strich durch die Rechnung. Nun war's zu End' mit dem Arbeiten, und er konnt' auch die Freiheit nicht wiedererringen, der er doch schon so nahe war. Deshalb hat er auch wohl

in seinen letzten Stunden so erschrecklich geraft und gewütet und so sündhafte Flüche ausgestoßen."

„Ist das Loch noch vorhanden?" fragte Arnold, der mit verdoppelter Aufmerksamkeit dem letzten Teile der Erzählung des Mädchens gelauscht hatte.

„Freilich; nur die innere Schicht der Mauer ist wiederhergestellt worden, um es zu verdecken."

„Und kennst du die Stelle, wo es sich befindet?"

„Gewiß; der Vater hat sie mir gelegentlich gezeigt, nachdem er mir die Geschichte von dem spukenden Juden erzählt."

„Was meinst du, Margaret, wenn ich vollbrächt', was der Jude begann?"

„Traun, hierzu Euch bereden, kam ich ja eben her", erwiderte freudig bewegt das junge Mädchen.

„Du gutes Kind, war das wirklich deine Absicht? Nun, vieler Worte bedarf's nicht zur Überredung."

„Dazu dürft' auch überhaupt die Zeit nicht zulangen", meinte Margaret. „Euer Ohm sagt, daß Blaue nur noch wenige Tage der großen Donnerbüchse widerstehen könne, daß es, gleich Friesack, sonder Gnade und Erbarmen verloren sei. Euer Leben hängt aber nur an einem Härchen, wenn man den gnädigen Herrn Ritter zwingt, das Schloß zu übergeben, oder gleich seinem Bruder, das letzte Heil in der Flucht zu suchen. Ach! Herr Johann ist ein erschrecklich jähzorniger, rauher Mann. Deshalb tut Eile not, größte Eile! — In dem Körbchen da hab' ich Euch drum gleich Werkzeug: Stemmeisen, Hammer, Meißel, Zündzeug und eine kleine Lampe mitgebracht. Auch etwas Speise zur Erquickung und Stärkung bei der Arbeit. Nachts mögt Ihr beim Lampenschein drauf losmeißeln, klopfen und hämmern aus Leibeskräften und mit allem Fleiß. Den Wachen vor'm Turm wird's nicht auffallen, denn die denken, der spukende Jud' verursache den Lärm. Sie werden etliche Stoßgebete vor sich hinmurmeln und sich fleißig bekreuzen. Niemand wird's wagen, Eurem Klopfen nachzuspüren. Am Tage aber müßt Ihr Euch still verhalten. Da schlaft und erholt Euch von der nächtlichen Anstrengung und sammelt neue Kräfte. Seid aber ja recht vorsichtig mit dem Schutt, den ihr aus dem Loche heraus-

arbeitet, daß er nicht zum Verräter an Euch wird. Morgen nacht um dieselbe Zeit kehr' ich wieder, Euch neue Lebensmittel zu bringen. Da will ich schaun, wie weit Ihr mit der Arbeit gekommen seid. — Seht, dieweil Ihr nicht die geringste Ängstlichkeit an den Tag legt, ist auch meine Furcht schon viel geringer geworden. Das Kruzifix behaltet aber dennoch. Schaden bringt ja solch Heiligtum keinem."

„Was du an mir tust, vergess' ich nimmer, Margaret!" sagte der junge Geselle gerührt.

„Seht, gute Tat trägt Zinsen", versetzte Margaret. „Hättet Ihr Euch meiner in der Heide nicht so brav angenommen, so würd' ich mich jetzt auch nicht um Euch kümmern, zumal Ihr ja der Sache des Herrn meines Vaters argen Schaden zufügtet. Ihr seid mir deshalb keinen Dank schuldig. Trag' ich doch nur eine alte Schuld an Euch ab. Aber eh' ich geh, muß ich Euch erst noch die Stelle zeigen, wo der Jud' die Mauer durchbrochen hat! Dann beginnt Euer Werk mit Eifer. Gilt's doch vielleicht Euer Leben."

„Sei außer Sorge, Margaret. Will mich schon rühren und fleißig meißeln und hämmern, um nach kurzer Frist die Mauer zu brechen. Zum Glück hat der Jud' das Beste schon getan, und zu dem wenigen, was mir noch zu tun bleibt, hab' ich nicht wie er, nur einen Stein, sondern gutes Werkzeug. Sollst erstaunt sein, wieviel ich geschafft hab', wenn du morgen nacht wiederkommst. Laß solches aber ja niemand gewahr werden, Margaret, denn sonst wär' wohl alles verloren!"

„Sorgt Euch deshalb nicht, Arnold. Die Margaret ist nicht auf den Kopf gefallen, und Euer Ohm steht mir getreulich zur Seite. Der gibt mir ein Zeichen, wenn ich ungefährdet und unbemerkt Euch aufsuchen kann."

„Er weiß also um die Sache?"

„Gewiß; er wär' auch selbst wohl gekommen; aber er meint, es sei nützlicher, wenn er da draußen wache und etwaige Gefahr fernhalte. Doch jetzt verlaß' ich Euch. Auf Wiedersehen also in nächster Nacht!"

Eiligst entfernte sich das Mägdelein. Sie hüpfte hurtig die schlüpfrige Treppe hinan.

Hinter einem kleinen Vorbau am Turme ſtand Hans Sporrmann.

„Wie ſteht's?“ flüſterte er Margaret zu, ohne ſein Verſteck zu verlaſſen.

„Alles gut!“ berichtete das Mädchen ebenſo leiſe und ſchlüpfte an den Gebäuden der Burg hin, bis ſie in der zu ihres Vaters Wohnung führenden niedrigen Tür verſchwand.

„Es iſt ein wackeres, braves Kind, mit einem dankbaren Herzen“, murmelte der Alte vor ſich hin, als er auch von dannen ſchritt. —

Kaum hatte Margaret den Gefangenen verlaſſen, ſo begann er beim trüben Lichte der angezündeten kleinen Lampe die Arbeit. Es lag ihm daran, den erſten Stein unverſehrt der Mauer zu entnehmen, damit er ihn nach vollbrachtem Tagewerke wieder in die Öffnung ſetzen könne. Tapfer meißelte er in den feſten Mörtel der Fugen hinein. Da der Stein aber von bedeutender Stärke war, ſo erforderte es viel Zeit, ihn nach allen Seiten hin bloßzulegen.

Aus dem Lager der Magdeburger herüber tönte die Donnerſtimme der „faulen Grete“. Sie hatte demnach ihr Tagewerk wieder begonnen. Mithin war's höchſte Zeit, die Arbeit einzuſtellen und ihre Spuren zu verwiſchen.

Arnold ſchob Hammer und Lampe in das Loch. Die Fugen verſtrich er ſorgſam mit der feuchten Erde des ungepflaſterten Kerkerbodens. Stein- und Mörtelbrocken aber verſcharrte er in mehrere mit dem Meißel in den Boden gegrabene Löcher. Zuletzt verbarg er auch den Meißel in einem ſolchen. Nun trat er mit den Füßen die aufgelockerten Stellen feſt, daß niemand ſo leicht wahrnehmen konnte, was hier geſchehen war. Hierauf erquickte er ſich an einem Teile der ihm von Margaret geſpendeten Speiſen und gedachte dabei mit dankbarem Herzen der Wohltäterin. Dann ſtreckte er ſich auf dem Strohlager aus, den verſäumten Schlaf nachzuholen. Lange Zeit hindurch wollte ihm dies jedoch nicht gelingen, denn draußen donnerten die „faule Grete“ und mehrere kleinere Geſchütze in einem fort. Des Ritters Büchſen waren demnach ebenfalls in Tätigkeit und blieben den Feinden die Ant-

wort nicht schuldig. Auch sonstiges Gelärm, Schreien und Rufen in der Burg und auf dem Burghofe war zu vernehmen. Trotz alledem und trotz der Aufregung, in der sich der Bursche nach allem Geschehenen befand, gewann aber doch endlich die Müdigkeit bei ihm die Oberhand; gesunder und fester Schlaf senkte sich auf seine Augen hernieder und ließ ihn vergessen, daß sein Schlafzimmer ein Kerker sei.

Als er erwachte, war der Lichtschimmer am Fenster undurchdringlicher Finsternis gewichen. Die Donnerbüchsen krachten nicht mehr, und auch das übrige Getöse war verstummt. Da merkte Arnold mit Schrecken, daß er während des ganzen Tages geschlafen habe und daß die Nacht bereits wieder angebrochen sei. Es machte ihm Sorge, daß er vielleicht auch noch einen Teil der Nacht verträumt habe. Doch tröstete er sich damit, daß Margaret noch nicht dagewesen sein könne, da sie ihn alsdann doch sicherlich geweckt hätte.

Flugs erhob er sich vom Lager.

Um das Werk zu vollenden, mußte er, auf Brust und Leib liegend, Meißel und Hammer handhaben, so gut es Raum und Finsternis gestatteten, denn durch eine Lampe den engen Schlund zu erhellen und zugleich zu arbeiten, erwies sich als unmöglich. Dumpf und hohl klangen die trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse dennoch rasch aufeinander folgenden Schläge aus dem Loche hervor. Galt es doch Leben und Freiheit. Wo solche Güter auf dem Spiele stehen, mag wohl jeder, auch der Trägste, seine Glieder regen, wieviel mehr ein so flinker und kräftiger Bursche wie Arnold. —

Die ihm den Ausweg versperrenden Steine konnten aber leider doch nicht so leicht entfernt werden. Es blieb ihm nichts übrig, als Stückchen um Stückchen davon loszumeißeln. Dies aber war bei der Festigkeit des Gesteins begreiflich eine langwierige und mühselige Arbeit.

Solche Ungunst der Umstände konnte jedoch den Mut des Knappen nicht beugen. Nur um so höher stieg vielmehr sein Eifer.

Doch nur kurze Zeit blieb er ungestört. Er fühlte, wie ihn jemand an den Füßen zupfte, die gerade ein wenig aus dem Loche

hervorragten. Erschrocken schob er sich so schnell als möglich aus dem engen Raume. Da stand lachend Margaret vor ihm und trug auch diesmal wieder ein Körbchen mit allerlei kräftigen und wohlschmeckenden Speisen in der Hand.

„Ei, das hat ja schon tüchtig gefördert!“ sagte das Mädchen. „Als ich den Kerker betrat und Euer nicht gleich gewahrte, meint' ich, Ihr seiet wohl gar schon auf und davon sonder Gruß und Abschied. Bald aber sah ich ein Stücklein Eurer Füße aus der Mauer hervorragen und hörte auch Euer fleißiges Hämmern und Pochen. Nun, wie weit seit Ihr dadrinnen vorgerückt?“

„Weiß es selbst nicht genau, Margaret, aber wohl nicht allzu großen Fortschritt' hab' ich gemacht, weil ich den ganzen Tag nicht allein, sondern auch fast noch die halbe Nacht verschlafen hab', wie ich zu spät erst merkte. Möcht' mich selbst ohrfeigen vor Verdruß. Nun gilt's, das Versäumte durch doppelten Fleiß nachzuholen.“

„Dies müßt Ihr auch!“ ermahnte das Mädchen besorgt. „Die große Donnerbüchse hat am letzten Tage wieder arg gewütet. Immer größer und klaffender wird das Loch, das ihre riesigen Kugeln unbarmherzig in die Mauer fressen. Haarsträubend ist's, wenn sie dagegen donnern und prasseln, als wollten sie das ganze Schloß über den Haufen werfen. Wißt Ihr, was Euer Ohm sagt? Höchstens noch drei oder vier Tage würde das Gemäuer dem Anprall der Geschosse widerstehen. Nachher würde wohl ein Loch drinnen sein, so groß, ja noch größer als das Burgtor.“

„Dauert's so lang noch, dann kann alles gut gehen!“ erklärte der Bursche freudig. „Arbeit' ich in dieser Nacht noch recht fleißig, so hoff' ich, wird in der nächsten nur noch ein kleiner Rest des Gemäuers mich von der Freiheit trennen.“

„Demnach glaubt Ihr, schon Mittwoch nacht den Kerker verlassen zu können?“ fragte Margaret.

„So hoff' ich, wenn alles nach Wunsch geht.“

„Aber vergeuden wir nicht länger die kostbare Zeit mit Plaudern! Der gnädige Herr Ritter wird stündlich ungnädiger, finsterer und zorniger. In einemfort flucht er der Donnerbüchse, die allein an allem Unheil schuld sei. Dabei wirft's regelmäßig auch Verwünschungen über Euch ab. Wahrhaft erschrecklich sind

seine gegen Euch ausgestoßenen Drohungen. Ein schweres Ungewitter, das jeden Augenblick losbrechen kann und das auch Euer Ohm schwerlich von Euch abwenden könnte, schwebt daher fortwährend über Eurem Haupt. Könntet Ihr diese Nacht schon entfliehen, wär's am besten. Darum arbeitet, als gält's Euer Leben. Wohl ist's ja auch so. Hier hab' ich Euch einen neuen scharfen Meißel mitgebracht, daß Ihr den vorigen, sollt' er stumpf und unbrauchbar werden, gleich ersetzen könnt und an der Arbeit nicht gehindert seid."

„Du denkst an alles, was zu meinem Besten dienen könnt', gutes Mädchen!" spendete Arnold der Freundin Lob.

„Ich geh jetzt," brach Margaret das Gespräch ab, „damit Ihr Euch rüstig wieder an die Arbeit machen könnt. — Lebt wohl, Arnold!"

„Kommst du morgen nacht wieder?" fragte Arnold noch.

„Freilich; muß ich nicht? Bei Wasser und Brot als einziger Kost wär't Ihr ja nimmer solch schwerer Verrichtung gewachsen. Dann aber muß ich ja auch sehen, wie weit Ihr gekommen seid, um es Eurem Ohm zu berichten. Schlaft nur nicht wieder so fest und so lang' und nützt die Stunden wohl, während derer Ihr ungestört schaffen könnt!"

Nach diesen Worten schlüpfte das Mädchen aus dem Kerker.

Arnold warf der Davoneilenden einen Dankesblick nach, dann kroch er ohne Verzug wieder in das Loch, die unterbrochene Arbeit von neuem aufzunehmen.

Um möglichst große Stücke von dem Gestein loszubrechen, trieb er den Meißel gleich tief hinein. Als er aber nun mit Macht zwängte, brach das Werkzeug ab. Wie dankte da der Bursche im stillen der Freundin für ihre Fürsorge, denn ohne den vorrätigen Meißel hätte er den übrigen Teil der Nacht untätig verbringen müssen. Er verfuhr nun auch mit größerer Vorsicht, damit ihm ein gleicher Unfall nicht nochmals widerfahre.

Ungestört und mit emsigem Fleiße arbeitete er die übrige Zeit der Nacht hindurch. Nur mitunter kroch er aus dem Loche, wenn ihm die Arme erlahmten und Brust und Rücken von der unbequemen und ungewohnten Körperlage und Arbeit gar zu sehr schmerzten.

Als wiederum der Morgen nahte und der erste Schuß der großen Donnerbüchse gegen die Burg krachte, verbarg er, wie tags zuvor, die losgeschlagenen Steinbrocken, Lampe und Werkzeug, erlabte sich am neuen Mundvorrat. Dann streckte er sich zum Schlummer auf dem feuchten Strohlager aus.

Diesmal schlief er weniger fest. Als gegen Abend der alte Burgvogt mit Wasserkrug und Brot in den Kerker trat, war Arnold schon munter und fühlte auch kein Bedürfnis zu noch längerer Ruhe.

Sobald das Krachen der „faulen Grete“ und das Getöse in der Burg verstummte, nahm der Knappe die Arbeit mit Eifer wieder auf.

Um Mitternacht trat Margaret ein, wie sie versprochen hatte. Aber sie lachte heute nicht und war nicht heiter wie gestern, vielmehr sprachen Bangigkeit und Sorge deutlich aus ihren Mienen. Desto wohlgemuter und vergnügter war Arnold, der diesmal des Mädchens Kommen gleich vernommen hatte und so eilig aus dem Loche hervorgekrochen kam, daß er sich heftig vor den Kopf stieß.

„Werde noch früher fertig, als ich meinte!“ berichtete er, trotz der Schmerzempfindung, heiteren Antlitzes.

„Wirklich? Das wär' ein Glück, wofür Ihr Gott nicht genug danken könntet!“ erklärte Margaret, und es zuckte wie ein Freudenstrahl über ihr Gesicht.

„Der letzte Stein“, fuhr Arnold fort, „wackelt schon. Wenn ich nur ein wenig noch nachhelf', vermag ich ihn mit kräftigem Druck nach außen zu schieben. Durch eine kleine Ritze gewahrt' ich schon draußen auf dem Eise den Schnee.“

„So könntet Ihr also heut' nacht noch den Kerker verlassen?“

„Ich hoff', in einer Stunde schon!“

„Solch frohe Kunde nimmt mir einen Stein vom Herzen. Ich hatte große Sorge, daß Ihr doch nicht zur rechten Zeit den Weg zur Freiheit Euch zu bahnen vermöchtet. Des Ritters Erbitterung und Zorn hat den höchsten Grad erreicht. Morgen solltet Ihr aus seinem Munde Euer Urteil vernehmen. Wie dies lauten würde, Gott allein weiß es.“

„Ich dank Euch von Herzen. Doch geh jetzt, Margaret. Mir zuckt's in den Gliedern, das letzte Hindernis aus dem Wege zu räumen und die Freiheit zu gewinnen."

„Gönnt's mir, noch bei Euch zu bleiben, bis Ihr das Gemäuer vollends durchbrochen habt, damit ich Euer Arbeitsgerät mit fortnehme!"

„Hast recht, Margaret. Es würd' ja verraten, daß mir Leute in der Burg Hilfe gewährten. So dagegen können der Ritter und die andern glauben, daß ich mit einem harten Stein nur gearbeitet hätt', gleich dem Juden, und daß dieser selbst mir Beistand geleistet. Rasch denn ans Werk. Laß dir die Zeit nicht lang werden!"

Ohne Verzug schlüpfte der Bursche nach diesen Worten wieder in das Innere des Gemäuers, von wo nun aufs neue dumpfes Hämmern und Klopfen vernehmbar wurde.

Schon nach einer guten halben Stunde stand der fleißige Geselle wieder neben Margaret. Er atmete tief auf, und sein Gesicht war von der übergroßen Anstrengung gerötet.

„Nun ist's vollbracht!" sagte er freudig. „Eines kräftigen Stoßes bedarf's nur noch, dann fliegt der Stein hinaus, und die Bahn ist frei!"

„So säumt keinen Augenblick länger, Arnold, das Freie zu gewinnen", bat das Mädchen. „Lebt wohl, Herr Schildknapp!"

„Leb' wohl, Margaret und grüß' mir den Ohm recht schön, den harten — und doch so guten Ohm!" reichte Arnold der jungen Wohltäterin die Hand.

Zum letztenmal wand sich nunmehr Arnold durch das enge Loch und befand sich nach wenigen Augenblicken im Freien auf dem Eise des Sees, an dessen Ufern der Turm lag. Wie sog er mit Wonne die frische, kalte Winterluft ein, während er mit der Schnelligkeit eines Hirsches auf dem Eise dahinrannte, dem erzbischöflichen Lager zu. —

Bald erreichte er die ersten Vorposten. Es waren magdeburgische Krieger, die wohl von des burggräflichen Schildknappen bewundernswerter Tapferkeit, sowie von seiner Gefangennahme gehört hatten, aber ihn nicht kannten. Deshalb wurde der An-

kömmling, der weder Waffen noch Rüſtzeug trug, weil dies ihm alles in der Burg abgenommen worden war, zum nächſten Hauptmann, von dieſem aber zu einem höheren Befehlshaber gebracht. Dies nahm viel Zeit in Anſpruch, zumal der Burſche von jedem ſcharf examiniert wurde, weil man ihn wohl gar für einen Spion hielt. Arnold mochte ſchier vergehen vor Ungeduld.

Das offene, ehrliche Geſicht des jungen Mannes, ſeine klaren, freimütigen Ausſagen, überwanden endlich das Mißtrauen der Magdeburger. Als er begehrte, unmittelbar zum Oberbefehlshaber des Kriegsheeres geführt zu werden, wurde ihm die frohe Kunde, daß am verfloſſenen Tage der Landeshauptmann von Berlin zurückgekehrt und im Lager eingetroffen ſei. Ob ſolcher erfreulichen Nachricht lachte dem treuen Burſchen das Herz vor Freude in der Bruſt. Er bat dringend, ohne Verzug zu dem hohen Herrn geführt zu werden.

Zum Glück lag deſſen Zelt nicht fern. Wie angenehm ſah ſich der Burggraf überraſcht, als ſein getreuer Schildknappe, deſſen Tapferkeit ihm von allen Seiten ſo gerühmt worden war, und deſſen Gefangennahme ihn um ſo mehr betrübt und bekümmert hatte, wohlbehalten vor ihm ſtand!

---

16. Auch Johann flieht.

Fort und fort unverdroſſen donnerte indes die „faule Grete“ gegen die Mauern der Burg Plaue, die der Burgherr bald nicht mehr für unüberwindlich hielt, denn immer deutlicher zeigte ſich's ja, wie ſehr ihn ſeine Hoffnungen betrogen hatten. Schon nach einigen Tagen klafften hier und da nicht unbedeutende Mauerlücken, die mit jeder Stunde größer wurden, ſo daß der vollſtändige Durchbruch der Befeſtigung in nicht ferner Ausſicht ſtand.

Am Tage nach der Flucht Arnolds beſtieg Johann in Begleitung ſeiner Gemahlin und Hans Sporrmanns den Torturm, von wo man die beſchädigten, unheildrohenden Stellen überblicken konnte.

Mit entsetzten Blicken gewahrten die drei das Unheil.

„Es ist aus — alles vorbei!“ stöhnte Johann. „Mein Plaue, das ich gehegt und gepflegt, das ich gestärkt und geziert habe. wie ein Schoßkind, ist verloren! Keine Macht vermag es vor der Wut des Ungeheuers da drüben zu retten. Was nützen da feste Mauern, was nützen Ritterlichkeit, Mut, Kraft und Ausdauer!“

„Wäre denn gar kein Mittel zu ersinnen, die Burg und uns zu retten?“ fragte Frau Agnes voll banger Sorge.

„Keines“, antwortete Johann. „Wenn solche Mauer dem Feinde den Zutritt nicht zu wehren vermag, was will man Festeres und Unüberwindlicheres an deren Stelle setzen?“

„Wie traurig und entsetzlich, daß du recht hast! Aber was sollen wir tun?“

„Die Burg verteidigen, solang noch ein Stein auf dem andern liegt, und solang noch eine Hand Kraft besitzt, das Schwert zu führen.“

„Und dann?“

„Dann? — Nun, dann ist alles aus und vorbei!“

„Dies wäre ja ein Ende mit Schrecken, Johann. Du zerreißest mir das Herz mit solchen Reden. Nein, nein, noch ist nicht alles verloren, ein letztes Mittel bleibt noch. Ahme deinem Bruder nach, unternimm einen nächtlichen Ausfall und entfliehe während dieses Ausfalls. Nur die Flucht verspricht noch Heil.“

„Auf solche Weise, edle Frau, wird's Eurem Gemahl schwerlich gelingen, zu entkommen“, nahm der Wachtmeister das Wort. „Wollt bedenken, daß da draußen neben den Magdeburgern dieselben Feinde liegen. als vor Friesack. Die lassen sich nicht zweimal auf gleiche Weise überlisten. Ein nur zu wachsames Auge würden sie auf den gnädigen Herrn Ritter richten und es ihm gewiß unmöglich machen, unbemerkt ihre Reihen zu durchbrechen. Aber gibt's nicht noch andere Wege und Mittel zum Entrinnen? Wie wär's, wenn wir uns heimlich und nur selbander, oder zu dreien höchstens, durch die Feinde schlichen und zu Eurem Bruder nach Pommern eilten? Vielleicht stießen wir schon auf

halbem Weg auf ihn und ein wohlgerüstetes pommersches Heer. Dann würd' mit Gottes Hilfe der Feind in offener Feldschlacht geschlagen und der Raub ihm wieder entrissen."

„Fürwahr, solcher Vorschlag läßt sich hören!" erklärte Johann nach kurzem Überlegen mit fast freudiger Lebhaftigkeit. „Es ist wenigstens der einzig mögliche Weg, mich der Gefangenschaft zu entziehen. Ob die Flucht glücken wird — die Heiligen wissen es."

Traurig und kleinlaut stiegen die drei vom Turme wieder hinab.

Als sie über den Burghof schritten, kam Wilkin Wolffen in augenscheinlich größter Aufregung und schreckensbleich vom Spukturme dahergerannt.

„Was gibt's, Wilkin?" fragte Johann besorgt.

„Unerhört und schrecklich! — Unglaublich und wunderbar!" so rief der Alte in einem Atem mit bebender Stimme.

„Rede deutlich!" gebot Johann ungeduldig. „Sahst du etwa den Spuk bei Tage? Treibt der Jude wieder einmal sein Unwesen? Schon vernahm ich, daß die Wachen ihn in den letzten Nächten ärger als je hämmern und klopfen gehört haben."

„Nicht doch, Herr, nicht doch! Aber der Jude mag allerdings im Spiele sein, obgleich das Hämmern und Pochen diesmal wohl nicht von ihm herrührte. Ach, denkt Euch nur, Herr Ritter, der Gefangene ist fort, er ist entflohen in dieser Nacht!"

„Was faselst du da? Träumst wohl, Alter? Dies ist ja unmöglich, wenn anders du die Türen verschlossen hieltest!"

„Das tat ich wohl, Herr, aber trotzdem ist der junge Gesell entwichen. Er hat die Mauer an der Stelle durchbrochen, wo ihm der Jude so gut vorgearbeitet hatte. Man kann durch die Öffnung den Schnee auf dem Eis des Sees blinken sehen!"

„Beim heiligen Blute, war denn das Loch nicht verdeckt und vermauert?"

„Doch, Herr. Niemand vermocht's zu finden, der nicht darum wußt'."

„Wie mag der Bursche es da entdeckt haben?"

„Nicht anders kann es sein, als daß ihm der Jude hilfreich zur Seite gestanden hat.“

„Fandst du das Werkzeug, womit der Gefangene die Mauer durchbrochen hat?“

„Nichts, Herr! Das ist ja eben ein Beweis dafür, daß der Jude im Spiel war. Fast möcht' ich glauben, daß der junge Gesell selbst ein Mosaiker ist und daß ihm deswegen von dem Spukgeist nicht Übles zugefügt, sondern Hilfe geleistet wurde.“

„So mag's wohl zugegangen sein“, entgegnete Johann, der von dem Vorhandensein des Spuks ebenso fest überzeugt war, wie die ganze Quitzowsche Sippe. „Einen dümmeren und ärgerlicheren Streich hätte mir der gespenstige Jude freilich nicht spielen können. Der Gefangene sollte es heute büßen, was er an mir und diesem Schlosse verbrochen hat. Doch ist's nun nicht zu ändern, und Gespenster lassen sich ob ihres feindlichen Tuns auch nicht zur Rechenschaft ziehen. Sorge dafür, Wilkin, daß die Öffnung in der Mauer alsbald wieder geschlossen wird.“

Eine solche Vorsichtsmaßregel erwies sich jedoch als völlig überflüssig. Denn eigentümlich genug bildete gerade der Spukturm den Zielpunkt, worauf während eines ganzen Tages und auch noch etliche Stunden des folgenden Tages das Rohr der „faulen Grete“ gerichtet blieb. Ein Stück Mauer nach dem andern stürzte krachend zusammen, und am dritten Tage war der Turm ein Trümmerhaufen. Kaum, daß sich noch erkennen ließ, wo die große Tür nach dem Verliese hinabgeführt hatte.

Wenige Tage später — es war am Abend des 23. Februar — sauste die erste Kugel durch die Ringmauer in den Burghof hinein. Im Lager drüben erhob sich darob ein lautes Freudengeschrei, welches denen in der Burg und vor allem dem Ritter um so fürchterlicher in die Ohren gellte.

Am folgenden Tage gab sich die „faule Grete“ Mühe, die Bresche nach allen Seiten hin möglichst zu erweitern, was ihr auch wohl gelang.

Sonntags endlich ruhte sie von ihrer heißen Arbeit. Auch hier war, wie vor Friesack, ihr Werk rasch vollbracht.

Ertönte aber ihre Donnerstimme nicht mehr, so herrschten im Lager draußen desto mehr Bewegung und Getöse. Mit Schrecken

gewahrte Johann, daß die Feinde Anstalten zum Sturme trafen. Konnte er einem solchen widerstehen? Voll Ingrimm und mit geballter Faust betrachtete er die weite, klaffende Öffnung in der Mauer.

„Nun ist der letzte Hoffnungsschimmer in finstere Nacht versunken", stöhnte er. „Dem Sturme eines so übermächtigen Kriegsheeres vermag ich auf die Dauer mit meinen Mannen, trotz ihrer Tapferkeit, nicht Widerstand zu leisten. Nun wohlan, so bleibt mir kein anderer Weg mehr zur eigenen Rettung als die Flucht. Johann von Quitzow muß fliehen — o Schmach und Schande! — Und doch muß es sein, will ich mit meiner Sache nicht auch das Leben verloren geben!" —

Einen traurigeren Sonntag als den gegenwärtigen hatten die Bewohner Plaues noch nie erlebt.

Beim Herannahen des Abends hielt Johann mit seiner Gemahlin und dem Wachtmeister Rat, auf welche Weise die Flucht am besten und sichersten zu bewerkstelligen sei. Einmütig faßten sie den Beschluß, daß der Ritter nicht in der Dunkelheit der Nacht, wo die Gefahr des Verirrens zu groß war, sondern mit Anbruch des Morgens entfliehe. Er wollte in Hans Sporrmanns Begleitung seinen Weg an der Havel entlang nehmen und sich im Schutze des Schilfes und Gebüsches am niedrigen Ufer durch die Reihen der Feinde hindurchzuschleichen suchen. Schwalbe, der treue Knecht, der schon oft Proben von Schlauheit und Kühnheit gegeben hatte, sollte mit des Ritters Streitroß, einem Hengst von großer Kraft und Schönheit, kurze Zeit später den beiden folgen und mit ihnen an einem bestimmten Platze im Schilfdickicht zusammentreffen. —

An Schlaf und Ruhe war in dieser Nacht — eine schreckliche Nacht für den Ritter und dessen Gattin — nicht zu danken.

Es mochte fünf Uhr des Morgens sein, da sagten sie einander Lebewohl. Beide gaben sich keine Mühe, ihre Tränen zu verbergen. Welche Fehler Johann auch haben mochte, seine Gemahlin hatte nie darunter zu leiden gehabt. Ihr war der harte, oft grausame Mann allezeit ein liebevoller Gatte gewesen. Darum hing auch sie an ihm mit unverbrüchlicher Liebe und Treue; darum war nun auch ihr Herz betrübt bis zum Tode,

da geschieden werden mußte, wer wußte, auf wie lange Zeit, oder ob nicht für immer!

Nach dem Flusse zu befand sich in der Burgmauer ein kleines Türchen, ein sogenanntes Notpförtchen. Schwalbe stand schon daneben mit dem Schlüssel und öffnete es, als der Ritter und der Wachtmeister, in weiße Mäntel gehüllt, sich der Pforte nahten.

„Hüte mir mein Leibroß wohl und folge uns, wenn du meinst, daß wir im Röhricht angelangt sein könnten!“ flüsterte Johann noch dem Knechte zu.

Nun liefen die beiden Flüchtlinge so eilig und geräuschlos als möglich auf dem Eise dahin. Es war ein kühnes Unternehmen, da hier die Ufer des Flusses, frei und unbewachsen, die Dahineilenden vor den spähenden Blicken der in der Nähe lagernden Feinde keineswegs schützten.

Dennoch erreichten sie ungefährdet das Röhricht und atmeten nun erleichtert auf. Bald aber stieg ihre Sorge wieder, denn drüben im feindlichen Lager wurde es plötzlich auffällig lebendig. Trompetensignale und Kommandorufe drangen an der Erschrockenen Ohr.

War ihre Flucht bemerkt worden? Fast schien es so. Reiter sprengten am Ufer hin, und in solche Nähe kamen sie, daß ihre Stimmen von den Flüchtlingen deutlich vernommen wurden. Wie duckten sich diese da ängstlich in das Schilf nieder!

Nicht geringe Sorge machte es zudem dem Ritter, daß es fast schien, als werde Schwalbe mit dem Hengste nicht kommen. War er mit dem Pferde vielleicht gar dem Feinde in die Hände gefallen? Doch nein — bei der dem Ritter aus vielfältiger Erfahrung schon bekannten Klugheit Schwalbes hatte er dies nicht ernstlich zu befürchten. Er gab daher auch die Hoffnung noch nicht auf, den treuen Diener mit dem Pferde rechtzeitig eintreffen zu sehen.

Die Aufregung im Lager dauerte auch nur kurze Zeit an. Bald herrschte die frühere Morgenstille an beiden Ufern des Flusses wieder. Nur das leise Flüstern der vom Morgenwinde hin und her gewiegten Rispen des dichten und hohen Rohrwaldes war zu vernehmen.

„Hier müssen wir auf Schwalbe warten“, flüsterte Johann dem Genossen zu. „Er könnte uns sonst leicht verfehlen. Da es drüben wieder still geworden ist, so sind wir in unserem Verstecke auch wohl einstweilen außer Gefahr.“

Ein Rohrbündel lag in der Nähe. Darauf setzten sich die beiden, den Knecht zu erwarten. Neben sich in das Schilf legte Johann seinen Schild.

Aber Minute auf Minute verrann. Die Harrenden froren. Um sich zu erwärmen, eilten sie in den verschlungenen Gängen des Röhrichts auf und ab. Im Osten rötete sich bereits der Himmel und verkündete den heranbrechenden Morgen, und noch immer verzog Schwalbe mit dem Leibrosse des Ritters.

Um diese Zeit erhob sich aufs neue drüben im Lager, wenn auch in größerer Ferne, beängstigendes Getöse. Bald merkten die beiden, daß der Feind Vorbereitungen zum Sturme treffe.

Tiefauf stöhnte der Ritter.

„Während ich hier liege,“ sagte er voll bitteren Unmuts, „versteckt im Schilf und Rohr wie ein Verbrecher, rüsten sich die dort, sich meines Schlosses und meiner Habe zu bemächtigen, ohne daß ich es ihnen zu wehren vermag. Kann es eine schrecklichere und schmerzlichere Lage geben als die meinige in diesem Augenblick?! Vor kurzem noch zitterten Fürsten vor dem Quitzow, von dessen Macht und Herrlichkeit man in allen Ländern redete; vor kurzem noch folgten Hunderte meinem Winke, und jetzt liege ich hier und lauere mit banger Sehnsucht auf ein einziges Roß, auf eines nur von den vielen, die meine Ställe füllten. Doch selbst auf dies eine Pferd warte ich vergebens. Alles verläßt mich, alle Hoffnungen und Entwürfe erweisen sich als eitel und trügerisch.“

„Verzagt nicht, Herr Ritter!“ tröstete Hans Sporrmann. „Gedenkt des Sprichworts: auf Regen folgt Sonnenschein. Ihr wandelt wohl jetzt im Unwetter, aber hinter den nächsten Wolken lacht vielleicht schon die Sonne. — Horcht! Ertönt nicht von dorther Pferdegetrappel! — Fürwahr, ich täusch' mich nicht! Seht Ihr, das Glück hat Euch noch nicht völlig verlassen.“

In der Tat erscholl Hufschlag auf dem Eise. Die beiden eilten der Stelle zu, von wo das Geräusch zu vernehmen war. Da

ſahen ſie zu ihrer unausſprechlichen Freude den Knecht mit dem Hengſt herannahen.

„Gott und den Heiligen ſei Dank!“ ſagte Johann mit erleichtertem Herzen. „Mein Hengſt, mein Leibpferd iſt da! Mehr als ein Fürſtentum iſt mir das Tier jetzt wert!“

Raſch kam Schwalbe heran. Sein Geſicht ſah ganz entſtellt aus, da es mit Ruß und zerriebenem Ziegelſtein bemalt war. Auch trug der Knecht eine Schärpe mit den Farben der Magdeburger um den Leib.

„Wie ſiehſt du aus?“ rief ihm Johann zu, der einen Augenblick im Zweifel war, ob dies auch wirklich Schwalbe ſei.

„Wie ein Teufel, nicht wahr?“ lachte der treue Burſche leiſe. „Vielleicht haben mich die mir Begegnenden wirklich für den Gottſeibeiuns gehalten. — Als Ihr kaum die Burg verlaſſen hattet, hörte ich Lärm im feindlichen Lager und gewahrte, wie von dort alle nach dem Eiſe der Havel rannten. Da gab ich Euch in meinem Herzen verloren und war im Zweifel, ob ich Euch folgen ſolle oder nicht. Aber möglich war's ja doch, daß es Euch geglückt war, wie nun, gottlob, wirklich geſchehen iſt, dem Feinde zu entgehen. Drum beſchloß ich, den Hengſt nach dem Röhricht zu führen. Flugs macht' ich mein Geſicht unkenntlich, beſtieg das Tier und ritt kühnlich los. Nah' am Tor ſah ich in der Morgendämmerung etwas Farbiges auf dem Schnee liegen. Als ich abſtieg, es aufzuheben, erkannt' ich's als die Schärpe eines magdeburgiſchen Reiters, der das Ding wohl verloren haben mocht'. Da es mir in meinen Kram paßte, ſchlang ich's mir um den Leib. Doch nicht ein einziges Mal bin ich auf meinem Wege angehalten worden, weil mich wohl infolge der umgebundenen Schärpe jedermann für einen magdeburgiſchen Reiter gehalten hatte. Nun war's ein leichtes, zu Euch zu gelangen. Freu' mich über die Maßen, Euch, Herr Ritter, wohlbehalten noch in Freiheit zu ſehen. Der Hengſt wird Euch raſch hinter die Linie der Feinde bringen.“

„Du biſt ein treuer, kühner Geſell!“ erteilte der Ritter dem Knechte Lob. „Sobald ich's vermag, will ich dir's lohnen. Aber jetzt keinen Aufſchub mehr! Mit der zunehmenden Tageshelligkeit wächſt die Gefahr für mich. Komm, mein treues Tier,“ wandte

er sich zu dem Rosse hin, „schon oft trugst du mich auf deinem starken Rücken zu blutigem, aber siegreichem Streite, heute verhilf mir zur Rettung durch feige Flucht! Noch nie verlangte ich solchen Dienst von dir!“

Bei diesen Worten griff der Ritter nach den Zügeln seines Rosses. Es geschah rasch und mit einiger Heftigkeit. Der Hengst mochte die Bewegung falsch verstanden haben, er schnaubte wild und bäumte hoch empor. Im nächsten Augenblick aber schnellte er, bevor sich noch der Ritter in den Sattel schwingen konnte, in mächtigem Satze dem Knechte die Zügel aus der Hand und galoppierte in gewaltigen Sprüngen dem Lande zu. In wenigen Sekunden schon war er im Gebüsche den Blicken der Flüchtlinge entschwunden.

Entsetzen lähmte deren Glieder. Nur Schwalbe setzte fluchend dem Tiere bis ans Ufer der Havel nach. Weiter durfte er sich nicht vorwagen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, vom Feinde bemerkt zu werden.

Dort kauerte er im Gebüsche und schaute höchst niedergeschlagen dem gerade auf das Lager der Magdeburger losrennenden Hengste nach.

„Heiliger Stephan, du mächtiger Schutzpatron der Pferde, hilf, hilf!“ murmelte er vor sich hin, „daß der Satansgaul zu uns zurückkehrt! — — Juchhe! Wirklich, der brave Heilige erhört mich! — Der Hengst macht eine Wendung! — Jetzt sprengt er längs des Lagers hin! — Hierher, Leibhengst, hierher! — Wetter auch, das Vieh ist verrückt! — Jetzt rast es wieder schnurstracks auf die Feinde los! — — Heiliger Stephan, stehst du uns diesmal nicht bei, bist du mein Freund gewesen für immer — Gebenedeite Jungfrau, der Hengst setzt mitten in das feindliche Lager hinein! Sag' mir einer, was er will: es ist auch kein fester Verlaß auf die Heiligen!“

Unwirsch starrte der treue Bursche vor sich hin.

„Traun,“ begann er von neuem, „was ist nun zu tun? Am gescheitsten wär's, gar nicht wieder zu dem verlornen Herrn zurückzukehren! Doch nein, das wär' niederträchtig und feig! — Na, vorwärts also, Schwalbe, wenn man in einen sauren Apfel beißen muß. ist's das gescheiteste, man tut's herzhaft!“

Johann sah den Zurückkehrenden fragend an.

„Er ist fort und nicht mehr einzufangen“, sagte Schwalbe traurig. „Ich hab' zum heiligen Stephan gefleht, so sehr ich nur konnt', aber er hatte keine Lust, mich zu erhören. Der Hengst ist sicher jetzt schon in Feindeshand. Der Satan muß dem sonst so lammfrommen Tier in den Leib gefahren sein, Euch einen Possen zu spielen, gnädiger Herr, anders kann sich's nicht verhalten!“

„Mein Glück hat mich gänzlich verlassen!“ seufzte der Ritter. „Was soll ich nun beginnen? Am besten wär's, ich kehrte in die Burg zurück.“

„Was wird Euch dies nützen, Herr?“ gab der alte Wachtmeister zu bedenken. „Dort harrt Eurer sicher ein Ende ohne Ruhm oder doch schimpfliche Gefangenschaft. Hier ist wenigstens noch die Möglichkeit des Entkommens vorhanden.“

„Diese Möglichkeit erscheint mir verschwindend gering, Alter. Dort unten nimmt das Röhricht ein Ende, um erst eine ganze Strecke weiter hinab wieder zu beginnen. Auf der ungedeckten, kahlen Stelle würden die Feinde sofort unserer gewahr werden, zumal es bereits heller Tag geworden ist.“

„So wollen wir uns im Röhricht verstecken, wo es am dichtesten ist, bis die Nacht kommt. Unter ihrem Schutz setzen wir alsdann die Flucht fort.“

„Solcher Vorschlag läßt sich schon eher hören. Wohlan denn, laßt uns die dichteste Stelle im Rohre aufsuchen und allda der Nacht harren. Zunächst aber wollen wir meinen Schild suchen. Wo habe ich ihn denn gelassen?“

„Ihr legtet ihn neben das Schilfbündel, auf dem wir saßen.“

„Ich weiß es schon nicht mehr. Das Unglück verwirrt mir ganz die Sinne. So kommt und laßt uns das Schilfbündel suchen.“

Wohl länger als eine Stunde durchforschten die drei das sehr umfangreiche Röhricht. Endlich fanden sie das Rohrbündel, auf dem sie gesessen hatten. Aber zu ihrem Erstaunen und nicht geringen Schrecken war der Schild verschwunden.

„Ich muß ihn doch wohl woanders hingelegt haben“, meinte Johann.

„Nein, nein, Herr“, widerredete Hans Sporrmann, dessen Antlitz noch bleicher und finsterer geworden, als es ohnehin schon war. „Ich erinnere mich deutlich, daß Ihr den Schild hier neben das Rohrbündel legtet.“

„So war es vielleicht ein anderes Bündel, auf dem wir saßen!“

„Nein, Herr. Unsere Fußtritte ringsum bezeugen, daß es das rechte ist.“

„Dann begreife ich nicht, wo der Schild geblieben sein mag!“ sagte der Ritter besorgt. „Es trifft mich Schlag auf Schlag! Nicht einmal mein Schild mag mich ferner noch vor den Streichen der Feinde schützen!“

„Ich sagt's ja,“ belehrte Schwalbe den Herrn, „der Böse ist im Spiele. Er hat's nun einmal auf uns abgesehen. Daß der Schild verschwunden ist, geht nimmer mit rechten Dingen zu, sag' mir einer, was er will!“

Mit scharfen Blicken untersuchte Sporrmann indes die Spuren im Schnee ringsumher. Bald entdeckte er eine solche, die weder von dem Ritter noch von ihm oder dem Knechte herrühren konnte, da sie vom Ufer herüber, aber auch wieder dahin zurückführte und augenscheinlich ganz frisch war.

„Herr, Euer Schild ist entwendet worden!“ sagte er alsdann mit finsterer Miene.

„Dann bin ich verraten und verloren; denn mein Wappen ist auf dem Schilde!“ rief Johann erschrocken.

„Eine üble Geschichte!“ brummte Hans sehr niedergeschlagen.

„Eine zum Rasendwerden!“ stöhnte der Ritter. „Keine Minute länger dürfen wir in dem Röhricht verweilen.“

„So mein' auch ich, Herr. Kommt, geschwind, vielleicht gelingt's uns doch, auf dem Eise zwischen den Feinden durchzuschlüpfen.“

Kaum hatten die drei einige Schritte flußabwärts getan, als sie wie angewurzelt stehenblieben: vom Ufer herüber tönte deutlich Pferdegetrappel an ihr Ohr.

„Heiliger Stephan, vielleicht ist's der Hengst!“ sagte der Knecht in freudiger Erwartung.

„Das ist nicht nur ein Pferd!“ urteilte Hans Sporrmann mit finsterer Miene.

„Mir ist's, als hört' ich auch Stimmen!“ flüsterte der Ritter in beklommenem Ton.

„Leider kein Irrtum!“ bestätigte ebenso leise der Wachtmeister, nachdem er einen Augenblick aufmerksam nach dem Lager hinüber gelauscht hatte. „Kommt, wir müssen uns verbergen!“

„Rasch!“ drängte Johann bestürzt und eilte, von den beiden gefolgt, nach einer Stelle hin, wo Schilf und Rohr von besonderer Höhe und Dichtigkeit waren. Hier duckten sich die Flüchtlinge nieder und wagten vor angstvoller Spannung und Sorge kaum zu atmen.

Mit Entsetzen vernahmen sie alsbald, daß Pferdegetrappel von beiden Seiten des Flusses her ertönte und immer näher kam.

„Heiliges Blut von Wilsnack: wir werden umringt!“ flüsterte Johann. „Hier darf unseres Verweilens keine Minute länger sein. Vielleicht treffen wir auf eine Lücke, die uns zu entschlüpfen gestattet!“

Leisen Schrittes eilten die drei in einem der gekrümmten Gänge dem Lande zu. Dort wollten sie sehen, wohin sie sich dann weiter wenden könnten. Schon waren sie dem Ufer nahe, als sie plötzlich drei magdeburgische Reiter vor sich sahen, die ihrer gewahrten, ehe sie sich in das dichtere Rohr zurückziehen konnten. „Hallo! Hierher, Kameraden!“ schrien die feindlichen Krieger und sprengten im Galoppe auf die Flüchtlinge zu. — — — — —

Daß am frühen Morgen Leute sich aus der Burg geschlichen hatten, war den feindlichen Wachtposten nicht entgangen. Auf den Lärm, den sie erhoben, griffen sämtliche Krieger im Lager zu den Waffen und eilten — auf unrichtiger Fährte — nach dem See hin. Dieser wurde genau abgesucht, weil man die Flüchtlinge hier vermutete. Daß man des Röhrichts auf der Havel nicht gedachte, kam Johann und dessen Genossen vorerst noch zustatten. Als alles Suchen und Forschen erfolglos blieb, meinte man, daß sich die Wachtposten doch wohl getäuscht hätten, und kehrte ins Lager zurück. Hätte das Leibroß des Ritters ihm nicht einen so argen Streich gespielt, so wäre ihm die Flucht sicherlich geglückt.

Das Tier war, wie ja Schwalbe auch wahrgenommen hatte, auf das Lager der Feinde losgerannt und von den Magdeburgern eingefangen worden. Voll Erstaunen nahmen die Krieger das herrliche Roß, das niemand kannte, in Augenschein. Es kam aber auch nicht einer von ihnen allen auf die Vermutung, daß es den Feinden gehöre, sondern alle meinten, es möchte wohl einem Hauptmann oder einem andern hohen Herrn im eignen Lager, der bald genug Umschau nach seinem Eigentum halten werde, entlaufen sein.

Da kam auch Arnold hinzu. Als er das prächtige Pferd sah, tauchte unwillkürlich eine Erinnerung an jenen blutigen Fastnachtsabend in ihm auf. Trog ihn nicht alles, so hatte er damals dies Tier gesehen und darauf keinen anderen Reiter als Johann von Quitzow selbst. Je länger er den Hengst betrachtete, desto mehr gestaltete sich seine Vermutung zur Gewißheit. Dennoch sagte er nichts, zog sich vielmehr still zurück und schlich der Spur nach, die das Pferd bei seiner Flucht im Schnee zurückgelassen hatte. Diese führte ihn hinüber nach den Ufern der Havel und zuletzt in das Rohrdickicht. Behutsam und vorsichtig drang der Bursche in das Röhricht ein. Bald entdeckte er frische Fußtapfen. Indem er sie genauer untersuchte, fand er, daß sie von etlichen Männern herrührten. Gleich darauf hörte er in geringer Entfernung flüsternde Stimmen. Um nicht entdeckt zu werden, schlich er einige Schritte seitwärts in das dichteste Rohr, wo er neben einem Rohrbündel einen Schild liegen sah. Auf dem Schilde aber war des Quitzow Wappen. Da meinte der junge Geselle natürlich, daß, wo der Schild sich befand, auch dessen Träger nicht weit entfernt sein könnte, und daß dieser wohl einer der Flüsterer sei, deren leises Gespräch immer noch an sein Ohr schlug.

Rasch hob der Knappe den gefundenen Gegenstand auf und schlich mit größter Vorsicht nach dem Ufer wieder zurück. Dort angelangt, lief er, als ob's das Leben gälte.

Da er solch unwiderlegbaren Beweis zu liefern vermochte, so konnte niemand im Lager zweifeln, daß der Quitzow im Rohre stecke und daß diesem und keinem andern der Hengst gehöre.

Wie jubelten da die Krieger und wie freuten sie sich des bevorstehenden unerwarteten, wichtigen Fanges!

Schnell und geräuschlos wurden die Rosse bestiegen, und nach kurzer Zeit schon war das Röhricht umstellt; die Flüchtlinge aber saßen darin gefangen wie die Maus in der Falle. — — —

Bald hielten die drei magdeburgischen Reiter vor den Flüchtlingen.

„Ergebt Euch!“ schrien sie ihnen zu.

Aber des Quitzow Schwert war schon blank, ebenso auch die der beiden andern. Ein hitziges Gefecht begann. Jedoch nur kurze Zeit währte es, denn von allen Seiten kamen eiligst Reiter in großer Zahl zu Hilfe. Johann wurde das Schwert aus der Hand geschlagen; von vielen kräftigen Fäusten gepackt, lag er im nächsten Augenblick am Boden. Nicht besser erging es dem Wachtmeister und dem Knechte. Nun wurden alle drei mit starken Banden aneinander gefesselt und unter Jubelgeschrei, Spott und Hohn nach dem Lager geführt. Als Arnold Hagener hinzukam und die Gefangenen in Fesseln geschlagen sah, schnitt's ihm um des Ohms willen schmerzlich durch die Seele. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß die Gefangenschaft des lieben Verwandten nicht von langer Dauer sein werde.

Erzbischof Günther von Magdeburg ließ den Quitzow vor sich führen. Dies hat er aber wohl nachher bereut; den wenn er gemeint, daß der Gefangene vor ihm demütig zu Kreuze kriechen würde, so zeigte es sich jetzt, wie arg er sich verrechnet hatte. Auf des Ritters Antlitz lag finsterer Trotz, und die Antworten, die er dem hochwürdigen Herrn auf dessen Fragen gab, waren nicht eben fein und säuberlich.

Voll Zorn entließ der Erzbischof den Gefangenen und gab Befehl, ihn in der Kirche des nahen Städtchens Plaue in den sogenannten Stock, der nur bei den gemeinsten Verbrechern in Anwendung kam, einzuspannen und wohl zu bewachen. Die beiden andern Eingebrachten wurden einstweilen nach dem Gefangenenzelte geführt.

Die Leute zu beiden Seiten der Straßen musterten von den

Fenstern aus den Reiterzug und den Quitzow. Aber nur neugierige, höhnische und schadenfrohe Blicke trafen den jedem Gassenbuben im Städtchen wohlbekannten Herrn von Plaue. Sein einziges Streben war all sein Lebtag dahingegangen, Furcht, Schrecken und Ärgernis zu erregen; konnte es wundernehmen, daß ihm nun nichts als Haß und Spott entgegengebracht ward? Übrigens kümmerte sich der Gefangene darum nicht im geringsten. Er starrte finster vor sich nieder und blickte weder rechts noch links. Doch war's ihm wohl schlimmer zumute, als je in seinem Leben.

Als er in die Kirche gebracht wurde, drängte eine so große Anzahl von Menschen mit hinein, daß es Mühe kostete, den „Stock" hindurchzubringen, an den Johann mit Händen und Füßen mittels Ketten angeschlossen wurde. So blieb er aller Blicken schutzlos preisgegeben den Tag über und die Nacht hindurch in der jetzt einer Schaubude gleichenden Kirche. Es waren furchtbare Stunden für den Gefangenen. Gar manche bittere und schadenfrohe Bemerkung drang zu seinen Ohren, gar manch bekanntes Gesicht, das sich ihm sonst freundlich und unterwürfig zugewendet, kehrte sich jetzt gleichgültig oder gar unter schadenfrohem und höhnischem Lächeln von ihm ab. —

In Übereinstimmung mit dem Landeshauptmann beschloß Erzbischof Günther von Magdeburg, den Gefangenen nach dem festen magdeburgischen Schlosse Kalbe an der Saale bringen zu lassen und ihn allda in sicherem Gewahrsam zu halten.

Johann wurde alsbald gefesselt auf ein Pferd gesetzt und unter ansehnlicher Bedeckung nach dem Gefängnis abgeführt.

In Kalbe angelangt, brachte man den Gefangenen in ein sehr festes, aber elendes und ungesundes Verlies. Als er die feuchte Treppe hinabstieg, sagte er in seinem Herzen der Welt und allem, was ihm dort oben lieb und teuer war — Ade!

Noch am Tage der Gefangennahme Johanns wurden mit dessen Gemahlin Unterhandlungen angeknüpft, die zu dem Ende führten, daß das Schloß dem Feinde übergeben, dagegen dessen Insassen freier Abzug mit all ihrem Eigentum gestattet wurde.

Die tiefbetrübte Burgfrau zog vorläufig nach Brandenburg, während ihre Leute sich in alle Welt zerstreuten.

Noch ehe es Arnold Hagener verhindern konnte, war auch Burgwart Wilkin Wolffen mit seiner Tochter davongezogen. Niemand aber konnte dem Burschen sagen, wohin.

---

17. Ein treuer Diener.

Als der Landeshauptmann vernahm, daß der alte Jäger, Arnolds Oheim gefangen sei, ließ er ihn vor sich führen, um ihn zu bereden, in seine Dienste zu treten.

„Dein Herr ist geächtet," sagte er zu dem Greis, „nirgends hat er eine Heimat mehr. Ruhelos wird er hinfort in der Welt umherirren, wenn es mir nicht gelingt, seiner habhaft zu werden und ihn, gleich seinem Bruder, für immer unschädlich zu machen. In der Tat bin ich schon auf seiner Spur. Auch werden alle nach der Grenze führenden Wege durch zahlreiche Reiterhaufen wohlbewacht."

„Was sagt Ihr da?" rief Hans Sporrmann erschrocken. „Ist mein Herr nicht nach Pommern entflohen und wohlgeborgen bei seinen Freunden?"

„Dank der Wachsamkeit meiner Mannen ist ihm dies nicht geglückt. Von einem seiner früheren Anhänger wird er versteckt gehalten, so vermute ich. Man ist aber bereits, wie ich schon sagte, auf seiner Fährte. Des Geächteten künftiges Los ist der Kerker. Hast du Lust, es mit ihm zu teilen?"

„Fürwahr, dies will ich, Herr, wenn solch trauriges Schicksal ihm wirklich beschieden sein sollt'. Es wird Euch nicht gelingen, mich ihm abwendig zu machen!"

„Ich gebe dir eine Försterstelle, nicht die schlechteste im Lande, wenn du in meinen Dienst treten willst."

„Euch dienen, der Ihr allein die Schuld tragt an allem Elend und Unglück meines armen Herrn? Nun und nimmer! Ihr müßt eine geringe Meinung von des Arnolds Ohm haben, daß Ihr ihn

ſolcher Untreue fähig haltet. Gebt Euch nicht unnütze Mühe, Herr!“

„Deine Treue ſucht ihresgleichen!“ ſagte der Landeshauptmann. „Fürwahr, dein Herr darf ſtolz auf ſolchen Diener ſein! — Nun denn, ziehe hin und diene ihm wie bisher, wenn du anders nicht magſt. Ich meinte es gut mit dir. Deines grauen Hauptes eingedenk, wollte ich dir eine Verſorgung bieten, da dir dein Herr eine ſolche jetzt nicht mehr gewähren kann. Der Beſatzung Plaues wurde die Freiheit zugeſtanden. Da du in letzter Zeit zu ihr zähltest, ſo gewähre ich auch dir dieſe Gunſt. Gehe mit Gott und in Frieden!“ — — — — —

Andern Tages, nachdem er Arnold Lebewohl geſagt hatte, zog Hans Sporrmann, der jetzt wieder Kleider und Waffen eines Jägersmannes trug, nordwärts, dem Pommerlande zu.

Im Hinſchreiten ſann er nach, wer wohl der Freund ſein möchte, der ſich des Geächteten angenommen hatte und ihn vor den Augen der Feinde verborgen hielt. Da kamen ſie alle an die Reihe, die damals in Wilsnack mit Dietrich von Quitzow den Bund gegen den Burggrafen geſchloſſen hatten. Ach, nur einige von den vielen waren jenem Bündniſſe treugeblieben: Gans von Putlitz, Wichard von Rochow und Johann von Quitzow. Dieſe alle aber befanden ſich im Gefängnis. Arnim, Uchtenhagen, von der Duba, die Bredows, Holzendorf und andere hatten ſich entweder dem Landeshauptmann unterworfen oder ſie waren neutral geblieben. Nur Werner von Holzendorf oder Gebhard von Alvensleben, die ihre Feindſchaft gegen den Burggrafen immer noch am unverhohlenſten an den Tag gelegt hatten, durfte Hans Sporrmann die hochherzige Beſchützung ſeines Herrn zutrauen, keineswegs jedoch den übrigen. Holzendorf aber war von jeher der beſondere Freund Dietrichs geweſen, wie Hans wußte. Vielleicht hatte der Geächtete bei ihm Aufnahme gefunden. Hans beſchloß, nach Bötzow zu wandern und allda mit Vorſicht Erkundigungen einzuziehen.

Das Ziel lag aber ziemlich entfernt von Plaue; erſt am andern Tage vermochte er Kremmen zu erreichen, wo das Gerücht, daß wirklich Werner von Holzendorf den Geächteten verberge,

ihm zu Ohren kam. Allein niemand kannte das Versteck des Verfolgten.

Indes sollte der alte Jägersmann bald, und zwar auf ganz absonderliche Weise Kenntnis davon erhalten.

Als er durch den zwischen Kremmen und Bötzow sich ausdehnenden Wald wanderte, stieß er auf einen Haufen von Kriegern des Landeshauptmanns.

„He, Alter," redete deren Hauptmann ihn an, „könnt Ihr uns nicht Bescheid geben, wo Neumühl liegt? Wir haben uns in dem sakrischen Walde da verirrt und niemand getroffen, der uns hätte zurechtweisen können."

„Meint Ihr die alte zerstörte Burg Herrn Werners von Holzendorf?" fragte Hans, hoch aufhorchend.

„Freilich meinen wir die. Ich dachte mir's, daß Ihr, ein Jägersmann, das alte Nest kennen würdet."

„Kennen? Ha, ha!" lachte Hans Sporrmann. „Hab' darin an der Seite meines Herrn mit gegen die Pommern, deren Übermacht wir endlich weichen mußten, Anno 1402 gestritten."

„So ist der Holzendorf selbst Euer Herr?" forschte der Kriegsmann noch aufmerksamer.

„Er war's. Seit einigen Tagen bin ich in den Dienst des Landeshauptmanns getreten."

„Steht's so," rief der Reiter erfreut, „dann seid Ihr ja einer der Unseren und vermögt uns als ein früherer Diener des Holzendorf wohl gute Auskunft zu geben und ersprießlichen Dienst zu leisten."

„Denk's wohl!"

„Wißt Ihr, Alter, ob der Holzendorf den Quitzow beherbergt und verbirgt?"

„Wie sollt' ich's nicht? Die Spatzen erzählen sich's ja auf den Dächern. Wo sich aber der Geächtete versteckt hält, weiß ich freilich auch nicht."

„In Neumühl, hörten wir. Da Ihr das verfallene Nest so genau kennt, werdet Ihr am besten beurteilen können, ob diese Kunde auf Wahrheit beruht oder nicht."

„Dummes Zeug! Man führt Euch an der Nase. Der stolze Quitzow nähm' keinesfalls mit einem Trümmerhaufen, wie Neumühl, fürlieb."

„Es haust aber doch ein alter Vogt des Holzendorf in der Ruine. Bietet dem das alte Gemäuer Schutz und Obdach, dann möchte es wohl auch dem Aberächter in seiner Bedrängnis genügen."

„Schon recht, Herr. Der Holzendorf hat aber der heimlichen Plätzchen so manche. Hier und da könnt' er seinen Freund weit sicherer und bequemer verbergen, als gerad' in Neumühl. Glaubt mir, Ihr seid auf falscher Fährte."

„Wie so manchmal schon!" murrte einer der Reiter. „Der Holzendorf und der Quitzow sind schlaue Füchse. Die lassen sich so leicht nicht fangen."

„Gleichviel, Alter," nahm der Oberste der Reiter wiederum das Wort, „nach Neumühl gehen wir doch, und wär's nur, um die Ruine in Augenschein zu nehmen. Wollt Ihr uns über den einzuschlagenden Weg Bescheid geben?"

„Gern, Herr — und fürwahr, es sollt' mich herzlich freuen, wenn Ihr den Gesuchten in Neumühl fändet. Kommt, wir gehen eine Strecke mitsammen. Alsdann biegt der Euch unfehlbar zum Ziele führende Weg rechts ab."

Nach einer Stunde ungefähr trennten sich die Reiter von dem Jägersmann. Dieser empfahl ihnen dringend, alle links abzweigenden Seitenwege, auf die sie stoßen würden, zu meiden und sich stets rechts zu halten.

„Euch hat der treue Herrgott, der mir meine List nicht als Sünde anrechnen möge, selbst in meine Hände geführt", murmelte Hans, als die rasch von dannen eilenden Krieger seinen Augen hinter den dichten Büschen und Bäumen entschwanden. „Nun weiß ich sicher, wo ich den armen Herrn finden werd'", fuhr er fort, während er auf einem Wege, der dem von den Reitern verfolgten fast entgegengesetzt verlief, dahineilte. „Ein besseres und sichereres Versteck als Neumühl steht dem Holzendorf überhaupt nicht zur Verfügung. Gott sei Dank dafür, eine schwere Gefahr hab' ich vom Haupt des Verfolgten abzuwenden vermocht! Aber

sie ist nur aufgeschoben und keineswegs aufgehoben. Die Kriegsmannen können jeden Augenblick auf Leute stoßen, die ihnen den rechten Weg zeigen. Drum muß ich mich beeilen, Neumühl zu erreichen."

Da rannte er nun eiligen Schrittes durch den Wald, der treue und kluge Mann, und flehte im Herzen zu allen Heiligen, die Feinde ihres Irrtums nicht inne werden zu lassen, bis es ihm gelungen sei, den Bedrohten zu warnen.

Neumühl lag leider mehrere Stunden entfernt. Da kam es dem Jägersmann sehr zustatten, daß er in andauerndem Laufe wohlgeübt war. Nicht rechts und nicht links schaute er sich um; nur wenn es einen Hügel zu ersteigen galt, mäßigte er seine Schritte ein wenig und schöpfte neuen Atem zu um so größerer Eile, wenn's dann wieder zu Tal ging.

Trotz allen Sputens langte er aber doch erst kurz vor Abend vor des Holzendorfs zerfallenem Schlosse an.

Während er, wohl überlegend, wie dem alten Vogt am besten beizukommen sein möchte, einen Augenblick Rast machte, hörte er mit Entsetzen Pferdegetrappel in der Ferne. Waren es die burggräflichen Reiter? Kam er doch etwa zu spät?

Doch nein — jetzt erst merkte er, daß das drohende, rasch näher kommende Geräusch nur von einem einzigen Rosse herrühre. Vor einem Feinde meinte er den Herrn schon beschützen zu können.

Er verbarg sich, um den Herannahenden unbemerkt zu beobachten, im Gebüsche.

Ein einzelner Reiter war's wirklich nur, der da angetrabt kam, aber ein gar stattlicher und wohlgerüsteter. Mit jubelndem Herzen erkannte Hans Sporrmann alsbald die derben, ehrlichen Züge Werners von Holzendorf.

„Du hier, Sporrmann?" rief der Ritter dem ihm wohlbekannten alten Jäger zu, als dieser aus seinem Verstecke hervortrat.

„Was soll das bedeuten?"

Da erzählte der Alte dem Ritter in kurzen Worten, was sich Trauriges ereignet hatte, und daß auch Plaue gefallen sei, wie vor wenigen Tagen Friesack. Die „saksische Donnerbüchse" habe hier wie dort die Mauer durchbrochen. Der Feind sei bereits Herr der Burg.

„Und wo ist der Bruder deines Herrn?“ fragte der Ritter voll Entsetzen.

„Er ist der Gefangene des Erzbischofs von Magdeburg“, antwortete Hans niedergeschlagen.

„Seines erbittertsten Feindes!“ seufzte Werner. „Welch ein beklagenswertes und wirklich allzu hartes Schicksal! — Und du? Was willst du hier?“

„Was werd' ich wollen? Meinen armen Herrn Dietrich will ich suchen.“

„Glaubst du ihn hier zu finden?“

„Mit aller Zuversicht. Vor mir braucht Ihr Euer edles Tun nicht zu verbergen, Herr Ritter. Es ist mir bereits wohlbekannt, daß das alte Gemäuer da dem Geächteten zum Verstecke dient.“

„Wer sagte es dir?“ forschte Holzendorf unangenehm überrascht.

Da erzählte Hans in gedrängter Kürze seine neuesten Erlebnisse.

„Steht's so,“ rief Werner voll banger Sorge, „dann, fürwahr, dürfen wir keinen Augenblick säumen, den Verfolgten anderswohin in Sicherheit zu bringen. Komm, folge mir! Schnell!“

In dem zerfallenen Burgtor trat der alte, halbtaube Vogt dem Ritter entgegen, ihm das Pferd abzunehmen.

„Ist der Kranke in seinem Zimmer?“ schrie Werner dem Diener ins Ohr.

„Der Kranke? Nein, Herr, vor einer halben Stunde ungefähr ist er in den Wald gegangen, weil's ihm gar zu unleidlich sei im Zimmer und im Bett, wie er sagte. Der arme Kerl! So tief wie in den letzten Tagen hat er den Kopf noch nicht hängen lassen, seit er hier weilt. Oft stöhnt und jammert er, daß man's unter dem Fenster seines Zimmers, das doch nicht im Erdgeschoß gelegen ist, hören kann.“

„Hat er eine Zeit bestimmt, wann er zurückkehren wird?“ unterbrach der Ritter den Redseligen vor Ungeduld.

„Tut er nie.“

„Sahst du, wohin er sich wendete?“

„Ja, Herr. Er nimmt immer ein und denſelben Weg nach ein und derſelben Stelle, wo er ſeinen trübſinnigen Grübeleien nachhängt.“

„So eile ihm mit möglichſter Schnelligkeit nach und mahne ihn zu ſchleuniger Rückkehr.“

„Da werd' einer klug“, murmelte der Vogt vor ſich hin, indem er eiligſt davontrippelte, den erhaltenen Befehl zur Ausführung zu bringen, während Hans Sporrmann das Pferd des Ritters in den Stall führte. „Als ob er ein vornehmer Mann ſei, ſo wird der Quitzowſche Knecht von dem Herrn Ritter behandelt“, fuhr der Vogt in ſeinem Selbſtgeſpräch fort. „Jeden Tag kommt Herr Werner, ſelber nach dem Kranken zu ſehen, der ſein beſonderer Liebling ſein muß, wie mich deucht. Hm, hm! — Na, dahinter ſteckt ſicherlich ein Geheimnis; ich bring's auch noch heraus, wenn die Krankheit des „Knechtes“ nicht etwa 'mal ganz unverhofft raſch ein Ende nimmt.“ —

Mit Sporrmann im Wohngemach des Geächteten angelangt, nahm Holzendorf aus einem Verſteck einen für alle Fälle in Bereitſchaft gehaltenen Pack mit Kleidungsſtücken, wie ſie von der ärmſten Klaſſe der märkiſchen Bauern getragen wurden. Dieſe ſollte Dietrich anlegen und dann ohne Verzug mit ſeinem getreuen Diener entfliehen.

Nun harrten die beiden mit Sehnſucht der Rückkehr des ſo ſchwer Bedrohten.

Aber erſt als der Abend herandämmerte, ſollte ihre Hoffnung — freilich in unerwarteter Weiſe — in Erfüllung gehen. Die haſtigen Schritte eines raſch Laufenden wurden vernehmbar.

„Ich bin verraten! — Feindliche Reiter verfolgen mich! — Sie umzingeln Neumühl!“ Mit dieſen Worten ſtürzte plötzlich Dietrich von Quitzow ins Gemach, während draußen in der Tat Stimmen laut wurden und Waffengeklirr ertönte.

„Heilig' Blut von Wilsnack, es kommt alles, wie's vorauszuſehen war“, brummte Hans Sporrmann, dem der Geächtete raſch und ſtumm die Hand drückte.

„Folgt mir! Nimm du die Kleider mit, Hans!“ haſtete Werner und von den beiden gefolgt, eilte er auf den ehemaligen Flur hinaus.

Bereits vom Burghof und von den unterſten Stufen der Treppe herauf erſcholl das Gelärm der Feinde.

„Raſch da hinein!“ raunte Werner den beiden zu und öffnete eine kleine Tür, die zu einer ſchmalen, abwärts lenkenden, ganz finſteren Wendeltreppe führte. „Unten rechts in der Ecke iſt eine Falltür. Sie verdeckt einen unterirdiſchen, langen Gang, der ſchließlich ins Freie führt. — Sputet Euch — ſie kommen!“

Das Türchen fiel hinter den Flüchtlingen ins Schloß. Werner ſchritt ruhig der Treppe zu, die vom unteren Geſchoß nach oben führte.

Eine Schar Krieger, mit dem von Sporrmann irregeleiteten Anführer an der Spitze, drängte herauf.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der Anführer den Ritter.

„Mein Name iſt Werner von Holzendorf.“

„Ah, Ihr ſeid der Herr Ritter von Holzendorf ſelbſt! Na, da werdet Ihr uns am beſten Beſcheid erteilen können, wo der Quitzow ſich verſteckt hält. Wir haben ihn verfolgt bis zu dieſem Gemäuer, wo er leider unſeren Blicken entſchwand.“

„Ich vermag Euch darüber keine Auskunft zu geben. Vermutet Ihr ihn hinter dieſen zerfallenen Mauern, ſo ſteht's Euch frei, ihn zu ſuchen.“

„Traun! Ihr wagt ein verwegenes Spiel, Herr Ritter. Jeder Gaſſenbub' weiß, daß Ihr dem ſtrengen Verbote des Landeshauptmanns zuwider den Aberächter hegt und verbergt.“

„Dies zu leugnen bin ich zu ſtolz. Ja, ich habe den Freund aufgenommen, weil er der Hilfe und des Beiſtandes bedurfte. Ob er in der Aberacht iſt, danach habe ich allerdings nicht gefragt. Nicht aus Trotz gegen den Landeshauptmann, ſondern aus treuer, Freundſchaft für den unglücklichen Recht- und Heimatloſen tat ich, was ich nicht laſſen konnte und nie bereuen werde!“

„Ihr weigert Euch alſo der freiwilligen Herausgabe des Quitzow?“

„Wie könnte ich zum Verräter an ihm werden?“

„Ihr werdet dem Landesherrn Rede und Antwort zu ſtehen haben“, erklärte der Kriegshauptmann. „Ich habe hier nichts zu tun, als den Geächteten zu fangen, tot oder lebendig. Und

dies will ich. Auf, ihr Mannen, durchstöbert das Nest; laßt keinen Winkel undurchforscht. Euch aber, Herr Ritter, ersuche ich, mir das Türchen zu öffnen, das Ihr eben zudrücktet, als ich zur Treppe heraufkam."

„Ich habe den Schlüssel nicht zur Hand. Nach Bötzow aber ist's zu weit, um ihn zu holen", erklärte Werner, um für die Flüchtlinge Zeit zum Entrinnen zu gewinnen.

„So bleibt mir nichts übrig, als es erbrechen zu lassen!" entschied der Kriegsmann.

Schlag auf Schlag sausten alsbald, von kräftigen Fäusten geführt, wuchtige Streitäxte gegen die Tür. Diese konnte, da sie wohl von starkem Holz, aber nicht mit Eisen beschlagen war, solchem Anpralle nicht eben lang Widerstand leisten.

Rasch zündeten hierauf die Krieger die Fackeln an, die etliche von ihnen mitgebracht hatten, und stiegen mit ihrem Führer auf schmaler Treppe in den tiefen, düsteren Raum hinab.

Oben stand Holzendorf und flehte im Herzen zu Gott, daß es dem Freunde und dessen Genossen gelungen sein möchte, die Falltür ohne Verzug zu finden und zu entkommen.

Er stieg dann einige der steilen Stufen hinab und lauschte in die Tiefe. Jedoch nur undeutliches Murmeln war zu vernehmen.

Plötzlich aber verstärkte es sich bis zu einem jubelnden Geschrei, worauf um so größere Stille eintrat.

„Sie haben die Falltür entdeckt und verfolgten die Flüchtlinge im Gange!" seufzte Werner. „Heiliger Leonhard, du Schutzpatron der Flüchtlinge und Bedrängten, stehe du dem Freunde bei! Eine große, schöne Kerze will ich dir weihen, wenn du meiner Bitte Gehör schenkst!" — — —

Mit größter Hast waren die beiden Flüchtlinge die in beträchtliche Tiefe führende Wendeltreppe hinabgeeilt, die in einen größeren, ebenen, aber dunklen Raum führte. Durch Tasten rechts an der Wand hin suchten sie die Stelle, wo nach Holzendorfs Aussage die Falltür sich befand.

„Was gäb' ich um ein Stümpfchen brennenden Kienholzes," murmelte Hans Sporrmann, der sich eben heftig an die Kante

eines vorspringenden Mauergurtes gestoßen, was ihm einen Schmerzenslaut entlockte. „Nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht gleichen Unfall habt, wie ich eben. — Heilig' Blut, wo ist, Herr, die sakrische Falltür? — Eine wahrhaft ägyptische Finsternis herrscht in dem elenden Loche!“

Da krachten oben die ersten Axtschläge der Verfolger.

„Hierher, Herr; sputet Euch!“ jubelte jetzt aber auch Hans; denn er hatte gefunden, was er suchte.

Oben splitterte und brach bereits die Tür unter den Axthieben.

Nach kurzem Umhertasten fand Hans den zum Aufheben der Rettungspforte dienenden Ring. Er öffnete sie. Ein schräg in die Tiefe führender, mehr breiter als hoher Gang nahm im nächsten Augenblick die Flüchtlinge auf, die hinter sich die Tür wieder ins Schloß fallen ließen.

Mit rascher Flucht war es freilich nichts. Der Gang erwies sich als so niedrig, daß sich die Flüchtlinge nur in gebückter Stellung vorwärts bewegen konnten, und dennoch war es nicht zu verhindern, daß sie fortwährend mit Kopf, Rücken und Armen an vorspringendes Gestein stießen und über das am Boden liegende Geröll stolperten.

Nach kurzer Zeit schon ertönten Stimmen hinter den Fliehenden und heller Schimmer verbreitete sich im Gange.

„Heiliges Blut von Wilsnack, die Verfolger sind uns auf den Fersen!“ sagte Hans Sporrmann voll Ingrimm. „Wir vermögen ihnen nicht zu entkommen. Sie sind durch ihre Lichter allzusehr im Vorteil. Fort, Herr, rettet Ihr Euch! Was ist an mir altem Burschen gelegen! In dem engen Gang kämpf' ich sicherlich eine Zeitlang erfolgreich mit Spieß und Armbrust gegen zehn. Indes erreicht Ihr die Mündung des Ganges und den Wald. Eilt, Herr, eilt!“

„Schwätz' nicht so dummes Zeug, Hans!“ zürnte Dietrich. „Ist's nicht zu ändern, so wollen wir beide sterben. Aber so weit ist's mit uns, wie ich meine, noch nicht. Komm, laß uns unsern Weg weiterverfolgen. Holen uns die Hohenzollernknechte ein, dann sollen sie erfahren, daß sie es nicht mit Feiglingen und Schwächlingen zu tun haben.“

„So geht voran, ich folg' Euch!“ sagte Hans, der das rasche Näherkommen der Fackeln bemerkte und wohl wußte, daß es verlorene Mühe sein würde, die Bitte zu wiederholen. „Sobald wir eine zum Kampf günstige Stelle finden, wollen wir den Feind erwarten!“

„Jetzt sprichst du doch wieder vernünftig! Gib mir deinen Spieß, Alter! Ich bin wehrlos!“ bat Dietrich.

Immer näher kamen indes die Verfolger. Die Flüchtlinge hatten jedoch inzwischen eine Stelle erreicht, wo der Gang sich so verengte, daß sie nur auf Händen und Füßen kriechend vorwärts kommen konnten. Unmittelbar dahinter erweiterte sich aber der Stollen allem Anschein nach zu einer ziemlich geräumigen Höhle, in der große und kleine Steine in Menge umherlagen.

„Hier, mein' ich, müssen wir die Verfolger erwarten!“ sagte Hans Sporrmann entschlossen. „Das enge Loch da vor uns können wir gegen ein ganzes Heer verteidigen.“

„So ist's“, stimmte Dietrich bei. „Sieh, die Gestalten der Feinde sind bereits ziemlich deutlich zu erkennen. Brenn' ihnen etliche Bolzen auf den Pelz!“

Solcher Mahnung hätte es nicht bedurft; denn schon lag die Armbrust an des Jägers Wange. Bolzen auf Bolzen sauste nun durch den Gang, und fast jedem Schnellen der Bogensehne antwortete auf gegnerischer Seite ein Schmerzensschrei. In dem engen Raume war es fast unmöglich, daß die Geschosse ihr Ziel verfehlten. Durch das Fackellicht wurde die Gruppe der Feinde überdies ziemlich hell beleuchtet.

„Vermaledeiter Buschreiter, du entgehst uns nicht mehr! Vorwärts, Mannen!“ rief die Sporrmann wohlbekannte Stimme des feindlichen Führers.

„Daß du an deinen Worten erstickteſt, Häscher, elender!“ brummte Hans voll Zorn in den Bart.

Die Verfolger wagten es aber trotz Zuredens ihres Hauptmanns nicht, noch näher heranzukommen, denn die Riesenstärke des Quitzow war ihnen allen wohlbekannt. Auf so ungünstigem Terrain sich mit ihm und seinem Begleiter Mann gegen Mann in einen Kampf einzulassen, war den Söldnern ihr Leben zu lieb.

Anstatt daher noch weiter vorzudringen, wichen sie vielmehr vorsichtig wieder zurück.

„Der Mut ist ihnen ausgegangen!“ atmete Dietrich erleichtert auf.

„Laßt uns etliche große Steine da vor die enge Öffnung wälzen, Herr. Dann fort aus der finsteren Höhle!“ drängte Hans Sportmann.

Es hielt für die beiden starken Männer nicht schwer, den engen Paß mit Steinblöcken so zu verlegen, daß es keine leichte Arbeit gewesen sein würde, sie von der andern Seite her zu entfernen. Dann eilten beide der bereits nahen, hinter Gestrüpp und niedrigem Tannengebüsch wohlverborgenen Ausmündung des Ganges zu, durch die sie in den angrenzenden Wald gelangten, der sie jedem Späherblick entzog.

---

18. Die Mark Brandenburg atmet auf.

Einen wichtigen Sieg hatte der Landeshauptmann errungen. Nicht allein die Mark, sondern ganz Deutschland hallte wider von seinen ruhmvollen Taten. Er hatte den Unruhestiftern gezeigt, welch ein gewagtes und gefahrvolles Ding es sei, sich ihm zu widersetzen.

Wo waren sie nun geblieben, die großsprecherischen Herren vom Adel, und was hatten vor allem die Quitzows, von deren Macht, Tapferkeit und Klugheit man vorher in allen Landen gesprochen hatte, auszurichten vermocht? Was war aus ihren gewaltigen Burgen, dem für unbesiegbar gehaltenen Hort ihrer Adelsmacht geworden? Wenige Wochen waren für den Landeshauptmann ausreichend gewesen, die Feinde gänzlich in den Staub zu werfen.

Wie zagten alle, die sich früher widerspenstig oder doch unfreundlich gegen ihn gezeigt hatten, und wie beeilten sie sich, ihre Ergebenheit und Untertänigkeit an den Tag zu legen!

Diejenigen aber, die bisher unter allerlei Ausflüchten die Huldigung hinausgeschoben, beeilten sich, ihr Versäumnis gutzu-

machen. Geschah dies auch nicht immer mit ehrlichem Herzen und aufrichtiger Gesinnung, so doch notgedrungen mit freundlichem Gesichte.

Kaum war der Lärm des Krieges verstummt, so berief Friedrich geistliche und weltliche Herren, die Stände der Mark und die Vertreter der Städte von beiden Seiten der Elbe nach Tangermünde, um mit ihnen einen allgemeinen Landfrieden zu beraten und bezüglich der Bestrafung der besiegten Landfriedensbrecher endgültigen Beschluß zu fassen.

Der Landeshauptmann legte den Versammelten zunächst seine Klagen gegen die beiden Quitzows vor. Wohl hätte er die Macht gehabt, ohne weiteres die Güter und Besitzungen der im Landfriedensbruch auf frischer Tat betroffenen Feinde für verfallen zu erklären und sie in Besitz zu nehmen; aber dies kam dem edlen Fürsten nicht in den Sinn. Nicht der Erfolg des Krieges, sondern allein das Gesetz sollte den Ausschlag geben.

Wenn nun auch gar manche unter den Anwesenden waren, deren Herz und Teilnahme den Quitzows im stillen noch immer zugewendet blieb, so durften sie es doch nicht wagen, offen für die Empörer und deren schlechten Sache einzutreten. Konnte es doch auch keiner von ihnen leugnen, daß sich die Geächteten am Landeshauptmann schwer vergangen, daß sie in ihrem Trotz, Übermut und Widerstand alle Grenzen überschritten hatten. Einstimmig erkannten die Stände und übrigen Versammelten die Quitzows der Verletzung der Lehns- und Untertanenpflicht sowie des Landfriedensbruches für schuldig und verurteilten sie nach dem Gesetze zum Verlust ihrer gesamten Habe, die dem Landeshauptmann anheimfiel.

Als diese Angelegenheit erledigt war, legte der Fürst den Ständen ein strenges Gesetz zur Genehmigung vor, dazu bestimmt, für alle künftige Zeit Frieden und Sicherheit im Lande zu wahren.

Dies Gesetz gebot dem Adel und den Städten, fernerhin zusammenzustehen wie ein Mann, um die äußeren Feinde des Landes zu bekämpfen, die Räuber und Ruhestörer im Innern aber auszurotten. Wer den Aufenthalt von dergleichen Gesindel oder sonstigen Übeltätern in Erfahrung brachte, sollte verpflichtet sein, sofort Anzeige davon zu erstatten. Unterließ er es, so sollte er die-

selbe Strafe zu erleiden haben, die dem durch das Verschweigen entkommenen Verbrecher gebührte. Alle beim Raube Ergriffenen sollten hart bestraft und selbst solche zur Untersuchung gezogen werden, die sonst nichts, als das allgemeine Gerücht als Landesschädiger und Unruhestifter bezeichnete. Den Herren und den Städten wurde die Verpflichtung auferlegt, für die Bestellung ordentlicher Gerichte zu sorgen, damit jeder in den Marken, sei er arm oder reich, hoch oder niedrig, Recht und Gerechtigkeit finden könne.

Auch zu diesem wichtigen Gesetze gaben die Stände mit Freuden ihre Zustimmung. Der erste, den die durch die neue Verordnung vorgesehene Strafe traf, war Werner von Holzendorf. Wie gern auch der Landeshauptmann Nachsicht gegen den Ritter geübt hätte, er konnte es nicht. Werner hatte den Geächteten, dem Gebote des Fürsten zuwider, aufgenommen, verborgen und ihm dann zu weiterer Flucht verholfen. Sollte ferner noch Recht und Gesetz in den Marken geachtet werden, wie es der Landeshauptmann so sehr und von Herzen wünschte, so mußte er gleich jetzt ein warnendes Beispiel geben. Der Angeklagte wurde daher vor ein ordentliches Gericht gestellt, und weil seine Schuld offen und klar zutage lag und von ihm selbst auch freimütig eingestanden wurde, seiner sämtlichen Güter verlustig erklärt.

Das war wohl ein harter Schlag für den hochherzigen Freund des Geächteten, aber er fügte sich dem Urteile der Richter ohne Murren und räumte sofort seine Schlösser. Später jedoch hat er durch die Gnade des Landeshauptmanns all sein Eigentum wiedererhalten und ist dann auch ein treuer Anhänger und begeisterter Verehrer Friedrichs geworden.

Nur wenige Monate währte es, so war die Mark Brandenburg, bisher das verrufenste Land des ganzen Deutschen Reiches, einem geordneten Regimente wiedergegeben. Die Stellmeisen, Räuber und sonstiges Gesindel verschwanden wie die Insektenschwärme beim Losbrechen eines Gewittersturmes. Ruhe und Sicherheit walteten allüberall, und zum erstenmal seit langer Zeit atmeten die Märker wieder leicht und froh auf. Konnte es als ein Wunder gelten, daß sie den Landeshauptmann verehrten und priesen als ihren Wohltäter?

Leider vermochte der Landeshauptmann seine Tätigkeit nicht unausgesetzt dem Lande zu widmen. Andere dringende und wichtige Geschäft machten es nötig, ihm oft lange Zeit fernzubleiben.

Dazumal war nämlich die christliche Kirche gar jämmerlich in sich zerrissen und gespalten. Drei Päpste erhoben zu gleicher Zeit Anspruch auf den Stuhl Petri.

Gleich bei seiner Wahl hatte man Kaiser Sigismund die Pflicht auferlegt, dem Unwesen kräftig Einhalt zu tun und die Einigkeit und Ehrbarkeit der Kirche wiederherzustellen. Der Kaiser nahm sich auch in der Tat der Sache aufs eifrigste an. Er bedurfte hierzu dringend des Rates und Beistandes eines klugen und erfahrenen Freundes. Da gedachte er des Hohenzollern Friedrich, der großes Ansehen unter den Fürsten genoß und als Burggraf den Nürnbergern sich ebenso unvergeßlich gemacht hatte, wie ihn die Bewohner der Marken schätzen lernten. Friedrich legte deshalb die Regierung der Mark Brandenburg einstweilen in die Hände seiner Gemahlin Elisabeth, erneuerte den Vertrag mit den bisherigen Bundesgenossen, schloß auch einige neue Bündnisse und reiste Ende August des Jahres 1414 nach dem Süden Deutschlands. Außer einem stattlichen Gefolge von Rittern und Reisigen begleitete ihn auch sein getreuer Schildknappe auf der viel Zeit in Anspruch nehmende Reise.

Auf Betreiben des Kaisers hatte der zu Rom residierende Papst Johann XXIII. eine große Kirchenversammlung nach der deutschen Stadt Kostnitz (Konstanz) einberufen. Die Mitglieder dieses Konzils, an ihrer Spitze Kaiser Sigismund, gaben sich viele Mühe, die drei Päpste, vor allem aber Johann selbst zur Abdankung zu bewegen, um auf solche Weise die herrschende Kirchenspaltung zu beseitigen . Johann zeigte sich zum Schein auch willig, verspürte aber in Wirklichkeit nicht im mindesten Lust, der päpstlichen Herrlichkeit zu entsagen. Um den Drängern zu entgehen, entfloh er, mit Unterstützung des Herzogs Friedrichs von Österreich, verkleidet aus Konstanz nach Schaffhausen und von da nach Freiburg. Von hier aus erließ er die Erklärung, daß er keineswegs gewillt sei, vom Stuhle Petri wieder herabzusteigen. Da ließ ihn der Kaiser gefangennehmen und in sicheres Gewahrsam bringen.

Diese Gefangenschaft hatte eine Dauer von fünf Jahren. Seinen Beschützer aber, den Herzog Friedrich von Österreich, traf die Reichsacht, die auch sofort vollzogen wurde. Das gegen den Geächteten zu Felde ziehende Heer befehligte aber Friedrich von Hohenzollern als Reichsfeldhauptmann.

Da Friedrich nur ein unbedeutendes Kriegsheer zu Gebote stand, so war seine Aufgabe durchaus nicht leicht. Seiner Umsicht und Rührigkeit gelang es aber dennoch, auch aus diesem Streite als Sieger hervorzugehen. Damit hatte er Kaiser und Reich einen neuen, großen Dienst geleistet.

Sigismund, von Dank erfüllt, beschloß daher, ihm die bis dahin nur an Kaisers Statt verwaltete Mark Brandenburg erb und eigen zu überlassen. Gebot bislang Friedrich darin als Landeshauptmann, so sollte er fortan zum Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches erhöht werden.

Am 30. April 1415 teilte der Kaiser den Kurfürsten des Reiches mit, daß er dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Markgrafschaft Brandenburg mit der Kurwürde und dem Oberstkämmermeisteramte des Reiches „in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht und Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich gezieret habe — — ingleichen in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er so lange fröhlich und unverdrossen getan, täglich tue und fortan noch tun werde und könne“, verleihe.

Nur eine Bedingung knüpfte der Kaiser jetzt noch an die Verleihung der Mark Brandenburg, die nämlich, daß das Haus Luxemburg berechtigt sein solle, die Mark für 400 000 Goldgulden von Friedrich zurückzukaufen.

Bald nach den erzählten Begebenheiten begab sich der neue Markgraf und Kurfürst in seine zweite Heimat zurück.

19. Die Quitzows und Erzbischof Günther.

Zwei Jahre und darüber schmachtete nun schon Johann von Quitzow im Verliese des festen Schlosses Kalbe an der Saale. Er hatte das Tageslicht in der langen Zeit nicht mehr gesehen, denn der unheimliche Raum enthielt nur ein einziges, sehr kleines Fenster, das obendrein auf einen engen, von hohen Gebäuden umgürteten Hof hinausging, wo das ganze Jahr kein Sonnenstrahl hinkam. Kalt und unbehaglich, feucht und dumpf war es deshalb in dem Kerker.

Eines Tages ertönten schwere Tritte von der Kellertreppe herab. Der Gefangene stand auf und lauschte.

Der Schlüssel rasselte im rostigen Schlosse. Nun knarrte die Tür, und der Wärter, ein großer, finsterer, bereits betagter Mann, dessen starres Gesicht im Leben wohl noch nicht oft gelacht hatte, trat ein.

„Folgt mir zum Schloßhauptmann“, schnurrte er kurz und barsch den Gefangenen an.

„Zu dem!? Was will er von mir?“ fragte Johann sichtlich überrascht. „Ich sah ihn zwei Jahre lang nicht, obwohl ich ihm manche Klage vorzutragen gehabt hätte.“

„Kümmert mich nichts. Was er von Euch will, weiß ich nicht; hab' kein Recht, danach zu fragen. Also macht und kommt!“ brummte der Alte.

Ein furchtbarer Gedanke erschreckte den Ritter bei dieser barschen Antwort seines Peinigers. Er befand sich in des Reiches Aberacht. Ohne weiteres konnten ihn seine Feinde zum Tode führen lassen. Wurde er zu solchem Zwecke vielleicht jetzt abgeholt?

„Sputet Euch!“ gebot noch einmal der Wärter, dessen Antlitz ob der Zögerung des Gefangenen sich noch mehr verdüsterte. Er hielt die schwere Eisentür in der Hand und wies mit dem Finger die schmale, feuchte Treppe hinauf. Da folgte ihm Johann.

Auf dem kleinen Hofe, gleich an der oberen Kerkertür, empfingen den Gefangenen vier wohlbewaffnete Kriegsmannen. Sie

nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn raschen Schrittes nach der Wohnung des Schloßhauptmanns.

In einem geräumigen Zimmer mußte Johann dort lange warten. Endlich erschien der Befehlshaber des Schlosses. „Geht!“ befahl er den Kriegsmannen. „Setzt Euch, Herr Ritter“, sagte er alsdann gemessen, jedoch freundlich zu Johann und zeigte auf einen gepolsterten Sessel. Dann nahm er selbst Platz.

Der Gefangene war ob solchen Empfanges nicht wenig überrascht; aber freuen konnte er sich doch noch nicht. Dem armen Sünder zeigt man wohl auch vor dem letzten Gange ein freundliches Gesicht und setzt ihm vor dem Todesgang die „Henkersmahlzeit“ vor. —

Der Schloßhauptmann zog ein Papier aus der Tasche. War es etwa der Hinrichtungsbefehl? — Johann sah deutlich, daß es mit des Magdeburger Erzbischofs Siegel versehen war.

„Diese Zuschrift befiehlt mir, Euch sofort nach Magdeburg zu senden!“ sagte der Schloßhauptmann.

„Nach Magdeburg!?“ rief Johann überrascht.

„Der Erzbischof hat den Befehl eigenhändig ausgefertigt.“

„Und der Zweck?“

„Mir selber unbekannt. Ich soll Euch mit Speise und Trank erquicken und Euch dann unter sicherer Bedeckung zu dem hochwürdigen Herrn geleiten lassen. Dies und nichts anderes habe ich Euch eröffnen wollen. Sogleich soll der Tisch besorgt werden. Dann, Herr Ritter, wird man Euch ohne Verzug nach Magdeburg bringen.“

„Wollt Ihr mir nicht vergönnen, daß mir zuvor Bart und Haar geschoren wird?“ fragte Johann. „Länger als zwei Jahre habe ich solche Wohltat nicht mehr genossen. Man hat mich behandelt wie einen Mörder und Dieb.“

„Mich trifft Euer Vorwurf nicht“, entschuldigte sich der Schloßhauptmann. „Ich tat nach Befehl. Vergeßt, was nicht zu ändern ist! — Aber kommt! Euer Wunsch soll erfüllt werden! Auch sieht Euer Rock schäbig und zerrissen aus; Ihr könnt so nicht vor dem hochwürdigen Herrn erscheinen. Also bringt Euch in Ordnung!“

Er geleitete den Gefangenen nach einem anstoßenden, kleinen Gemach, wo schon ein Diener Johanns harrte.

Hier fand sich alles vor, was zur Körperpflege nötig war. An der Wand hing auch des Ritters Rüstung. Sie funkelte ihm lustig entgegen, denn sie war blank gescheuert und geputzt. Daneben hing das Schwert, das Johann so manchmal schon in blutigem Strauße geschwungen hatte.

Dem Gefangenen traten beim Anblick alles dessen Tränen in die Augen. Er drückte das Schwert an sich und küßte es voll Inbrunst. Dann nahm er jedes Stück seines Rüstzeuges einzeln zur Hand und beäugelte es, wie ein Knabe das Spielzeug, das am Christbaum hing.

Als er sich gewaschen hatte, auch Bart und Haar von dem Diener geschoren worden war, legte er die Rüstung an und umgürtete sich mit dem Schwerte.

Nun war er auch äußerlich wieder ein Ritter. Dennoch aber ängstigte ihn die rasche Wendung seines Geschickes. —

Als er klirrenden Schrittes in das größere Gemach zurückkehrte, fand er allda den Tisch schon bereit. Zwei Jahre lang war selten andere Nahrung über des Gefangenen Lippen gekommen als Brot und Wasser. Wie ihm da die kräftigen Speisen mundeten und das würzige Bier, das in einem Kruge vor ihm stand!

Nachdem er sich weidlich gestärkt hatte, geleitete ihn der Schloßhauptmann in den Hof. Dort harrten seiner bereits die Kriegsmannen, die ihn nach Magdeburg geleiten sollten. Sie hielten ein lediges Pferd am Zügel, offenbar für den Gefangenen bestimmt — — Doch halt — was sollte das bedeuten?! —

Einige der Knechte schnürten dem Ritter die Hände mit Lederriemen zusammen. Als er das Pferd bestiegen hatte, banden sie ihm unter dem Bauche des Tieres hinweg auch die Füße aneinander. Führte man ihn am Ende doch zum Tode? War es doch die letzte Mahlzeit gewesen, die er soeben genossen hatte?

Grausen und Beben überkam den Schwergeprüften für einen Augenblick. Nachher aber faßte er sich und sah trotzig drein. Ein leichter, longer Mantel wurde ihm über die Schultern geworfen.

Die Leute, die vielleicht am Wege standen, sollten es wohl nicht sehen, daß der Reiter in Fesseln geschlagen war.

Nun nahmen ihn zwei der stärksten Knechte in die Mitte, die andern ritten voran und hintennach. So trabte der Zug über die Schloßbrücke und hinaus ins Freie, der Stadt Magdeburg zu.

Durch schöne und fruchtbare Gegenden führte der Weg. Johann sog in tiefen Zügen die frische, kühle Herbstluft ein und weidete sein Auge an den Fluren, auf denen Gruppen von Landleuten beschäftigt waren, die Früchte ihres Fleißes einzuernten.

Ach, wie würden ihn noch viel mehr die so lange entbehrten Herrlichkeiten erfreut und erquickt haben, wenn er nur gewußt hätte, welches Schicksal seiner in Magdeburg harrte! —

Am Nachmittage, nach raschem Ritte, langte der Reiterzug daselbst an. Sogleich wurde der Gefangene nach dem erzbischöflichen Sitze gebracht. In einer Vorhalle nahm man ihm die Fesseln ab. Nachher wurde er in ein großes, stattliches Gemach geführt und bedeutet, sich hier niederzulassen.

Johann sank, ermattet von dem unbequemen, anstrengenden Ritte und den Kümmernissen, die sein Herz erfüllten, auf einen Sessel nieder. Den Kopf in die Hand gestützt, starrte er düster vor sich hin. Da öffnete sich hinter seinem Rücken eine Tür. Eine Frauengestalt betrat das Gemach. Sie sah bleich und niedergedrückt aus und blickte befremdet nach dem bleichen, hageren Ritter, den sie nicht zu kennen schien.

„Himmlischer Gott und ihr Heiligen all!“ schrie da Johann auf und stürzte auf die Gestalt los. — „Agnes!“ — „Johann!“ hallte es hierauf durch den Saal. Dann hörte man nichts anderes mehr als heftiges Schluchzen: sie hatten sich wiedergefunden, die so schwer heimgesuchten Gatten.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatten, ging es an ein Fragen und Erzählen, das schier kein Ende nehmen wollte.

Nachdem der Ritter berichtet hatte, auf welche Weise er hierhergebracht worden sei, erzählte Frau Agnes: „Auch ich bin nicht aus eigenem Willen gekommen. Seit längerer Zeit schon wohne ich hier in Magdeburg. Heute mittag erhielt ich die

Botschaft, mich unverzüglich im erzbischöflichen Schlosse einzufinden. Wohl oder übel, ich mußte folgen; aber schwer habe ich mich über die mir unbekannte Ursache solch überraschenden Gebotes geängstigt. Alle taten so geheimnisvoll, und lange mußte ich in dem anstoßenden, öden Gemache warten. Niemand mochte oder konnte mir sagen, was meiner harre, und nicht eher erfuhr ich's auch, bis die Tür da sich öffnete und ich dich gewahrte. O Johann, mein Eheherr, fast hätte ich dich nicht wiedererkannt!"

„Schreckliche Jahre habe ich verlebt, liebes Weib", antwortete der Ritter mit düsterer Miene. „Schmach über die, die mich so mißhandelt haben! Sorge und Gram haben mein Haar gebleicht, mein Auge getrübt, und die dumpfe Kerkerluft hat die Kraft aus meinen Gliedern gesogen!"

„Armer Mann! — Nun, vielleicht ist die Zeit der Not und Trübsal vorüber, und die Sonne lächelt uns nun wieder nach so vielen Ungewittern!"

„Vielleicht auch nicht!"

„Nicht doch, Johann! Das Unglück hat dein Gemüt verdüstert, daß es an eine bessere Zukunft nicht mehr glauben mag. Ist's doch wahrlich kein Wunder!"

„Nein, Agnes, wohlbegründete Sorge bewegt mein Herz. Bin ich nicht ein Geächteter und der Gefangene meines Todfeindes? Kann er nicht in seinem unversöhnlichen Hasse meinen Tod beschlossen haben?"

„Guter Gott, suche uns nicht weiter heim!" rief Frau Agnes und hielt die Hände vor die Augen.

„Sollte wirklich die schwere Stunde gekommen sein, so stelle dich unter den Schutz meines Bruders. Hast du vielleicht Kunde über seinen jetzigen Aufenthalt erhalten?"

„Er ist in Pommern, wie ich erfuhr. Ach, Johann, du zerreißest mir mit solchen Worten das Herz!"

„Ziehe nach Pommern, Agnes, wenn mir Übles widerfahren sollte. Den Heiligen sei Dank, daß wenigstens Dietrich den Feinden entronnen ist. Wie gern hätte ich ihn noch einmal gesprochen und ans Herz gedrückt! — Doch still jetzt, ich höre Schritte im an-

stoßenden Gemache. Die Entscheidung naht. Sei stark und mutig, wie immer vorher, liebe Agnes!“

Eine Tür wurde geöffnet, und ein prächtig gekleideter erzbischöflicher Edelknabe trat ein.

„Hochwürden begehren Euch zu sprechen, Herr Ritter“, sagte er und winkte mit der Hand.

„Warte meiner hier“, flüsterte Johann, seinem Weibe die Hand drückend. „Selbst ein noch grimmigerer Feind als der Erzbischof würde es mir nicht verweigern, dich noch einmal wiederzusehen.“

Nun folgte er in banger Erwartung, jedoch festen Schrittes dem vorangehenden Edelknaben.

In einem großen Prunksaale saß an einem Schreibtisch Erzbischof Günther von Magdeburg, dem Geächteten den Rücken zuwendend und dem Anschein nach eifrig mit Schreiben beschäftigt. Erst als die klirrenden Schritte Johanns dicht hinter ihm vernehmbar wurden, blickte er um sich und erhob sich dann rasch vom Sessel. Einen Augenblick stand er wie versteinert. War dies wirklich Johann von Quitzow, der einst so stolze, gewaltige Rittersmann?

Johann verneigte sich stumm.

„Ich grüße Euch, Johann von Quitzow“, nahm endlich der Erzbischof das Wort, freundlich zwar, aber doch gemessen und würdevoll.

Der Ritter blickte fast zornig drein, als er den so nahe vor sich sah, der ihm seit jenen Stunden auf dem Eise der Havel so schweres Leid bereitet hatte.

„Es ist lange her, daß ich Euch nicht sah“, fügte Günther rasch hinzu, als Johann schwieg.

„Dritthalb Jahre, hochwürdiger Herr“, versetzte Johann in bitterem Ton.

„Ja, Ihr habt schwer gebüßt in der langen Zeit.“

„Wie ein gemeiner Verbrecher bin ich behandelt worden.“

„Ich weiß es, und fürwahr, jetzt tut mir's leid. Die Zeiten haben sich zu Euren Gunsten geändert. Hätte ich bei Eurer Ge-

fangennehmung gewußt, was ich jetzt weiß, wäre manches wohl anders gekommen. Doch es ist nun nicht zu ändern. Soviel an mir ist, will ich aber wieder gutzumachen suchen, was Euch Übles geschehen ist."

Wie horchte Johann hoch auf bei solchen Worten, und wie klopfte ihm das Herz vor freudig banger Erwartung! So konnte der Feind nicht reden, wenn er Böses im Schilde führte. Oder spielte er mit ihm, wie wohl die Katze mit der Maus spielt, ehe sie ihr den tödlichen Biß versetzt?

„Ihr, Hochwürden!?" rief er ungläubig und mißtrauisch.

„Ja, ich. Doch kommt und setzt Euch, Herr Ritter. Ihr seid von dem weiten Ritte angegriffen, und wir haben manch Wörtlein miteinander zu reden."

Er führte Johann zu einem Sessel. Dann nahm er ihm gegenüber selbst auch Platz.

„Eine frohe Kunde habe ich Euch zunächst mitzuteilen", nahm Günther das Wort wieder. „Ihr seid frei von dieser Stunde an, frei wie der Vogel, der die Lüfte durchfurcht."

„Frei!?" rief Johann höchlich überrascht, indem er vom Sessel emporsprang. „Treibt nicht grausamen Scherz mit mir, ehrwürdiger Herr. Frei wie der Vogel in der Luft bin ich wohl, das heißt, als Geächteter vogelfrei. Meint Ihr's so?"

„Nehmt getrost meine Worte im Sinne natürlicher Bedeutung", versetzte der Erzbischof und winkte dem Ritter, wieder Platz zu nehmen.

„Ich brauchte wirklich nicht wieder nach Kalbe zurückzukehren, es wartet meiner nicht der Tod — der schmählichste, den es für einen ehrlichen Rittersmann geben kann?" rief Johann heftig.

„Was redet Ihr da, Herr Johann von Quitzow! Nein, sorgt Euch nicht. Die Zeit des Elends ist vorüber. Eine neue Zeit beginnt für Euch, und ich hoffe zu Gott, eine gute."

„Und Euch verdanke ich die Freiheit?"

„Jawohl, mir allein."

„Und was bewegt Euch zu solcher Gnadenbezeigung?"

„Mancherlei. Zuvörderst aber die Überzeugung, daß Ihr für begangenes Unrecht übergenug gebüßt habt."

„So könnt' ich gehen, wohin ich mag?"

„Wohin Ihr mögt in meinem Lande. Doch wollt Ihr Euer Vergessen von früher Geschehenem bekunden und Euch ein wenig dankbar bezeigen, wäre mir's just lieber, wenn Ihr recht lange noch bei mir aushieltet. Könnt Ihr vergessen, Johann von Quitzow, was man Euch zuleid tat?"

„Vergessen nimmer, Herr! Läßt sich vergessen, woran vorzeitig ergrautes Haar und gebeugtes Haupt mich fortwährend erinnern? — Aber vergeben will ich's. Daß Ihr jetzt großmütig an mir handelt, läßt mich der Vergangenheit und des mir zugefügten Wehes nicht mehr mit zornigem Herzen gedenken. Mein Wort drauf, Hochwürdiger! — Nun sprecht, was ist Euer Begehr?"

„Um einen guten Dienst bitt' ich Euch, Herr Ritter."

„Um meinen Dienst — den Dienst eines Aberächters?!"

„Die Aberacht hat nichts zu bedeuten, wenn Ihr im Dienste Erzbischof Günthers von Magdeburg steht."

„Was fordert Ihr von mir?"

„Euren tapferen Arm und Euer starkes Schwert gegen einen Feind."

„Wer ist dieser Feind?"

„Er war einst auch der Eurige. Hoffe, daß er's noch ist."

„Der Nürnberger — Burggraf Friedrich?"

„Nicht Burggraf mehr, sondern Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches."

„Markgraf ist er geworden und Kurfürst dazu?" rief Johann voll zorniger Überraschung und unfrohem Staunen.

„Traun — so ist es. Der Kaiser verlieh ihm die hohe Würde."

„Fürwahr, ich bin weder dem einen noch dem andern zu Dank verpflichtet", zürnte Johann, und der langjährige Haß loderte aus seinen Augen. „Aber beim Blute von Wilsnack, Ihr standet doch im Bunde mit dem ehemaligen Burggrafen. War't Ihr es nicht, der ihm Beistand leistete und kräftige Hilfe, die Freiheit der Marken zu Fall zu bringen und diejenigen in den

Staub zu treten, die ihre Rechte mit Gut und Blut verteidigten? Und diesen Verbündeten nennt Ihr jetzt Euren Feind? Ist die Sonne Mond und der Mond Sonne geworden? Hat sich in den paar Jahren, während ich zu Kalbe im Verliese schmachtete, alles umgekehrt und auf den Kopf gestellt!?“

„Euer Staunen, Herr Johann von Quitzow, kann mich nicht befremden, weil es berechtigt ist. Nun, Ihr sollt alles erfahren. Zuvor sagt nur, ob Ihr mir bei der Fehde gegen den Markgrafen Eure Dienste weihen wollt?“

„Wie könnt Ihr fragen, Hochwürdiger!? — Würde ich auch allen meinen Feinden vergeben, dem Hohenzoller nimmer. Ich brenne vor Begier, dem Verhaßten wiederum mit dem Schwerte gegenüberzustehen.“

„So dachte ich mir's. Ich danke Euch, Johann von Quitzow. Übrigens werdet Ihr in meinen Reihen einen Kämpen finden, der Eurem Herzen vor allen andern lieb und wert ist.“

„Meinen Bruder! — Sprecht, edler Herr, ist's mein Bruder?“ rief Johann voll freudiger Erwartung.

„Ihr habt's erraten. Ich habe bereits die Zusage Herrn Dietrichs.“

„Wo ist mein Bruder?“

„Geradeswegs aus Pommerland kommend, traf er heute früh hier ein“, berichtete der Erzbischof und gab dem Edelknaben einen Wink, worauf dieser sich still entfernte. —

Feste, männliche Tritte wurden bald danach vernehmbar. Hochauf horchte Johann bei dem Geräusch, und das Herz pochte ihm vor ungestümer Freude in der Brust.

Da öffnete sich die Türr. Im nächsten Augenblick lagen Dietrich und Johann von Quitzow einander in den Armen.

Günther wandte sich ab und trat ans Fenster.

„Manchmal hält es wirklich nicht schwer, freudige Überraschung zu bereiten“, murmelte er leise vor sich hin.

Erst nach geraumer Zeit gesellte er sich zu den beiden sich eifrig unterhaltenden Brüdern.

„Vergebt, daß ich euch unterbreche, wohlachtbare Ritter“, sagte er. „Die Zeit ist uns knapp zugemessen. Später bleibt euch

noch Muße genug, nach Herzenslust miteinander zu plaudern. Wie ihr beide vernommen habt, bin ich mit dem Markgrafen Friedrich zerfallen. Vernehmt jetzt, wie es sich zugetragen hat. Ohne meine, seines Verbündeten Einwilligung, hat der Markgraf die Ritter Gans von Putlitz und Wichard von Rochow, beide von altersher nicht meine Freunde, in Freiheit gesetzt. Über solch schnödes Verfahren sind mir im Zorn etliche ehrenrührige Äußerungen entschlüpft, die gehässige Klätscher dem Putlitz zugetragen haben. Infolgedessen hat sich ein ernster Zwist entsponnen, der zuletzt mit einer Kriegserklärung des Putlitz endigte. Im Verein mit seinem Rauf- und Bundesgenossen Balthasar von Wenden umlegte er Sandow, meine Lieblingsstadt. Schon am Abend des 17. August traf mich die Schreckenskunde, daß Sandow von den Feinden genommen sei. In meiner Not bat ich den Markgrafen um seine Hilfe. Dieser aber, erbittert, daß ich sein allzu mildes Verfahren gegen seine früheren Widersacher getadelt hatte, schwieg und ließ mich in der Klemme sitzen. Flugs sammelte ich nun selbst, was sich an Kriegsvolk zusammenraffen ließ, und führte es zum Entsatze nach Sandow. Aber die Feinde schlugen mich zurück — und so ist Sandow gegenwärtig nur noch ein Aschen- und Trümmerhaufen. Daß an all dem Unheil kein anderer die Schuld trägt als Markgraf Friedrich, seht ihr wohl ein. Er gab nicht nur meinen Feinden die Freiheit, sondern regte auch keinen Finger, mich vor ihnen zu schützen. Dafür will ich mich jetzt rächen und ohne Säumen seine Lande mit Krieg überziehen. Zu solchem Vorhaben aber brauche ich tüchtige und erprobte Kriegsleute und Führer, wie ihr seid. Wenn ihr mir daher helfen wollt, euren alten Feind kräftig zu befehden, so sollt ihr euren Beistand keinem Undankbaren geleistet haben."

„Wir wollen es, verlaßt Euch drauf!" entgegneten die Brüder wie aus einem Munde.

„So ernenne ich euch hiermit zu Führern meiner Heerhaufen; denn welch besseren Händen könnte ich dies Amt anvertrauen!"

„Wir danken für Euer Vertrauen", sagte Dietrich. „Und die Bedingungen — Herr?"

„Ich gebe euch guten Sold und erheblichen Anteil an aller Beute."

„Ihr seid gütig und großmütig. Wohlan, wir sind bereit, und danken Euch", sagte Dietrich, als der Erzbischof seine Bedingungen noch näher erörtert hatte.

Auch Johann erklärte sich mit allem wohleinverstanden.

„Kein Wort von Dank, ihr Herren", nahm nun Günther das Wort wieder. „Eure Bereitwilligkeit, mir zu Diensten zu sein, ist der beste Dank. Ihr selbst sollt ein Heer sammeln nach eurem Wunsche. Wird dies doch niemand so wohlgelingen als euch; denn der Name Quitzow ist immer noch in hohem Ansehen bei den Freunden, gefürchtet aber bei den Feinden." —

Nach der Verabredung des Kriegsplans verabschiedeten sich die Ritter vom Erzbischof. —

Dieser hatte seinen neuen Freunden, und zumal Dietrich, eine weitere freudige Überraschung bereitet. Als nämlich die beiden in das Gemach traten, wo Johanns Gemahlin zurückgeblieben war, vernahmen sie lautes Weinen und Schluchzen, aber freudiges, wie sie bald merkten. Agnes hielt eine immer noch schöne Frau, die eben erst das Zimmer betreten hatte, umschlungen, und daneben standen, Tränen der Freude in den Augen, zwei kräftige, schlanke Jünglinge und ein hübscher Knabe.

„Elisabeth! — Johann! — Dietrich! — Kuno!" so jubelte es von Dietrichs Lippen, während er die Geliebten an sein Herz preßte.

Wie dankten alle dem Erzbischofe in ihrem Herzen für solch freundliche und zarte Aufmerksamkeit! Er hatte Elisabeth nebst ihren Kindern durch besonderen Boten von Schloß Teupitz nach Magdeburg entbieten lassen.

Welch ein Wiedersehen nach so langer Trennungszeit! Da war wiederum des Fragens und Erzählens fast kein Ende.

Nach einer Weile öffnete sich leise die Tür, und ein bärtiger Mann lugte in das Gemach herein. Hans Sporrmann war's, der mit Dietrich gekommen war und draußen im Vorflur des Herrn gewartet hatte.

„Nur herein, Hans, immer herein!" rief Dietrich freundlich.

Und er trat ein, der wackere Alte. Er war im Laufe der Jahre auch nicht jünger geworden, aber stramm wie ein Jüngling hielt er sich trotzdem noch.

Da gab's aufs neue viel Händeschütteln und Händedrücken. Der alte, sonst so eisenfeste Ohm Arnolds mußte absonderlich weich gestimmt sein; denn er hustete und räusperte sich in einem fort mit auffallendem Geräusche — wohl nur, um seine Rührung zu verbergen.

Als der kleine Hans an dem Greise emporkletterte und seine Hand in den grauen Bart des Jägers vergrub und liebkosend daran zupfte, da war's nachher ganz aus. — —

„Wir haben viel Trübes erlebt auf unserer Flucht nach Pommern und Erfreuliches auch dort nicht — nicht wahr, Alter?" sagte Dietrich und klopfte dem treuen Diener auf die Schulter. „Aber nach Regen scheint die Sonne. Lustige Fehde winkt, und zwar gegen den Erzfeind, den Burggrafen! Nun, wie steht's, darf man auf deine Beihilfe rechnen?"

„Könnt Ihr zweifeln, Herr?" lautete Hans Sporrmanns rasche und freudige Antwort. „Geht's dem Burggrafen zu Leibe, so bin ich allemal seelensgern mit dabei! Freilich, doppelt gern und freudig tät' ich's, stünd' der sakrische Bub', der Arnold, nicht auf Feindesseite."

Da unterbrach Frau Agnes das Gespräch mit den Worten: „Kommt, laßt uns nach meiner Behausung gehen; denn dort können wir noch ungestörter als hier des Plauderns uns erfreuen."

Gern folgten alle dieser Aufforderung.

Während der nächsten Tage schon rüsteten sich Dietrich und Johann zum Kriegszug gegen Markgraf Friedrich. Sobald die Kunde ruchbar wurde, daß die beiden Quitzow das Unternehmen leiteten, strömten von allen Seiten so viele Söldner herbei, daß ein großer Teil zurückgewiesen werden mußte. Alle Welt wußte

ja, daß unter solchen Führern Kriegsruhm, und was die Hauptsache, Beute zu holen war. Binnen kurzer Zeit war ein Heer beisammen, das als eine achtbare Streitmacht gelten konnte. Noch in der ersten Hälfte des September (1416) drangen die beiden Quitzows in das Nachbarland ein.

Als die Leute in den Marken die wilden „Quitze“ als Feinde in ihr Land einbrechen sahen, da gab's Geschrei und Wehklagen allüberall. Wußte doch jeder Bauer, daß bei den rachedurstigen Rittern auf Gnade und Erbarmen niemand rechnen dürfe.

Der Krieg wurde auch wirklich mit einer Wildheit und Erbarmungslosigkeit, wie es kaum je gehört worden war, geführt. Wie es damals so Regel, mordeten, raubten, sengten und brannten die entmenschten, magdeburgischen Kriegsmannen, wohin sie kamen, und weder Dietrich noch Johann wehrten es ihnen. Sie schürten vielmehr das Feuer noch und erhielten es in steter Glut. Da wurden wieder viele Städte und Dörfer eingeäschert und Greuel und Schandtaten verübt, gegen deren Schilderung die Feder sich sträubt.

Seinem edlen Herzen folgend, hatte Friedrich allerdings Putlitz und Rochow in Freiheit gesetzt, zumal da er bestimmt wußte, daß die beiden ihre einstige Widersetzlichkeit ernstlich bereuten und ihm für alle Zukunft treu anzuhängen gedachten, was sie auch feierlich versprachen und verbrieften. Zu dem besagten Schritte die besondere Zustimmung des Magdeburgers einzuholen, hielt sich Friedrich nicht verpflichtet, da Putlitz von Leuten des Bischofs von Brandenburg, wie bereits bekannt, also ohne Zutun des Erzbischofs von Magdeburg gefangengenommen worden war. Letzteres war sogar geschehen, bevor das Bündnis zwischen dem Markgrafen und dem Erzbischof Günther zustande kam. An der Gefangennehmung Wichard von Rochows aber hatte der Magdeburger erst recht keinen Anteil gehabt.

Vergebens hatte der Markgraf den Krieg zu verhindern gesucht. Allein Günther von Magdeburg war ein Hitzkopf und ein Trotzkopf dazu und ließ nicht gütlich mit sich verhandeln.

Zudem hatte es den Markgrafen sehr verstimmt, daß Günther Johann von Quitzow eigenmächtig freigegeben und diesen und

dessen Bruder in Dienst genommen. Was er von diesen erbitterten und tapferen Gegnern zu gewärtigen hatte, darüber konnte er nicht im Zweifel sein. Darum rüstete er so rasch und so gut, als er vermochte, und erneuerte auch sein Bündnis mit dem Kurfürsten Rudolf von Sachsen. Trotzdem kam seine Kriegsmacht auch diesmal der des Feindes nicht gleich. Der Kampf zog sich bis in den kalten und grimmigen Winter hinein. Auch als das neue Jahr kam, erlosch der Kriegsbrand nicht.

Das Unglücksmaß vollzumachen, war um diese Zeit Friedrichs Anwesenheit in Konstanz, wo das Konzil noch tagte, unerläßlich. Auch sollte da des fürstlichen Herrn Belehnung mit der Mark und seine Erhebung zur Kurfürstenwürde in feierlicher und zeremonieller Weise stattfinden. Daß der Markgraf unter solchen Umständen mit schwerem Herzen die Reise antrat, ist begreiflich. Und um so schwerer bedrückte ihn die Sorge, als zum Herbst die Pest in der Mark ausgebrochen war und bösartig um sich griff.

Um seine Gemahlin sowie seine jüngeren Kinder und Kordula nicht in der Nähe des Herdes der schrecklichen Seuche zu lassen, nahm er sie mit nach Franken und geleitete sie nach der Burg zu Nürnberg. Dann trat er in Begleitung seines getreuen Schildknappen und eines ansehnlichen Gefolges, zu dem auch die zu Gnaden wieder angenommenen Ritter Wichard von Rochow, Hans von Uchtenhagen, Peter von Bredow und einige andere zählten, die Reise nach Konstanz zum zweitenmal an.

---

20. Die feierliche Belehnung in Konstanz.

Mitte Januar 1417 langten der Markgraf mit den Seinen und am 26. Januar der Kaiser in Konstanz an.

Da gab es in der altberühmten deutschen Stadt großen Jubel. Die Glocken tönten von allen Türmen, und Kanonen donnerten dem hohen Herrn ihren Gruß zu. Er wurde vom Rate der Stadt Konstanz ehrfurchtsvoll empfangen; die würdigen Stadthäupter hatten einen großen, vergoldeten Baldachin mit-

gebracht, den nun ihrer vier über kaiserlicher Majestät Haupt hielten. Vor, hinter und neben dem Monarchen zogen die geistlichen und weltlichen Fürsten einher. Unter diesen auch Markgraf Friedrich von Brandenburg.

Als der Zug an dem Münster anlangte, ließ sich der Kaiser an der Tür des Gotteshauses auf die Knie nieder und dankte dem Allmächtigen für den gnädig gewährten Schutz auf der weiten und gefahrvollen Reise. Dann erst betrat er das Heiligtum, wo der Bischof von Salisbury die Predigt hielt.

Am Abend gab ein anderer reicher englischer Bischof dem Kaiser und den anwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten ein Fest, wie man es in der alten guten Stadt Konstanz bislang noch nicht erlebt hatte. An dem Tische, wo nur Fürsten und hohe Würdenträger saßen, zählte man allein 152 Gäste.

Der Tag der feierlichen Belehnung Friedrich von Hohenzollerns mit der Mark rückte heran.

Es war ein heller, sonniger Frühlingstag und ein Sonntag dazu, der 18. April des Jahres 1417, und fürwahr ein überaus wichtiger und bedeutungsvoller Tag für die Mark Brandenburg und das spätere Königreich Preußen sowie gegenwärtig nicht minder für Alldeutschland.

Früh am Morgen ritt eine große Zahl Posaunen- und Zinkenbläser durch die Stadt, die gewaltig in ihre Instrumente bliesen. Hintennach aber kam eine stattliche Schar von Rittern und Adeligen aus allen Gauen des Deutschen Reiches. Jeder von ihnen trug ein rotes Fähnlein in der Hand und ritt, ohne Waffen zwar, aber in festlichem Kleide, in Wams oder Mantel, Mütze oder Barett mit wallendem Federbusch, stolz einher. Voran zog in prächtiger Rüstung Wichard von Rochow mit der Fahne der Kurmark Brandenburg und ein fränkischer Ritter mit dem Wappen der Hohenzollern. Hinter diesen folgten die übrigen märkischen Freunde des Markgrafen.

Indes hatten sich die Fürsten des Deutschen Reiches vor der Wohnung des Kurfürsten Friedrich versammelt, um ihn abzuholen. Als der Zug der Ritter herankam, erschien der hohe Herr im langen, roten kurfürstlichen Gewande. Ein Freuden-

und Jubelgeschrei, daß schier die Häuser erzitterten, begrüßte ihn. Er bestieg nun sein Leibroß. Wichard und der fränkische Ritter ritten an seiner Seite. —

Bei der Anwesenheit einer so ungeheuren Zahl von Fremden läßt sich leicht denken, wie groß die sich ansammelnde Menschenmenge war. Man schätzt, daß weit über hunderttausend der seltenen Feierlichkeit beiwohnten.

Es erwiesen sich alle Straßen zu eng, und selbst die größten Plätze zu klein. Viele der Schaulustigen hatten die Ziegeldächer der Häuser abgedeckt, um von oben herab in die Straße sehen zu können.

Durch viele enge und wirre Gäßchen und Gassen bewegte sich der Zug nach dem oberen Markte. Hier hielt er vor einem stattlichen Gebäude, das „hohe Haus“ genannt. Vor diesem war eine große Bühne aufgerichtet, zu der eine breite Treppe hinaufführte.

In der Mitte der Bühne stand auf einer Erhöhung der kaiserliche Thron, gar prächtig anzuschauen. Es war ein Armsessel, dessen Seitenteile aus vergoldeten Greifen bestanden, die mit Fuß und Kopf sich auf den Boden stemmten, während ihre Kämme die vorderen Kanten und die Flügel die Armlehnen bildeten. Auf dem Sessel lag ein goldgesticktes Kissen, unter dem nach allen Seiten hin eine kostbare Decke herabhing. Die Rückenlehne des Sessels war mit hochblauem Samt überzogen, am Rande aber mit einer Goldborte und goldenen Fransen geschmückt. Über dem Thron erhob sich ein Baldachin, schier aus lauter Gold zusammengesetzt. Selbst die Wände des Hauses, die Treppen und das Bühnengerüst waren mit kostbaren Teppichen aus Goldbrokat bedeckt.

Neben dem Thron befanden sich einige niedrige Sessel für die hohe Geistlichkeit. In den Ecken der Bühne standen burggräfliche Trompeter, näher am Throne kaiserliche. Diese alle hatten ihre Instrumente mit Wappentüchern behangen. Als der Zug herannahte, bliesen sie einen Bewillkommungstusch. Darauf trat der Kaiser langsamen Schrittes aus dem Hause und bestieg den Thron. Die kaiserliche Krone schmückte sein Haupt, in der Hand

hält er das Zepter. Ihm folgten drei Kardinäle und drei Bischöfe, die sich auf die Sessel zu Seiten des Thrones niederließen. Des Reiches Kanzler aber trat, mit einem Dokument in der Hand, von dem zwei Siegel herabhingen, hinter den Thron.

Der Zug hielt. Markgraf Friedrich stieg alsbald vom Rosse, ebenso auch Wichard von Rochow und der fränkische Ritter. Nun schritt der Kurfürst, von diesen beiden sowie von Ludwig dem Kurfürsten von der Pfalz, der den goldenen Reichsapfel trug, und von Kurfürst Rudolf von Sachsen, der das Reichsschwert in der Hand hielt, begleitet, die Stufen hinan. Dreimal ließ er sich alsdann vor dem Kaiser auf die Knie nieder, und dreimal verneigte sich dieser vor ihm. In einer wohlgesetzten Rede wandte sich hierauf Kurfürst Friedrich an den Kaiser, dankte für Erteilung der Kurwürde der Mark Brandenburg sowie für die Erzkämmererwürde und bat um Belehnung mit diesen Würden. Huldvoll antwortete der Kaiser und bezeigte dem Fürsten, der stets bei ihm soviel gegolten, sein Wohlgefallen.

Danach trat der Reichskanzler vor, entfaltete die Urkunde, die er in den Händen hielt, und las laut und deutlich:

„Wir Sigismund, von Gottes Gnaden Römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, und zu Ungarn, Dalmatien, Kroatien (usw.) bekennen und tun kund mit diesem Briefe allen und jeden, die ihn sehen oder lesen wollen: Weil wir den hochgebornen Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Burggrafen zu Nürnberg, unseren lieben Oheim und Kurfürsten, in allen Sachen so redlich, fest, bieder, vernünftig und getreu allezeit erkannt und befunden, auch solche gute, ganze und unzweifelhafte Zuversicht zu ihm haben, daß wir zu Gott hoffen und vertrauen, er sei des betreffenden Kurfürstentums der Mark zu Brandenburg, seiner Kur und Zubehör wohl würdig, und möge sie auch redlich, vernünftig und rechtlich ausrichten, verwesen und um uns und das Reich verdienen — darum haben wir mit wohlbedachtem Mute, gutem und einhelligem Rate unserer und des Reiches Kurfürsten den vorgedachten Friedrich zu dem erwähnten Kurfürstentum auserkoren, ihn auch dazu aufgefordert und berufen und also ihm das Kurfürstentum, die Mark zu Brandenburg mit der dazu gehörenden

Stadt- und Bezirksbibliothek
– Kinderbibliothek 62 –
7027 Leipzig
Ferdinand-Jost-Str. 42
Tel.: 67066

STADT- UND
BEZIRKSBIBLIOTHEK
LEIPZIG

erzitterten, begrüßte
d und der fränkische

n Zahl von Fremden
ammelnde Menschen=
hunderttausend der

ınd selbst die größten
hatten die Ziegel=
herab in die Straße

d Gassen bewegte sich
hielt er vor einem
nnt. Vor diesem war
breite Treppe hinauf=

: Erhöhung der kaiser=
s war ein Armsessel,
n bestanden, die mit
während ihre Kämme
Armlehnen bildeten.
ssen, unter dem nach
abhing. Die Rücken=
Samt überzogen, am
en Fransen geschmückt.
schier aus lauter Gold
Hauses, die Treppen
Teppichen aus Gold=

niedrige Sessel für die
hne standen burggräf=
che. Diese alle hatten
angen. Als der Zug
ngstusch. Darauf trat
Hause und bestieg den
n Haupt, in der Hand

Kur und sonst mit allen und jeden Herrlichkeiten, Würden und Ehren heute gnädiglich verliehen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und in bester Form, wie sich dies gebühret und wie es der Kurfürsten und der vorgedachten Mark Lehen, Rechte und Herkommen erfordern.

Gegeben zu Konstanz nach Christi Geburt 1417 am 18. Tage des Monats April."

Die Urkunde war verlesen; tiefes Schweigen herrschte ringsum. Dies war die Geburtsstunde preußischer und nachmals deutscher Größe, Macht und Herrlichkeit! — Daß die Nachkommen des soeben Belehnten einst selbst den deutschen Kaiserthron besteigen würden, das konnte damals freilich niemand ahnen.

Von der Bedingung, daß des Kaisers Haus die Berechtigung sich vorbehalte, die Mark für 400 000 Goldgulden zurückzukaufen, war in der Urkunde keine Rede mehr. Bedingungslos wurde das Land dem neuen Kurfürsten übergeben.

Daß auch den Kaiser die Wichtigkeit des Augenblicks tief ergriff, hörte man am Beben seiner Stimme, als er zu Friedich sprach:

„Herr Kurfürst des heiligen Reichs, wollt Ihr Lehnstreue beschwören?"

Laut und fest antwortete dieser: „Mächtiger König, gern!"

Da las der Reichskanzler ihm den Lehenseid vor, und mit der Hand auf dem Evangelium, sprach Friedrich ihn nach. Als dies geschehen war, nahm der Kaiser Wichard von Rochow das brandenburgische Banner aus der Hand und übergab es dem Kurfürsten. Dieser umfaßte es kurze Zeit und reichte es alsdann Wichard zurück. Ebenso erhielt er das fränkische Banner vom Kaiser und demnächst den Reichsapfel. Zuletzt reichte der Kurfürst von Sachsen dem kaiserlichen Herrn das Reichsschwert, das dieser am Griffe faßte und aufrecht vor sich hielt, worauf Friedrich die Klinge mit seiner Hand umfassen mußte, während die Posauner ihre Instrumente schmettern ließen.

Die Zeremonie war beendet. Aber noch wandte sich Kurfürst Friedrich in wohlgesetzter Ansprache, worin er die Verdienste des Kaisers geziemend hervorhob, an das versammelte Volk.

Ein festliches Mahl, das Friedrich veranstaltet hatte und woran der Kaiser und alle Fürsten und Großen des Reiches teilnahmen, bildete den Schluß des denkwürdigen Tages. —

Schon früher hatte Kurfürst Friedrich dem Kaiser Kunde von dem Zwiste zwischen ihm und dem Magdeburger Erzbischof gegeben und den Wunsch ausgesprochen, daß der hohe Herr den Frieden vermitteln möge.

---

21. Betrogene Hoffnungen. — Dietrichs Tod.

Während das eben Erzählte geschah, hatte in den märkischen und magdeburgischen Landen der Krieg mit mehr oder minder längeren Unterbrechungen fortgedauert. Infolgedessen gab es wieder Unglück und Elend allerorten. Hunderte hatten ihr Obdach, ja all ihr Hab und Gut eingebüßt. Dazu räumte die Pest so arg unter den armen, ohnehin so schwer heimgesuchten Leuten auf, daß manches Dorf die Hälfte seiner Einwohner verlor.

Die beiden Quitzows hatten das mögliche geleistet und bereits viel Ruhm und Ehre geerntet. Doch war für Dietrich, der Gemahlin und Kinder nach Magdeburg gebracht hatte, auch eine neue Sorge erwachsen: Elisabeths Gesundheit begann in letzter Zeit recht merklich zu schwanken. Auch Dietrich war nicht mehr der Alte; er war hager geworden und sah bleich und angegriffen aus. Konnte es wundernehmen? Hatten doch Sorgen und heftige Gemütserschütterungen an beider Lebensmark gezehrt.

Um die Mitte des Mai 1417 stand Dietrich mit seinen Kriegsleuten in Meißen, mit welchem Lande der magdeburgische Erzbischof sich ebenfalls verfeindet hatte. Sein Bruder Johann dagegen war in den Marken tätig.

Groß war Dietrichs Überraschung, als er plötzlich von seinem Dienstherrn die Weisung erhielt, ohne Verzug nach Magdeburg zu kommen. Er konnte sich den Grund zu solchem Verlangen um so weniger denken, als gerade jetzt, wo sich die Meißner zu noch kräftigerer Kriegführung rüsteten, seine Gegenwart bei des Erz-

bischofs Heeresmacht nötiger schien als je. Aber was half's, er mußte dem Gebote Folge leisten.

So sehr war seine Erwartung gespannt, daß er, mit Hans Sporrmann in Magdeburg angelangt, nicht erst die Seinen aufsuchte, sondern gleich nach dem erzbischöflichen Schlosse ritt. Der alte Jäger aber begab sich inzwischen nach der Wohnung Elisabeths, um ihr des Herrn so unerwartete Ankunft zu melden.

Als sich Dietrich vom Rosse schwingen wollte, trabte ein anderer Reiter in den Schloßhof. — Es war Johann, der ebenfalls vom Erzbischof den Befehl erhalten hatte, sofort in Magdeburg sich einzufinden. Durch Zufall waren die beiden Brüder zu gleicher Zeit im erzbischöflichen Schlosse angelangt.

Nach einiger Zeit geleitete man die Brüder zu dem geistlichen Herrn.

„Zuvörderst meinen Dank für euren guten und getreuen Dienst, wohlachtbare Ritter", nahm Günther nach den ersten Begrüßungen das Wort. „Weiß ich doch, daß alle erfreulichen Erfolge der Fehde zumeist eurer Tapferkeit und Kriegführung zuzuschreiben sind."

„Wir taten unsere Schuldigkeit, Herr!" antwortete Dietrich, während seine Blicke voll Spannung auf dem Sprecher ruhten.

„Wie sehr es meinem Herzen wehe tut," fuhr Günther etwas zögernd fort, „euch gerade deshalb nicht so belohnen zu können, wie ich's herzensgern möchte, weiß Gott der Herr."

„Wir verlangen keinen andern Lohn als den ausbedungenen", unterbrach ihn Johann, dessen Mienen sich gleich denen des Bruders ob solcher eigentümlichen Rede merklich verfinsterten.

„Schon recht, Herr Ritter", versetzte der Erzbischof. „Aber obgleich ich euch diesen gern und mit Freuden gewähre und mehr noch, so werdet ihr mich dennoch der Undankbarkeit und Treulosigkeit bezichtigen."

„Sagt ohne Umschweife, hochwürdiger Herr, was Ihr von uns wollt und foltert uns nicht länger!" drängte Dietrich mit erbleichendem Gesicht.

„Ihr habt recht!" fuhr Günther fort, und man sah es ihm an, daß sein Herz in diesem Augenblick wirklich nicht von Freude

erfüllt war. „Heraus muß es endlich, so schwer es auch über die Lippen mag. So vernehmt denn, ihr Herren, daß ich leider gezwungen worden bin, euch meines Dienstes zu entlassen.“ —

„Gezwungen!?“ riefen die Brüder befremdet und erschrocken. „Wer kann Euch dazu zwingen?“

„Wer anders wohl als meine Feinde!“

„Wie, Hochwürden, habt Ihr nicht Vorteile über Eure Widersacher errungen, groß genug, daß sie nicht Euch, sondern Ihr sie zwingen könntet zu dem oder jenem?“

„Zerreißt mir das Herz nicht mit solchen Worten, die, ich muß es zugestehen, vollkommen der Wahrheit entsprechen. Und dennoch ist's, wie ich sagte; ich bin zu dem unliebsamen Schritte genötigt worden. Markgraf Friedrich von Brandenburg hat in Konstanz kaiserlicher Majestät von dem Streite zwischen ihm und mir Kunde gegeben und dringend um des Kaisers Vermittlung gebeten. Infolge davon ließ Majestät die Aufforderung an mich ergehen, selbst nach Konstanz zu kommen, um über den Frieden zu verhandeln. Obgleich ich solch Gebot nicht erfüllte, blieb mir, wollte ich die Gunst des Kaisers nicht gänzlich verscherzen, nichts übrig, als an meiner Statt Bevollmächtigte nach Konstanz zu senden. Nach langen Beratungen und mancherlei versuchten Ausflüchten haben sie sich dazu verstehen müssen, einen Friedensvertag oder vielmehr zunächst eine Waffenruhe einzugehen, die am 19. Juni in Kraft tritt. Doch ist dies das Schlimmste des Vertrages noch nicht einmal. Könnte ich euch doch, wenn er sonst nichts geböte, weiter verwenden in meiner Fehde gegen den Markgrafen Friedrich von Meißen oder sonstwie. Aber Kaiser Sigismund hat es mir, wie der Friedenskontrakt deutlich besagt, zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, daß ich niemand in meinen Landen „hausen, herbergen, halten, ihm Zulegung, Hilfe oder Rat geben soll, der gegen den Markgrafen von Brandenburg oder wider seine Lande und Leute sei.“

„Und solchem Gebote könntet und wolltet Ihr Folge leisten?“ riefen die Brüder heftig erschrocken wie aus einem Munde.

„Bleibt mir ein anderer Ausweg? Darf ich kaiserlicher Majestät Gebot entgegenhandeln, dem Reichsoberhaupt die Spitze bieten? Würden mir dann nicht auf einmal allerorten Feinde

erstehen? Ich sagt's ja im voraus, daß ihr mir die Schuld beimessen, mir Undank und Treulosigkeit vorwerfen würdet. Der Herr im Himmel aber weiß, daß ich solchen Vorwurf nicht verdiene."

„So verweist Ihr uns also hiermit Eures Landes?" fragte Dietrich, dem es schwer wurde, seines Unmuts Herr zu bleiben.

„Gott sei's geklagt, ich muß es. Aber nicht im Bösen, sondern in Frieden wollen wir scheiden. Auch will ich nicht eben viel danach fragen, wo ihr Aufenthalt nehmt, wenn es nur nicht gerade in dieser meiner Hauptstadt ist. Eurer getreuen Dienste werde ich stets in Gnaden eingedenk bleiben. Und damit auch ihr euch meiner bisweilen erinnert," fügte er hinzu, indem er zwei schwere, kostbare Goldketten hervorzog und den beiden Rittern je eine davon um den Hals hing, „nehmt dies Geschmeid als Geschenk und besonderes Zeichen meiner Huld und Gnade noch von mir an. Und nun lebt wohl, Herr Dietrich, und Ihr, Herr Johann. Vielleicht sehen wir uns doch noch einmal unter günstigeren Umständen wieder."

Die beiden Brüder erwiderten nichts. Was hätte es auch genützt. Mit stummer Verbeugung empfahlen sie sich.

„Himmel und Hölle, ist das der Dank, den du uns gelobtest, treuloser Heuchler!" zürnte Dietrich, mit dem Bruder in der Vorhalle angelangt.

Der Hitzkopf zitterte vor Erregung, riß die Kette vom Halse, schleuderte sie zu Boden und zerstampfte sie mit den Füßen. Still, aber nicht minder ergrimmt, folgte Johann seinem Beispiel.

„Nun sind wir abermals heimatlos, abermals Aberächter und von der Welt Verstoßene!" stöhnte Dietrich im Dahinschreiten.

„Und verdanken es im Grunde abermals zumeist dem Burggrafen!" fügte Johann mit geballter Faust hinzu.

„Was nun anfangen?" fragte Dietrich ratlos.

„Da ist guter Rat teuer", erwiderte Johann, gleich sehr entmutigt. „Nirgends mehr haben wir einen Freund und Helfer!"

„In Magdeburg dürfen wir nicht verziehen!"

„Nein, höchstens einen Tag. Dieser Günther wäre wohl imstande, mich wieder nach Kalbe führen zu lassen."

„Und auf mich könnten die Helfershelfer des Burggrafen fahnden. Drum fort ohne Zögern!"

„Wohin aber?“ fragte Johann. „Dieser Tag ist der herbsten einer unter den vielen trüben, die wir erlebten. Doch halt, mir kommt ein Einfall!“ fügte er voll Lebhaftigkeit hinzu. „Ich gehe nach Mecklenburg, wo man mich gern sehen wird.“

„Und ich?“

„Deine Gesundheit, lieber Bruder, ist geschwächt. Du mußt vor allem der Ruhe pflegen. Wie wär's, wenn du mit deinem Weibe zu unserer Schwester, um die wir uns bisher freilich blutwenig gekümmert haben, nach Harbke gingst?“

„Bedenk' doch, daß Harbke im Magdeburgischen liegt.“

„Hat der Erzbischof nicht gesagt, daß er sich nicht um uns kümmern wolle, wenn wir nur nicht in seiner Residenz Aufenthalt nähmen? Im Hause der Schwester wirst du wohlgeborgener und sicherer sein als irgendwo.“

„Aber was soll ich dort?“

„Dich schonen und ruhen. Du bedarfst dringend der Erholung.“

„Ach, daß du recht hast, ist fast das Schlimmste!“ stöhnte Dietrich. „Ja, ja, ich bedarf der Ruhe und Erholung und will mir's doch nicht zugestehen. Mein Leib ist morsch geworden im Laufe der Jahre und zerfressen von so vielem Leid und Weh.“

„Du gehst also nach Harbke?“

„Wenn Elisabeth dir beistimmt, ja! Weiß ich doch selbst für jetzt keinen andern Ausweg.“

„So hindert uns denn nichts, schon morgen Magdeburg zu verlassen.“

„Um nie diesen treulosen Ort wiederzusehen! Hinweg nun mit allen hochfliegenden Plänen. Erloschen ist meine Tatenlust und mein Tatendurst, verschwunden der alte Mut und die Zuversicht! Mein Lebensschifflein ist nun gänzlich gescheitert. Nun, zu meiner Freude werde ich wohl mein Unglück nicht lange überleben. Am liebsten zöge ich mich mit Weib und Kind in die Einsamkeit zurück, wo möglich in eine entlegene Hütte im stillen Walde.“

Die Brüder bestiegen ihre Rosse und schieden in trüber Stimmung, um den Ihrigen die traurige Kunde von dem Geschehenen zu überbringen.

Bald langte Dietrich vor seiner Wohnung an. Im Flur trat ihm Hans Sporrmann mit bleichem und verstörtem Gesicht entgegen.

„Lieber Herr," bat er mit leiser Stimme, „rastet hier ein wenig. Ich habe einige Worte mit Euch zu reden. Sprecht aber nicht laut; denn es — liegt — eine Kranke — drinnen in dem Gemache."

„Eine Kranke!? Elisabeth?" fragte der Ritter mit stockendem Atem.

„Ja, leider ist's Eure Gemahlin. Aber faßt Euch, lieber Herr. Sicherlich steht's noch nicht so schlimm um sie, als es den Anschein hat."

Dies jedoch sagte der alte Jäger mit stockender Stimme, und es zuckte und arbeitete dabei auf die bekannte eigentümliche Weise in seinen harten Zügen.

Dietrich erschrak nun erst recht, und ein gar trauriger Gedanke durchzuckte ihn. Er faßte den alten Diener bei den Schultern und sah ihn mit starren Blicken an. „Hans, rede die Wahrheit!" sagte er mit fast tonloser Stimme. „Sie ist tot, sag' es offen heraus. Ist's nicht so?"

„Nein, Herr, nicht tot! Glaubt's mir, nicht tot, aber —" der Alte stockte.

„Nun aber —?"

„Frau Elisabeth ist eine Sterbende! Oh, daß ich's sein muß, Euch solches herbes Leid zu verkünden!"

Dietrich stützte sich gegen die Wand; seine Knie zitterten. Wie unbedeutend war die Absage des Erzbischofs gegen diese Botschaft! —

Aber bald gewann der Ritter seine Fassung wieder.

Ein trauriger Anblick bot sich ihm dar, als er ins Krankenzimmer trat.

In einem Bett lag Frau Elisabeth, Dietrichs treue Gattin. In einem anstoßenden Gemache weinten und beteten ihre beiden älteren Söhne und Frau Agnes, Johanns Gemahlin. Der kleine Johann stand schluchzend zu Häupten der Mutter.

Als sei sie schon verblichen, so sah die Kranke aus. Die farblosen Lippen waren halbgeschlossen, ebenso die Augen. Nur leise

noch atmete die Bruſt, der mitunter ein leiſes Röcheln entquoll. In den abgemagerten Händen hielt die Halbbewußtloſe ein Kruzifix.

Dietrich wankte zum Lager. Wie ein Baum, deſſen Wurzeln die Würmer zernagt haben und deſſen Stamm nun auch noch ein vernichtender Windſtoß trifft, ſo ſank er an der Todkranken Bett nieder und drückte ſein Antlitz in die Kiſſen.

„Fort — fort!“ lallte ſoeben die Sterbende, wobei Angſt und Entſetzen ſich in ihrem Geſichte widerſpiegelten. „Die ſchreckliche Donnerbüchſe! — Hu, wie es kracht! — Wie die Mauern ſtürzen! — Fort — Dietrich — fort! — Flieh, flieh!“ —

Des Ritters Bruſt arbeitete und wogte, als wolle ſie den Panzer ſprengen. Daß ihn in ſolchem Augenblick die Teure an das ſchrecklichſte Ereignis in ſeinem und ihrem Leben erinnerte, zerriß ihm das Herz. Aber keine Träne netzte ſein Auge.

Die Kranke ſchwieg. Der Ausdruck des Entſetzens wich von ihrem Antlitz, und ein verklärtes, glückſeliges Lächeln trat an deſſen Stelle.

„Wie ſchön — wie herrlich!“ liſpelte ſie. „Der Himmelsgarten — Roſen — und andere Blumen — Englein ſpielen dazwiſchen — komm, Dietrich — komm! — Hörſt du den Lobgeſang der himmliſchen Chöre?“

Wieder ſchwieg Eliſabeth. Ein leiſes Zucken bewegte ihre Züge, und verſchwunden war das glückſelige Lächeln.

Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf. Alsbald fiel ihr Blick auf den Gemahl, der ſie ſtarr und ſchmerzvoll anſah.

„Dietrich!“ flüſterte ſie voll freudiger Überraſchung und ſuchte ſich ein wenig aufzurichten. Doch kraftlos ſank ſie alsbald in die Kiſſen wieder zurück.

„Dietrich — herzlieber Gemahl!“ liſpelte ſie und ſtreckte dem Eheherrn ihre Hand entgegen. „Wie danke ich Gott — und den Heiligen für die Gnade — dich noch einmal — zu — ſehen —“

„Meine liebe Eliſabeth!“ Mehr als dies vermochte der Ritter nicht zu ſtammeln. Aber der Sterbenden Hand preßte er unter heißen Tränen feſt an ſeine Lippen.

„Still — ſtill! Klage nicht — weine nicht — Dietrich!“ bat Eliſabeth. „Nach kurzer Trennung — frohes Wiederſehen im

Himmel! — Dort gibt's keine Trennung mehr — keinen Schmerz! — Dornen bedecken den Lebensweg, Blumen — schmücken den Himmelspfad. — Still — Dietrich — still — — bald — — bald —!“

Das letzte Wort erstarb auf den Lippen der Sterbenden. Nun war alles Erdenleid überwunden, und die Himmelstür stand für die Dulderin offen.

Dietrich weinte nicht mehr; wie geistesabwesend starrte er die Leiche an.

Der Schlag traf ihn grausam und doppelt schwer — weil so unerwartet. Nun war seine letzte Kraft gebrochen. Das einzige und letzte Band, das ihn noch an die Erde gefesselt, hatte das Schicksal grausam zerrissen. Nun gab es keine Hoffnung, keine Freude mehr für ihn.

„Mein armer Vater!“ schluchzte Kuno und sank an des Ritters Brust.

Dietrich antwortete nicht.

„Faßt Euch, Schwager, und blickt nicht so verzweiflungsvoll drein!“ bat Frau Agnes.

Da trat auch Hans Sporrmann herzu und faßte seines Herrn Hand. Dietrich bemerkte es nicht einmal.

Auch Johann, der seine Gattin nicht zu Hause angetroffen hatte, kam.

„Armer Bruder!“ flüsterte er dem Gebeugten zu, als er mit einem Blicke gewahrte, was sich ereignet hatte. Dann nahm er Dietrich am Arme und zog ihn von der Leiche weg, was der ganz in Schmerz Versunkene auch ohne Widerstreben geschehen ließ.

Dietrich sprach auch während der nächsten Tage nicht. Stumm schritt er hinter dem Sarge her, als Elisabeth zur letzten Ruhestätte getragen wurde, wie geistesabwesend vernahm er des Geistlichen Trostesworte.

Als aber die Tote in die letzte, enge, kühle Wohnung hinabgesenkt wurde, und alle umher beteten und weinten, da entwand sich ein lauter, herber Schmerzensschrei seiner Brust. Hierauf sank er bewußtlos zu Boden.

Heftiges Fieber warf ihn auf das Krankenlager und brachte auch ihn dem Grabe nahe. Bisweilen raste er wie ein Unsinniger. Dann mußte Hans Sporrmann, der weder bei Tag noch bei Nacht von des Kranken Lager wich, alle Kraft aufwenden, ihn darauf festzuhalten.

Mehrere Wochen vergingen, bevor eine Änderung in dem Krankheitszustande des Ritters eintrat. Endlich aber wich das Übel wieder, freilich nur ganz allmählich. Aber die frühere Stärke erlangte der schwer Heimgesuchte nicht mehr; seine Lebenskraft war für immer gebrochen.

Mittlerweile wurde es für die beiden Geächteten höchste Zeit, Magdeburg zu verlassen. Die Gefahren, von denen sie sich in der Nähe des in ihren Augen treulosen Erzbischofs umlauert meinten, veranlaßten sie zur Eile. Sobald der Leidende wieder zu Pferde steigen konnte, verließen daher die Brüder mit Sporrmann die Stadt. Dietrich sah nicht rechts und nicht links; er kümmerte sich nicht darum, daß die Leute am Wege standen und neugierig nach dem kleinen, trübselig dahinziehenden Reitertrupp blickten. Er starrte vor sich hin, wie einer, dessen Gedanken in weite Fernen schweifen und der weder sieht noch hört, was um und neben ihm vorgeht.

Wie von einem schweren Traum befangen, hatte er sich von seinen in Magdeburg zurückbleibenden Kindern verabschiedet. So sehr er sie auch liebte: das in seiner Brust nagende Leid, das er nie laut werden ließ, war doch noch größer als die Liebe zu ihnen. Sie hatten mit heißen Tränen von dem zwar strengen und rauhen, aber doch gerechten und liebevollen Vater Abschied genommen. Es war ja ein doppelter Verlust, von dem sie in so kurzer Zeit betroffen wurden.

Vor der Stadt hielt der Zug kurze Zeit.

„Hier trennen sich unsere Wege, Dietrich“, sagte Johann und gab sich Mühe, seine Wehmut zu verbergen. „Du ziehst nun nach Harbke zu unserer Schwester, und ich ins Mecklenburgische. Dort will ich mein Glück versuchen, während du in Harbke deiner Gesundheit lebst. Es ist wiederum ein trauriger, schwerer Abschied, lieber Bruder!“

„Und vielleicht der letzte!“ seufzte Dietrich. „Wenigstens entspräche es meinem Wunsche.“

„Rede nicht so, Dietrich. Du wirst dich erholen und wieder der alte werden. Laß den Mut nicht gänzlich sinken. Die Zeit heilt nicht allein die Wunden des Körpers, sondern auch der Seele. Du warst von jeher der Stärkste unter dem Adel der Marken. So sei nun auch jetzt nicht wie ein Kind, das sich von seinem Leid gänzlich überwältigen läßt. Lebewohl, Bruder!“

„Lebewohl, Johann“, sagte Dietrich und streckte dem Scheidenden die magere, knochige Hand entgegen.

Dieser aber umfing ihn mit den Armen und preßte ihn ungestüm an die Brust. Dann erst wandte er sein Roß und ritt im Galopp davon. Bald entzogen ihn die von den Hufen seines Rosses aufgewirbelten Staubwolken den Blicken des trübe nachschauenden Bruders.

„Ich sehe ihn nie wieder“, murmelte Dietrich dumpf vor sich hin. „Auf denn, nach Harbke, Hans!“ wandte er sich hierauf an Sporrmann, indem er sein Roß zu langsamem Schritte antrieb. —

An einem heißen Augusttag des Jahres 1417 schritt ein einsamer Wanderer auf dem von Harbke in den umliegenden dichten Forst führenden Wege dahin. Es war ein alter Mann mit weißem Haar und Bart. Er trug einen offenen Korb in der Hand, worin sich allerlei eßbare Dinge: Speck, Butter, Käse, Brot und dergleichen befanden. Sein Antlitz war von tiefen Falten durchfurcht, und auf den ersten Blick sah man ihm an, daß er nicht freudigen, sondern schwerbekümmerten Herzens seinen Weg wandelte. Er seufzte oft tief auf und murmelte bald halblaute, bald ganz unverständliche Worte vor sich hin. Immer tiefer und tiefer drang er aber indes auf dem schmalen, wenig betretenen Pfade in den Wald ein.

Nach einer halben Stunde ungefähr erreichte er eine kleine Blöße, auf der, an den Waldsaum sich anlehnend, ein Häuschen stand.

Es war nur eine Köhlerhütte, dürftig und klein, aus Lehm aufgebaut und mit einem Schilfdach versehen. Zwischen dem frischen Waldesgrün gewährte sie aber dennoch einen angenehmen Anblick.

Davor saß auf einem Schemel ein alter Mann in langem, grobem Gewande und mit entblößtem, nur mit spärlichem weißen Haar bedecktem und tief auf die Brust herabgeneigtem Haupte. Sein Körper, groß, und von mächtigen Gliedmaßen, war hager und in sich zusammengeknickt.

Der Alte schien zu schlafen. Doch nein, kaum wurden die Schritte des Korbträgers hörbar, als er das Haupt langsam erhob und trüben Blickes nach dem Ankömmling sich umsah.

„Armer Herr, gelt, ich blieb lang' aus?" sagte der Mann mit dem Korbe. „Eure Schwester hatte heut so gar viel und mancherlei zu reden, daß ich länger in Harbke verziehen mußt', als mir lieb war."

„Ich bin ja gern allein, Hans", versicherte Dietrich, denn daß er es und der andere der greise Jäger, Arnolds Ohm, war, hat der Leser wohl schon erraten. Wie etwa der Ritter alt und gebrechlich geworden in so wenigen Wochen! Man kannte ihn kaum noch. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und zeigten von dem früheren Glanze keine Spur mehr. Seine Wangen waren eingefallen, sein Atem kurz und keuchend. Man sah es deutlich: seit dem Heimgang Frau Elisabeths nagte auch an seinem Herzen der Tod.

Der alte treue Diener stellte den Korb auf die Erde und ließ seine wehmütigen Blicke auf dem Herrn ruhen, der ihm gebrochener schien als während der letzten Wochen.

„Ihr solltet nicht länger in dieser Wildnis hausen, lieber Herr", sagte er kummervoll. „Seid hier menschlicher Hilfe doch gar zu fern und entbehrt aller besseren Pflege."

„Laß mich, Hans. Weißt ja, daß ich kein Menschenantlitz weiter sehen mag als das deinige. Bin auch nicht kränker etwa. Mir ist so wohl, wie lange nicht. Denke dir, Hans," fuhr er flüsternd fort, „Elisabeth war soeben bei mir. Sie hat viel geredet von dem und jenem. Und als sie wieder ging, flüsterte sie mir zu: „Bald — bald, Dietrich!"

„Ihr fiebert wieder, Herr. Wenn Ihr mir doch folgtet und nach Harbke zurückkehrtet! Auch Eure Schwester läßt dringend darum bitten. Sie weinte bitter, daß Ihr ihren Beistand ver-

schmäht. Wie hätt' sie sich gefreut, äußerte sie, Euch bei sich zu sehen, und wie hätt' es sie bitter geschmerzt, daß Ihr schon nach wenigen Wochen nicht Ruh' und Rast mehr gehabt und darauf bestanden hättet, in dies elende Häuschen überzusiedeln."

„Sie weiß nicht, wie mir zumut ist, und auch du, Hans, solltest nicht so in mich dringen. Bin ich mir selbst so sehr zur Last, will ich es nicht auch noch andern sein. Ein trübes Gesicht sieht kein Froher gern. Wozu soll ich Glücklichen durch mein Leid und meine Klagen das Leben verbittern! In der Einsamkeit fühle ich mich am wohlsten. Ich hasse die Welt!"

„Kommt doch, Herr, daß ich Euch zu Eurem Lager führ'. Ihr seid heut so aufgeregt. Bedenkt, daß dies Eurer Gesundheit nicht zuträglich ist."

„Meiner Gesundheit!? Die liegt unter Friesacks Mauern begraben. Ha, was war ich einst für ein Riese an Kraft und Mut! Wie schwang ich mein Schwert und tummelte mein Roß! Wie war ich gefürchtet, selbst von den mächtigsten Feinden! Und jetzt? Ein feiger Bettler kann und darf mich ungestraft mit dem Fuße in den Staub werfen! — Doch komm, Hans, du hast recht, führe mich zum Lager — vielleicht ist's das letzte Mal, daß du mir solchen Liebesdienst erweisest, alter, treuer Genosse!"

„Redet nicht so, Herr. Mit dem Sterben hat's noch gute Weil'!" sagte Sporrmann, indem er dem Kranken unter die Arme griff und ihn in das Häuslein führte.

Das kleine Gebäude enthielt nur zwei Kämmerchen, eng und niedrig. Darin sah's ärmlich aus und trüb'. Die Wände bestanden aus gelbem Lehm, und nur ein einziges Fensterchen ließ ein wenig von dem Sonnenlichte herein, das draußen im Übermaße strahlte und glänzte. Ein alter Tisch und zwei Stühle bildeten das einzige Gerät hier. Je in einer Ecke befand sich ein Lager von Moos und Wolldecken. Eins davon war des einstigen stolzen Ritters — Bett.

Viel schöner und bequemer hätte ihm ja alles seine Schwester so gern eingerichtet, aber er wollte und duldete es nicht, der Trotzkopf — ein Trotzkopf bis zum Tode.

„Ich danke dir, Hans", sagte er mit matter Stimme, nachdem er sich auf dem armseligen Lager ausgestreckt hatte. „Nun er-

zeige mir die Liebe und laß mich allein mit meinen Gedanken. Wenn ich dich rufe, dann komme!“

„Nein, Herr, dies tu' ich nimmer! Ihr dürft jetzt nicht Euren trüben Grübeleien nachhängen. Ha, was fällt mir ein! Ich habe ja da in meiner Tasche einen Brief von Eurem Bruder Johann, den mir Eure Schwester gab.“

„Von ihm? — Gib her!“ sagte Dietrich mit sichtlicher Überraschung, indem er nach dem Briefe griff.

Allein der Inhalt des Schreibens erheiterte ihn auch nicht. Vielmehr bedeckte die Röte des Zorns sein Antlitz, und seine Hand zitterte, während er las.

„Daß mir Johann, mein letzter und einziger Bundesgenosse, solch Leid noch antut, dank ich ihm schlecht“, sagte er und legte unmutig den Brief beiseite.

„Verzeiht meine Neugier! Warum, lieber Herr, erzürnt Euch das Schreiben Eures Bruders so?“ fragte Hans Sporrmann teilnehmend und betroffen.

„Denke dir, Alter, mein Bruder macht mir den Vorschlag, mich mit dem Burggrafen zu versöhnen. Er selbst auch gehe schon seit einiger Zeit mit solchem Gedanken um. Er sehe immer mehr ein, daß der ehemalige Landeshauptmann in seinem Rechte gewesen und wirklich von edler, adeliger und tüchtiger Gesinnung sei, wie all sein Tun und Wirken bewiese. Nicht länger könne und wolle er sich's verhehlen, daß wir in unserem Trotze und Übermut zu weit gegangen wären. Auch habe er jetzt das wüste Leben von Herzen satt, so daß er, wenn ich ihm beistimme, sonder Verzug den Kurfürsten um Begnadigung angehen wolle, zu welchem Schritte ihm auch all seine Freunde dringend geraten hätten.“

„Solche Sinnesänderung Eures Bruders nimmt auch mich wunder“, sagte der alte Jäger finster.

„Nicht wunder allein nimmt sie mich, nein, sie erregt meine Seele zum Zorn. Sollte ich dem doch noch zu Füßen kriechen,“ klagte der Ritter, „der schuld ist an allem Elend der Quitzows? Sollte ich um Gnade und Erbarmen vor dem winseln, der mir alles geraubt: Glück, Ehre, Gut und Ruhm? Und könnte ich mir den Himmel und die ewige Seligkeit mit solchem Schritte

verdienen, ich täte ihn nicht, und stieße man mich deshalb in der Hölle Pfuhl, ich täte ihn dennoch nicht! Ich will kein Joch tragen, und wäre es ein goldenes. Frei lebte ich — frei will ich sterben! — Wenn du wieder nach Harbke gehst, Alter, so sage meiner Schwester, daß sie — diese meine Meinung Johann mitteilen möchte. Sie soll sich's keine Mühe verdrießen lassen, ihn von dem in unbegreiflicher Verblendung geplanten Schritte abzuhalten."

Der Kranke schwieg ermattet. Johanns Brief hatte ihn aufs äußerste erregt. Bald glühten seine Wangen, bald schüttelte ihn der Frost, daß die Zähne klapperten. Ärger denn je wütete das Fieber in dem morschen Leib.

Einen angstvollen Nachmittag und eine noch angstvollere Nacht verbrachte Hans Sporrmann am Lager des Kranken.

Als der neue Morgen anbrach, nahm die Krankheit an Heftigkeit noch mehr zu.

„Ich glaube — es geht zu Ende mit mir", erklärte Dietrich mit matter Stimme. „Elisabeth hat wahr gesagt: bald — bald! — Nur eine Bitte noch, Hans. Nicht gern möchte ich ohne das heilige Sakrament sterben. Hole daher einen Priester herbei, daß er mir die letzte Stärkung für den letzten dunklen Weg reiche. Spute dich, Hans!"

Solcher Bitte konnte der Greis unmöglich zuwider sein, so ungern er auch den sichtlich tödlichkranken Herrn verließ.

Der Priester war gern bereit, dem Wunsche des Kranken zu willfahren, doch konnte er nicht sogleich mitkommen. Er bat daher den Boten, einstweilen vorauszugehen und seiner in einer am Wege gelegenen Schenke zu warten.

Als Hans Sporrmann diese einsame Herberge erreicht hatte, nahm er in einer dichtbewachsenen Laube neben dem unansehnlichen Hause Platz, allda den Priester zu erwarten. Inzwischen hing er unter manchem tiefen Seufzer seinen trüben Gedanken nach.

Nicht lange jedoch blieb er ungestört. An die Laube stieß eine zweite, und in dieser ließen sich mehrere Männer nieder, die eilig des Weges gekommen waren. Den alten Jäger konnten

sie nicht sehen, da er sich tief in das üppige Blätterwerk gedrückt hatte.

Die Ankömmlinge riefen den Wirt und forderten einen Trunk.

Als der Mann das Verlangte brachte, fragte ihn einer der Gäste:

„Könnt Ihr uns nicht sagen, ob da in der Näh' herum ein Köhlerhäuschen sich befindet, worin seit einiger Zeit ein einsiedlerischer Waldbruder haust?"

„Nicht das allein," berichtete der Gefragte geschwätzig, „sondern auch, daß der Waldbruder Dietrich von Quitzow ist, wie mir Leute aus Harbke verraten haben."

„Wißt Ihr vielleicht den Weg nach dem Häuslein?"

„Auf dem schmalen Pfad, der links ab von dem breiteren Weg in den Wald führt, freilich von vielen andern Wegen gekreuzt wird und deshalb nicht ganz leicht zu finden ist, gelangt man zu dem alten Nest. Aber um alles in der Welt, was wollt Ihr bei dem Quitzow?"

„Wir dürften's eigentlich nicht ausplaudern; aber Ihr könnt uns ja doch kein Hindernis in den Weg legen. Daß der Quitzow geächtet ist, wißt Ihr doch wohl?"

„Na freilich. Jedem Gassenbuben ist's ja bekannt!"

„Und wißt auch, daß vom Landeshauptmann ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden ist?"

„Ist mir natürlich auch nicht verborgen geblieben."

„Nun wohl, diesen Preis wollen wir uns verdienen."

„Hiebe werdet Ihr kriegen, aber nicht den Quitzow."

„Von wem denn? Einen Bären, der keine Zähne und Klauen mehr hat, braucht man nicht zu fürchten."

„Schon recht, aber es haust ein riesenstarker alter Jägersmann mit in der Hütte, der den Gottseibeiuns nicht fürchtet. Vor dem nehmt euch wohl in acht, wenn ich euch gut raten soll."

„Was vermag der eine gegen uns sechs auszurichten!?"

„Mir kann's recht sein", brummte der Wirt im Weggehen. „Hab' nun eben auch keinen Narren an dem Quitzow gefressen, der früher so viel Unheil angerichtet hat."

Bald danach brachen auch die Gäste auf.

Wie bebte Hans das Herz in der Bruſt und wie zitterte er einen Augenblick vor heftiger Erregung! Dann aber rannte er, des Prieſters gar nicht mehr gedenkend, eiligſt davon.

Es lag ihm alles daran, vor den Strolchen die Hütte zu erreichen und dem Herrn ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen. In wilder Haſt rannte der alte, herzensgute Mann dahin und fragte nichts danach, daß ihm Dornen und Hecken Geſicht und Hände zerkratzten und das Wams zerriſſen, denn mitten durch das Dickicht nahm er ſeinen Weg.

Nach einer halben Stunde eiligen Laufes erreichte er die Hütte. Zum Glück war noch nichts Verdächtiges zu bemerken. Da wäre wohl Flucht das ſicherſte Mittel zur Rettung geweſen, allein ein Blick auf den Kranken belehrte den Jäger, daß daran nicht zu denken war. Darum verriegelte er raſch die Tür von innen und eilte in das anſtoßende Kämmerlein, ſein allda hängendes Schwert zu holen.

„Was ſuchſt du, Hans?“ flüſterte der Kranke, dem die Haſt und Angſt des Alten nicht entging.

Sollte er dem Todkranken ſagen, was ihm bevorſtand? Er erfuhr es ja doch, wenn die Strolche kamen. Drum teilte er dem Herrn das Nötige ſchonend mit.

„Gib mir mein Schwert, Hans!“ lallte Dietrich.

„Nicht doch, Herr!“ wehrte Sporrmann ab. „Will ſchon allein mit dem Geſindel fertig werden. Seid außer Sorge.“

„Du kannſt der Halunken unmöglich allein Herr werden. Am beſten wär's, du flöheſt. An mir finden die Lumpenkerle ja doch nicht viel mehr als eine Leiche.“

„Redet doch keinen Schnack, Herr! Nicht um meine Seligkeit würd' ich Euch in ſolcher Not verlaſſen. Regt Euch nicht unnütz auf!“

„So ein alter Trotzkopf! — Der Diener gleicht dem Herrn!“ murmelte Dietrich. „Dann gib mir wenigſtens mein Schwert!“

„Euer Arm, Herr, iſt zurzeit zu ſchwach, es zu führen. Ich bitt' Euch dringend, Euch ruhig zu verhalten.“

„Mein Schwert! Bei meinem Zorne befehle ich dir, gib mir das Schwert!“ gebot der Ritter, während ſeine Wangen heiße Fieberglut überflog und ſeine Augen unheimlich blitzten.

Den Kranken nicht noch mehr aufzuregen, tat ihm Hans den Willen und reichte ihm die Waffe. Dietrich faßte sie mit zitternder Hand, und versuchte, sich aufzurichten. Aber kraftlos sank er aufs Lager zurück.

„Ich dacht' mir's wohl", murmelte Hans, bei diesem traurigen Anblick tief aufseufzend, vor sich hin.

Jetzt erschollen draußen Stimmen und Schritte. Bald danach erschienen die Strolche vor der Tür und suchten sie zu öffnen. Nun gab die Pforte zwar dem ersten Anpralle nicht gleich nach, doch konnte ihr Widerstand bei der Beschaffenheit der alten baufälligen Hütte nicht von langer Dauer sein, zumal alsbald mächtige Schläge gegen sie geführt wurden.

Hans Sporrmann faßte das Schwert fester, und seine Augen funkelten, wie in besseren Tagen, von Entschlossenheit und Kampfesmut.

Nur wenige Augenblicke noch — da stürzten die Trümmer der Tür zu des Jägers Füßen, und mit wildem Ungestüm drangen die Bösewichte auf den Alten ein.

Dietrich erhob sich mit gewaltsamer Anstrengung und fuhr schwankenden Schrittes mit geschwungenem Schwerte auf die Strolche los.

„Schurken — —!" hauchten seine Lippen noch — dann entfiel die Waffe seiner Hand, und er sank rücklings zu Boden.

Hans, der sich mit Mühe und unter Aufwendung aller Kraft der Übermacht der Feinde erwehrte, blickte zurück — da traf ihn ein wuchtiger Stockhieb auf den Kopf. Er taumelte zurück und sank betäubt und blutend neben seinem Herrn zu Boden.

Als die Sieger in dem ungleichen Kampfe sich nun nach dem Geächteten hinwendeten, da starrten ihnen die bleichen Züge und die halboffenen, glanzlosen Augen eines — Toten entgegen. Erschrocken wichen sie zurück und drückten sich still und schweigend aus der Hütte hinaus.

Dietrich von Quitzow stand vor dem himmlischen Richter — mit dem irdischen hatte er nichts mehr zu schaffen.

Nach einiger Zeit trat der Priester in die Hütte, der ohne Führer den Weg gefunden hatte. Als er sah, was geschehen war,

erschrak er heftig. Dann aber sank er an der Leiche Dietrichs auf die Knie nieder und betete lange still und inbrünstig.

Zuletzt sprach er:

„Er hat Gewaltiges gewollt! Der Herr aber hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch an jemandes Gebeinen. Gewalt vergeht und bauet nicht dauerhaft! O Herr, nimm seine Seele aus Gnaden in deinen Himmel auf!“

Dann untersuchte der Priester den Zustand Sporrmanns. Zu seiner Freude fand er, daß der alte Jäger nur ohnmächtig war. Da wurde der Seelenarzt zum Leibesarzt. Er verband, so gut es ging, die nicht ungefährliche Kopfverletzung, holte alsdann Leute herbei und ließ den Kranken in sein eigenes Haus schaffen. — —

Still und ohne Aufsehen wurden die irdischen Überreste Dietrichs von Quitzow auf dem Friedhofe des nahen Klosters Marienborn der Erde übergeben. An der Beerdigung nahmen nur seine Söhne und seine Schwester teil.

Kein Kreuz durfte die Stätte bezeichnen, wo der einst so Gewaltige ruhte, denn im Tode noch verfolgte ihn der Fluch der Aberacht und wehrte es den Seinen, durch ein Zeichen der Liebe sein Grab zu zieren. Ein lieblicher Blumenflor aber erblühte darauf jegliches Frühjahr. — — — — — —

So endete Dietrich von Quitzow! — Er war gewaltig in allem, und bei allen Fehlern doch auch mit manch guter Eigenschaft ausgestattet. Hätte ihn sein eiserner, unbeugsamer Starrsinn, seine unbegrenzte Herrschsucht, seine nie erlahmende Raufluft und sein oft allzu kecker Übermut nicht auf Ab- und Irrwege geleitet, fürwahr, er würde zu den Geachtetsten seiner Zeit gezählt und als solcher geendet haben. Aber „Gewalt vergeht und bauet nicht dauerhaft!“ —

Den Söhnen des Geächteten ließ der großmütige Kurfürst die Vergehen ihres Vaters nicht entgelten. Er gab ihnen den größten Teil der Güter des Verstorbenen zurück. Sie alle erwiesen sich in Zukunft dafür aber auch als ebenso treue und aufrichtige Verehrer des edlen Hohenzollern, als ihr Vater dessen unversöhnlicher Feind gewesen war. —

22. Ein geschlagener — und ein bekehrter Erzfeind.

Zweiundeinhalbes Jahr waren seit den im letzten Abschnitte erzählten Ereignissen dahingeschwunden. Mancherlei des Guten hatte Kurfürst Friedrich während dieser Zeit in den Marken gewirkt, obgleich er in Diensten des Reiches und des Kaisers leider öfter und länger abwesend sein mußte, als es für sein Land heilsam und ihm selber lieb war.

Seine Streitigkeiten mit den Pommern, seinen Feinden von Anbeginn, waren noch immer nicht geschlichtet. Die Ukermark, auf die Friedrich berechtigten Anspruch erhob, befand sich zum großen Teil noch in ihren Händen. Auch war dem Kurfürsten zu Konstanz die Oberhoheit über die pommerschen Lande zuerkannt worden, wodurch die feindliche Gesinnung der Herzöge von Pommern sich noch erhöht hatte.

Sein Recht zu erlangen und den Erzfeind, der in dieser Sache durchaus nicht gütlich mit sich verhandeln ließ, zur Nachgiebigkeit und zum Frieden zu zwingen, rüstete Friedrich jetzt ganz gewaltig. Er wollte einen letzten, entscheidenden Schlag gegen die Widersacher führen. — — — —

Am 20. März des Jahres 1420 herrschte um und in Neustadt-Eberswalde reges kriegerisches Leben, denn Kurfürst Friedrich hatte diese Stadt zum Sammelplatz für sein Kriegsvolk bestimmt. Nun eilten von allen Seiten die Vasallen mit ihren Kriegsleuten herbei, und nicht einer war jetzt mehr im Lande, der dem Oberherrn den Gehorsam verweigert hätte. Fast alle früher zu Schutz und Trutz gegen den vormaligen Landeshauptmann Verschworenen standen jetzt in dessen Reihen, und zwar nicht aus Zwang allein, sondern meist aus eignem, freiem Willen. Hatten sie alle doch im Laufe der Jahre erkannt, daß Friedrichs Wirken dem Lande nicht zu dem befürchteten Unheil, sondern zu Glück und Segen gereichte.

Als der Treuesten einer erwies sich Gans von Putlitz. Seines dem Markgrafen bei der Aussöhnung gegebenen Versprechens eingedenk, hielt er treu und rechtschaffen zu dem Fürsten wie ein Ehrenmann, und auch Friedrich lernte den mannhaften Ritter immer mehr schätzen.

Mit Freuden folgte Putlitz auch jetzt des Gebieters Ruf zum Streite. An der Spitze einer stattlichen Schar gutgeschulter, wohlausgerüsteter Kriegsleute rückte er in die Stadt ein. Er selbst gefiel sich im glänzendsten Waffenschmucke. Ein stattlicher Helm mit goldener Krone, über der sich eine gekrönte, die Flügel schwingende Gans erhob, zierte sein Haupt.

„Die Gans von Putlitz kommt!“ rief es in den Straßen, und jung und alt drängte dem Zuge nach oder entgegen, den berühmten Kämpen und sein Kriegsvolk zu sehen.

Bis zum späten Abend und auch noch den folgenden Tag währte der Zuzug an Kriegsleuten und Kriegsbedarf aller Art. Auch eine Anzahl von Kanonen, die sowohl bei vielen Kriegern als auch beim Stadtvolk nicht wenig Verwunderung erregten, wurden auf dem Marktplatz aufgestellt.

Nicht zuletzt traf Kurfürst Friedrich selbst in Begleitung seiner nächsten Freunde und auch seines Schildknappen sowie eines großen Zuges Reisiger und Fußvolks in Neustadt-Ebers-walde ein. Er nahm Wohnung auf dem Schlosse und blieb mit seinem Heere noch einige Tage in der Stadt, da er die Hoffnung nicht hatte aufgeben mögen, die pommerschen Herzöge durch gütliches Zureden zur Gewährung seiner Ansprüche zu bewegen. Als er aber sah, daß all sein Bemühen nutzlos war, gab er den Befehl zum Aufbruch.

Als nächstes Kriegsziel galt die Einnahme von Angermünde, damals auch Neu- oder Ketzer-Angermünde genannt. Die Stadt war wohlbefestigt und hatte ein starkes Schloß. Hier und dort befehligte der pommersche Hauptmann Johann von Briesen.

Markgraf Friedrich hielt es für das geratenste, die Stadt ohne Verzug zu stürmen, und darin stimmten ihm auch alle seine Hauptleute bei.

Das Sturmgerät wurde daher sogleich vorgeschoben, und mannhaft bestürmten die märkischen Scharen die Mauern der Stadt. Hier bereiteten ihnen aber die Geschosse der Steinkugelbüchsen, deren auch die Feinde etliche besaßen, einen üblen Empfang.

Gleich zu Beginn des Kriegszuges würde es darum wohl viel Blut gekostet haben, wenn nicht die Bürger sich ins Mittel gelegt hätten. Diese hegten Sorge wegen ihrer Stadt, mochten wohl auch dem Brandenburger Markgrafen gewogener sein als den pommerschen Herzögen, kurz, sie öffneten Friedrich die Tore. Jubelnd zogen die Märker ein und drängten die Pommern, die der Übermacht nicht Widerstand zu leisten vermochten, ins Schloß zurück. Markgraf Friedrich ließ es umlegen und sandte Putlitz mit 400 Reitern ab, daß er die Gegend umher durchstreife und das Herannahen der pommerschen Hauptmacht beobachte.

Wirklich hatte Johann von Briesen inzwischen einen Boten an die stettinischen Herzöge abgesandt und dringend um Hilfe in seiner Bedrängnis bitten lassen. Diese säumten auch keinen Augenblick, mit einem stattlichen Heerhaufen in Eilmärschen heranzuziehen. Schon waren sie in dem Orte Vierraden angelangt, als der kriegskundige Herzog Kasimir plötzlich schwer erkrankte und den Oberbefehl über das Heer seinem in der Kriegführung wenig erfahrenen Bruder Otto überlassen mußte. Zwar legte er es dem noch jungen Manne dringend ans Herz, nichts gegen Angermünde zu unternehmen, nur den Burggrafen an etwaigem weiteren Vordringen zu hindern. Otto aber schlug solch weisen Rat nicht nur in den Wind, sondern fühlte sich ob der „Bevormundung“ auch noch beleidigt. Er meinte, der Bruder gönne ihm den nach seinem Dafürhalten jetzt leicht zu erlangenden Kriegsruhm nicht, und beschloß, nun gerade erst recht gegen dessen Willen zu handeln.

Als Friedrich vom Herannahen des ihnen an Zahl immer noch weit überlegenen Feindes Kunde erhielt, traf er mit großer Klugheit und Umsicht Vorkehrungen. Es kam ihm darauf an, die Pommern in die Stadt zu locken, um sie in den Straßen zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten. Es war dies ein ebenso kühner als trefflicher Plan, der von seinem Feldherrngeschick glänzendes Zeugnis ablegt.

Auf dem Markte ließ er eine große Wagenburg schlagen und stellte darin seine Geschütze so auf, daß ihre Geschosse die Straßen bestrichen. Auch befahl er, eine Anzahl Steinkugelbüchsen auf den Türmen der Stadt und den Stadtmauern aufzustellen. Damit

ihm vom Schlosse aus keine besondere Gefahr erwachse, traf er ebenfalls umfassende Vorkehrungen.

Als alles wohlgeordnet und vorgesehen war, mußten sich die Krieger, nachdem ihnen eingeschärft worden war, beim ersten Lärm rasch und pünktlich auf ihren Posten zu sein, in die Wagenburg und in die umliegenden Häuser zurückziehen. Als Feldgeschrei wurde das Wort „Brandenburg!“ bestimmt.

Gans von Putlitz erhielt die Weisung, mit seinen Reitern im Hinterhalt zu bleiben und dem Feinde mit Ungestüm in den Rücken zu fallen, sobald er in die Stadt eingedrungen sei.

Am 27. März erschienen die Pommern vor Angermünde. Als Herzog Otto durch in die Stadt eingeschlichene Kundschafter sowie durch die Boten Johann von Briesens vernahm, wie der Feind nichts Übles zu befürchten scheine, dem pommerschen Kriegsheere auch an Zahl bei weitem nicht gewachsen wäre, meinte er, jetzt sei der Augenblick gekommen, da er sich ohne große Anstrengung mit Ruhm bedecken könne. Da er sogar nicht einmal die Tore der Stadt geschlossen fand, stand sein Plan, den Feind nächtlicherweile zu überrumpeln, fest.

Sogleich ließ er seine Feldobersten, zu deren vornehmsten Bischof Magnus von Kammin und Marschall Dettlof von Schwerin zählten, zusammenberufen. Diese aber erklärten den Plan, den Feind in der Stadt anzugreifen, für zu gefährlich und gaben sich Mühe, ihn dem unbesonnenen, ruhmsüchtigen Fürsten aus dem Sinne zu reden. Herzog Otto bestand aber nun erst recht darauf, immer in der Meinung, man gönne ihm den Ruhm nicht, den Feind besiegt zu haben. Er setzte es durch, daß der Angriff unternommen werde, sobald es dunkle. —

Innerhalb der Wagenburg und der nächstgelegenen Straßen harrten, als die Nacht ihre Schatten ausbreitete, die märkischen Krieger an den wenigen Wachtfeuern, die mit ihrem Lichte den Markt und die Straßen trübe erhellten, voller Erwartung der kommenden Dinge. Weiter nach den Stadttoren vorgeschoben, hielten hier und da einzelne Wachen, die sorgsam auf jedes verdächtige Geräusch achteten, um ohne Verzug Meldung davon nach der Wagenburg zu erstatten.

In Angermünde.

Der Aufmerksamsten und Wachsamsten einer war Arnold, des Kriegsherrn bewährter Leib- und Schildknappe. Er hatte dem Gebieter, der schwer ermüdet der Ruhe pflog, versprochen, getreulich Wache zu halten und ihn beim ersten Anzeichen von Gefahr zu wecken. Aus diesem Grunde wählte der pflichteifrige Geselle seinen Standpunkt möglichst nahe am Tore.

Das Bestreben, seine Pflicht zu erfüllen, hinderte ihn jedoch nicht, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Befand er sich nicht inmitten des Ortes, wo Margaret mit ihrem Vater wohnte? Durfte er nicht mit einigem Grunde hoffen, hier vielleicht auch Kunde über das Verbleiben des lieben alten Ohms zu erhalten, von dem er in langer Zeit nichts mehr gehört hatte? Schon Jahr und Tag war es her, seitdem Hans Sporrmann, von der schweren Verletzung, die er bei der Verteidigung des sterbenden Dietrich von Quitzow erlitten hatte, wieder genesen, zum letztenmal mit dem Neffen zusammengetroffen war. Damals hatte Arnold den Oheim dringend gebeten, sich hinfort an einem beliebigen Orte in der Nähe Brandenburgs niederzulassen. Da aber Arnold als steter Begleiter seines fürstlichen Gebieters bald hier, bald dort längere oder kürzere Zeit verweilte, und da der alte Jäger die Nähe des Kurfürsten ebenso eifrig mied, als dessen Knappe sie suchte, so ließ sich ein Zusammenleben durchaus nicht ermöglichen. Während also Arnold dem Gebieter von einem Orte zum andern folgte, zog der Starrkopf Hans Sporrmann, der sich absolut nicht in die neuen Verhältnisse finden konnte, aufs Geratewohl in die Welt hinein. Was war seitdem aus dem Greis geworden? Weshalb hatte er Arnold nicht ein weiteres Lebenszeichen gegeben? Und was die Hauptsache: konnte der Zufall es nicht fügen, daß er mit Margaret zusammentraf?

Solcherart waren die Gedanken, die des Knappen Seele erfüllten, während er getreulich Wache hielt.

Bald jedoch wurde er aus seinem Sinnen aufgestört, denn es schlug aus der Ferne ein Geräusch, wie das Getrappel von Rossen und Menschen und wie das Klirren von Waffen, an sein Ohr. Da blieb ihm kein Zweifel, daß die Feinde sich anschickten, in die Stadt einzurücken.

Mit aller Schnelligkeit rannte Arnold nach der Wagenburg.

„Sie kommen!“ rief er den Kriegern zu, worauf er sich sputete, den Herrn zu wecken.

Im Nu standen die märkischen Kriegsmannen auf ihren Posten und deren Kriegsherr erst recht. Er hielt mitten in der Wagenburg, und Arnold, wie sich das von selbst verstand, an seiner Seite.

In der Ferne wogte und brauste es wie Sturmwind.

Plötzlich durchdröhnte der laute Ruf die Straßen: „Stettin!“ Es war das Feldgeschrei der jetzt in hellen Haufen und unter großem Lärm im Sturmschritt anrückenden Pommern. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten und Kriegshörner schmetterten, die Waffen klirrten, und jeder einzelne schrie, als ob er es allen andern zuvortun müsse. In der Nacht klang das alles doppelt grausig und drohend.

Aber die in der Wagenburg brachte es dennoch nicht aus der Fassung. Ruhig und kalten Blutes erwarteten die märkischen Krieger den Feind.

Doch erst, als die Waffen der Pommern deutlich im Schein der Wachtfeuer erglänzten, rief eine klare und energische Stimme mitten in der Wagenburg: „Brandenburg!“ Der Markgraf war es, der mit solchem Rufe das Zeichen zum Beginne des Kampfes gab.

Sofort donnerten die Steinkugelbüchsen und schleuderten ihre Geschosse auf die Andringenden, in deren dichten Haufen keines fehl ging. Ein ohrzerreißendes Geschrei folgte dem betäubenden Knallen. Niedergemäht, wie die Getreidehalme von des Schnitters Sichel, stürzten die nächsten Reihen der Feinde zu Boden.

Ehe sich aber die Nachrückenden von ihrer Bestürzung erholen und über die Haufen ihrer gefallenen oder verwundeten Brüder hinwegkommen konnten, blitzten und krachten aufs neue die Feuerschlünde in der Wagenburg, und aufs neue durchdrang vielstimmiges Schmerzensgeschrei die dunkle Nacht.

Verwirrung und Entsetzen griffen nun unter den Haufen der Pommern Platz, so daß sie nicht wußten, ob sie noch weiter vorrücken oder wieder umkehren sollten. Da machten die nun auch von den Türmen her einschlagenden Steinkugeln aller Unentschlossenheit ein Ende. „Fliehe, rette sich, wer kann!“ hieß jetzt die Losung der Pommern. Da war kein Halten mehr, alle drängten

rückwärts. Aber die Hinteren verſperrten den Vorderen den Weg; ein unentwirrbarer Knäuel Fluchender, Flehender, Verwundeter, Mutiger und Feiger füllte die Straßen. Und immer wieder ſchleuderten die Büchſen Tod und Verderben in den Knäuel.

Die Niederlage der Feinde vollſtändig zu machen, brach nun auch noch Gans von Putlitz, dem es gelungen war, die Wachſamkeit eines Haufens Polen, der ihn in Schach halten ſollte, zu täuſchen, aus ſeinem Hinterhalte hervor und ſchnitt den Flüchtenden den Rückweg ab. Zugleich verließen die Märker die Wagenburg und packten den Feind. Auf ſolche Weiſe in die Mitte genommen und eingeklemmt, konnten die Pommern dem Verderben nicht mehr entrinnen. Doch wehrten ſie ſich mit dem Mute der Verzweiflung. Hier warfen ſie ſich in eine enge Seitenſtraße, dort in ein Gehöft, noch weiter hin durchbrachen ſie ſogar die Wände der Häuſer, um von einer Straße in die andere zu gelangen. Aber was nützte es? Überall empfing ſie das Feldgeſchrei „Brandenburg!“ und der Märker ſcharfer Stahl. —

Mitten im dichteſten Gewühl flammte das Schwert des Kurfürſten, und neben ihm hielt ſich Arnold, ſein Schildknappe, tapfer.

Wie oft geſchah es da, daß dieſer einen tödlichen Streich von dem Haupte des Gebieters abhielt, ohne danach zu fragen, ob er ſelbſt Schaden dabei nehme. In der Hitze des Gefechts aber drangen Herr und Diener allzu kühn und raſch vor, ſo daß ihnen nur wenige Krieger folgen konnten. Die Feinde, die bisher den Toren zugeſtrebt hatten, vor ſich aber einen noch mächtigeren Gegner ſahen, als hinter ſich, wandten ſich mit Ungeſtüm gegen den Markgrafen, welcher der Übermacht weichend, mit ſeinen Mannen fechtend ſich zurückziehen mußte.

Aber wie gar bedenklich wurde ſeine Lage plötzlich, als aus einer Seitengaſſe ein verſprengter Haufen Pommern hervorbrach und ihm den Rückweg verlegte. Gelang es nicht, ſich durchzuſchlagen, ſo wurden der Kurfürſt und deſſen Begleiter von der großen Überzahl der Feinde erſchlagen oder gefangengenommen.

Bereit, für den Gebieter zu ſterben, drängten ſich die wenigen Getreuen um ihn, voran als Tapferſter und Mutigſter Arnold. Er wich nicht von des Herrn Seite. Seine Kraft ſchien ſich verdoppelt zu haben.

Doch was nützte zuletzt alle Tapferkeit! Immer kleiner ward die Schar der Verteidiger des Fürsten, der selbst schon aus etlichen leichten Wunden blutete.

Ein riesiger Pommer fuhr mit hochgeschwungener Keule auf den Schwerbedrohten los, der sich bereits mehrerer anderer Angreifer zu erwehren hatte. Arnold entging die Gefahr nicht, in der der Gebieter schwebte. Als er ihm aber zu Hilfe kam, traf die Keule des Feindes ihn auf den Helm. Lautlos und blutend glitt er vom Rosse. Im Niedersinken aber traf der Schwerthieb eines andern feindlichen Kriegers auch noch derart des Burschen rechte Hand, daß zwei Finger zugleich mit der Waffe zu Boden fielen.

Der Kurfürst schien verloren. Viele der Seinigen lagen erschlagen um ihn, und auch der andern Kraft erlahmte. Selbst dem Fürsten versagte die schwertführende Rechte fast den Dienst.

In diesem verhängnisvollen Augenblick schrie eine Donnerstimme im Rücken der Feinde: „Brandenburg!“ Ein Ritter von hoher Gestalt und mächtigen Gliedern, dessen Helm ein schwarzer Flor umhüllte, sprengte, von einigen Knechten gefolgt, mitten in den Haufen der Pommern. Unter den Streichen des tapferen Mannes sanken die Feinde schwergetroffen zu Boden. Bald befand sich der Held an des Markgrafen Seite, und nun wichen die Pommern nach allen Seiten hin zurück — Kurfürst Friedrich war gerettet.

Dem unbekannten Ritter allein verdankte er Leben und Freiheit. Dieser grüßte ehrerbietig, aber stumm, den fürstlichen Herrn und machte Miene, sich zu entfernen.

„Nicht also, Herr Ritter!“ rief aber der Markgraf dem Unbekannten zu, indem er dessen Hand ergriff. „Sagt, wem verdanke ich meine Rettung?“

„Einem Reuigen!“ erwiderte jener abwehrend, aber ehrerbietig. „Laßt Euch für jetzt daran genügen, hoher Herr, ich bitte Euch!“

Solch geheimnisvolles Wesen erregte wohl des Fürsten Verwunderung, aber doch mochte er nicht weiter in den sonderbaren Helfer in großer Gefahr dringen.

„Nun denn," versetzte er, „Euer Wille geschehe. Aber ich hoffe, daß Ihr mir recht bald Gelegenheit gebt, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Gedenkt dieses Wortes, gnädiger Herr, wenn Ihr vernehmt, wer der Ritter mit dem Zeichen der Trauer am Helme ist!"

Nach diesen Worten gab der Unbekannte seinem Rosse die Sporen und entschwand bald den Blicken des Kurfürsten.

„Diese Stimme und diese Gestalt kenne ich recht wohl, und dennoch sinne ich vergebens, wo ich jene gehört und diese gesehen habe", murmelte der Markgraf vor sich hin. — —

Jetzt erst blieb ihm Zeit, sich nach den Getreuen umzusehen, die in Not und Gefahr ihm so wacker zur Seite gestanden hatten. Wie erschrak er, als sein Auge Arnold, dessen Fall er im Gewoge des Kampfes nicht bemerkt hatte, vergebens suchte. Auch niemand aus seiner Umgebung konnte Auskunft über den Verbleib des Knappen geben, da jeder genug mit sich zu tun gehabt hatte.

Da die Straße, wo der Kampf getobt, jetzt vollständig vom Feinde gesäubert war, so kehrte der fürstliche Herr an der Spitze der Wenigen, die ihn noch umgaben, ohne Verzug nach der blutigen Walstatt zurück. Hier lagen wohl der Erschlagenen und Verwundeten viele, aber Arnold befand sich nicht unter ihnen. Er war verschwunden, und keine Spur war von ihm zu entdecken, so sehr auch nach ihm gesucht und geforscht wurde.

Tiefbekümmerten Herzens hielt sich da der Markgraf überzeugt, daß der Jüngling, verwundet vielleicht, in die Hände der Pommern gefallen sei. Ein schmerzlicherer Verlust hätte ihn kaum treffen können. —

Der Sieg über die Pommern war ein vollständiger. Dies zeigte sich so recht erst am folgenden Tage, als man imstande war, die Erfolge des harten Kampfes völlig zu übersehen. Viele Hunderte lagen erschlagen in den Straßen der Stadt. Die Zahl der Gefangenen betrug 400, die der erbeuteten Pferde 500. Auch viele Waffen und sonstiges Kriegsgerät fiel den Siegern in die Hände.

Herzog Otto entrann mit knapper Not Tod und Gefangenschaft. Dagegen wurden viele seiner Feldobersten, darunter auch

Marschall Dettlof von Schwerin erschlagen. Wie bereute der flüchtende Fürst seine Unbesonnenheit und den Starrsinn, mit dem er der Hauptleute besseren Rat in den Wind geschlagen hatte!

Der Kurfürst aber dankte und pries Gott in seinem Herzen. Noch am selbigen Tage hieß er sein Kriegsvolk auf dem Markte sich aufstellen und belobte es über die Maßen wegen seines Wohlverhaltens und seiner Tapferkeit.

Viele der jüngeren Kämpfer aus adligen Geschlechtern, die sich durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, wurden gleich vor den Augen des versammelten Heeres zu Rittern geschlagen.

Der in den Ritterstand zu Erhebende mußte vortreten. Der Markgraf berührte alsdann mit der Linken dessen Stirn, hob mit der Rechten das Schwert und ließ es dreimal flach auf des neugebackenen Ritters Schultern fallen. Beim ersten Schlage sprach er: „Im Namen Gottes," beim zweiten: „des heiligen Michaels", beim dritten: „und des heiligen Georgs, mache ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und getreu!"

Als gar mancher der Tapferen die drei bedeutungsvollen Schläge erhalten hatte und die Zeremonie beendet war, ließ der fürstliche Herr sein Auge forschend über die Ritter schweifen, die in langer Reihe und hoch zu Roß auf dem Platze hielten. Außer einem, dessen Helm ein schwarzer Flor umhüllte, hatten alle das Visier zurückgeschlagen. Aber gerade auf diesem haftete des Markgrafen Blick; hatte er doch den tapferen Fremden vom vorigen Abend, der ihm einen so großen Dienst geleistet hatte, erkannt.

Er sandte einen Knappen zu ihm und ließ ihn zu sich entbieten.

Langsam und in stattlicher Haltung kam der Unbekannte angeritten und verneigte sich stumm vor dem Fürsten.

„Ich grüße Euch, Herr Ritter", sagte der Markgraf freundlich. „Nun Kampf und Streit vorüber, möchte es wohl an der Zeit sein, daß ich vernehme, wer mir die Freiheit, wohl gar das Leben rettete. Darum bitte und gebiete ich Euch, wenigstens Euren Namen und Eure Herkunft nicht länger zu verhehlen, wenn Ihr aus irgend andern Gründen das Visier nicht öffnen möchtet." Mit raschem Griffe schlug da der Angeredete das Visier zurück.

„Johann von Quitzow!“ rief der fürstliche Herr aufs höchste überrascht.

„Ja, ich bin's, gnädiger Herr“, sagte Johann — denn er war es wirklich — indem er sich abermals verneigte. „Ein Reuiger, trete ich vor Euch! Wollt Ihr Gnade walten lassen und vergeben, was geschehen ist zwischen uns in früheren Zeiten?“

„Ihr kommt etwas spät mit dieser Bitte,“ erwiderte der Markgraf ernst, während aber doch ein Freudenstrahl über sein Antlitz zuckte, „und es fällt mir deshalb schwer, zu glauben, daß Ihr im Ernste redet, Herr Ritter.“

„Ich habe gestern freiwillig mein Schwert für Eure Sache gezogen“, versetzte Johann. „Eure Feinde waren die meinigen. Bedarf es noch eines anderen Beweises, daß es mir ernst ist, Eure Vergebung zu erlangen? Wir haben Euch verkannt, ich und mein Bruder. Der ist nun tot, aber ich lebe und möchte, so Gott will, wieder gutmachen, was wir beide an Euch sündigten. Gnädiger Herr, so vielen vergabt Ihr großmütig und vergaltet Böses mit Gutem, so reicht auch mir die Hand zur Versöhnung und stoßt mich nicht von Euch!“

„Das sei fern von mir!“ sagte der Markgraf, tief ergriffen. „Hier meine Hand, Herr Johann von Quitzow! Wohl viel des Leids und der Sorge habt Ihr und Euer Bruder mir und den Meinigen bereitet. Aber von dieser Stunde ab soll es vergessen und vergeben sein. Wollt Ihr mir fürder ein treuergebener Vasall bleiben, so will ich Euch ein wohlmeinender Herr und Fürst sein.“

„Ich hoffe, daß Ihr immerdar mit mir zufrieden sein werdet“, erwiderte in freudiger Erregung Johann. — — —

Beide haben ihr Wort getreulich gehalten. Johann, der alsbald der Acht enthoben und wieder in den Besitz des größten Teils seiner Güter gesetzt wurde, blieb bis an sein Ende ein treuer Anhänger und aufrichtiger Verehrer des hochherzigen Fürsten. Ebenso blieb ihm der Markgraf in Gnaden gewogen, und er hat sein mildes und edelsinniges Verfahren gegen den ehemaligen Erzfeind nie zu bereuen gehabt.

Ob der Versöhnung der beiden freute sich niemand mehr als Frau Agnes. Auch ihr strahlte ja nun wieder die Sonne häuslichen Glückes.

Sämtliche Freunde des einst Geächteten aber feierten später mit diesem in Wilsnack, an derselben Stelle, wo sie einst den Bund gegen den damaligen Landeshauptmann geschlossen hatten, ein Fest des Friedens, der Versöhnung und der Freude. —

Das Treffen in Angermünde hatte den Feind so geschwächt, daß der weitere Kriegszug sich zu einem Triumphzug für den Markgrafen gestaltete. Doch zog sich Kampf und Streit immerhin noch sehr in die Länge, und erst später hat Markgraf Friedrich seine gerechten Ansprüche in der erstrebten Weise vollauf in Erfüllung gehen sehen. —

23. Lohn der Treue.

Es scheint sicher allen Lesern an der Zeit, nach Arnold, dem getreuen Leibknappen des Kurfürsten, Umschau zu halten.

Als der tapfere Bursche den Gebieter so mannhaft gegen die Übermacht der Feinde verteidigte, beobachteten hinter einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses ein alter Mann mit grauem Haar und Bart und ernsten, schier harten Gesichtszügen, daneben ein Mädchen in den Frühlingsjahren des Lebens mit einem Gesichte wie von Milch und Blut, lieblich und holdselig anzuschauen, den Kampf mit großer Aufmerksamkeit und Spannung.

„Dürft' ich meinem Herzen folgen," brummte der Alte, „so spräng' ich hinaus und hülf' den Pommern!"

„Denen!? Ei, das wär' nicht edel und rechtschaffen!" versetzte die Jungfrau unwillig. „Sind die Pommern nicht ohnehin übermächtig genug, und werden nicht sowieso am Ende die Brandenburger im Kampfe unterliegen?"

„Wären sie doch schon früher und immer unterlegen, fürwahr, manches ständ' jetzt anders und besser im Lande!" erwiderte der Alte.

„Will ich doch nimmer glauben, daß Ihr so in vollem Ernst redet", sagte die Jungfrau vorwurfsvoll. „Befindet sich nicht auch Euer Neffe unter den Brandenburgern? Kämpft er nicht vielleicht sogar mit in den Straßen dieser Stadt? Und dann, erwärmt

solche Tapferkeit, wie die da draußen sie an den Tag legen, nicht Euer Herz?“

„Wahr ist's, sie kämpfen wie Bären, denen man die Jungen geraubt hat“, brummte mürrisch der Greis.

„Zumal der hohe Ritter und der Knappe an seiner Seite“, fügte das Mädchen hinzu. „Wer nur die beiden sein mögen! Gäb' ich doch was drum, wär's ein wenig heller auf der Straße, so daß ich dem Knappen ins Gesicht sehen könnt'.“

„Ein vornehmer Herr ist sicher der Ritter dort“, meinte der Alte, während er noch aufmerksamer als vorher nach den beiden Kämpen hinsah.

„So scheint's auch mir“, bekräftigte die Jungfrau. — „All ihr Heiligen, der riesige Pommer setzt dem Ritter mit seiner Keule allzusehr zu!“ fügte sie im Ton des Schreckens hinzu. „Jetzt oder nimmer geht's dem Ärmsten an den Kragen. Hu! Ich mag gar nicht mehr hinsehen! — Sieh da, der junge Gesell kommt ihm zu Hilfe! — Wie brav von dem Burschen! — — Gebenedeite Jungfrau, die Keule fuhr soeben auf ihn selbst hernieder! Er ist getroffen — er sinkt vom Rosse — Gott erbarme sich des Unglücklichen!“ —

Aber was war das?

Wie Todesschrecken fuhr es in diesem Augenblick über die wetterfesten Züge des Alten.

„Heiliges Blut — Arnold ist's!“ schrie er heftig auf, indem er nach der Tür eilte.

Das Mädchen folgte in Hast dem Greise.

Der wand sich bereits mit kühner Todesverachtung zwischen den sausenden Schwertern der Kämpfenden hindurch, packte mit nerviger Faust den Gesellen und schleppte ihn unter kräftiger Beihilfe Margarets, die trotz aller drohenden Gefahren beherzt an seine Seite geeilt war, unter Aufwand aller Kräfte nach dem Hause.

Sorgsam legten die beiden den Bewußtlosen auf ein weiches Lager.

„Lebt er noch?“ fragte das Mädchen mit bebender Stimme den alten Mann, der sich lauschend über den Verwundeten beugte.

„Er lebt! Schnell, Wasser herbei, Mädel!“ gebot er kurz, indem er zugleich den Helm vom blutigen Haupte des Verletzten nahm.

Die Jungfrau eilte fort und war im Nu mit dem Verlangten wieder da.

Vorsichtig wusch sie das Blut von des Getroffenen Haupt, Antlitz und Hand.

Mit sachkundigem Blicke untersuchte alsdann der alte Mann die Verletzung an des Jünglings Haupt. Der Schlag hatte eine lange und breite, zum Glück aber nicht eben tiefe Wunde verursacht; denn der Stahlhelm hatte die Wucht des Keulenschlages, der den jungen Gesellen mehr betäubt als schwer verletzt hatte, gehemmt.

Tiefauf seufzte der Graukopf, und als habe er damit alle Sorge ausgeatmet, flog es wie ein Sonnenstrahl der Freude über sein faltiges Antlitz.

„Es ist besser abgelaufen, als ich dachte“, erklärte er. „Etliche Tage Ruhe und Pflege, und alles wird vorüber sein, so hoff' ich. Die Hand ist freilich verstümmelt für immer, denn sie zählt nur noch drei Finger.“

Tränen der Freude rannen an Margarets Wangen herab, während sie emsig fortfuhr, Gesicht und Haupt des Jünglings mit kühlem Wasser zu netzen, worauf der alte Mann die Wunden sorgsam und kunstgerecht verband. Nur kurze Zeit währte es da noch, so regte sich der Verwundete, fuhr mit der unverletzten Hand nach der schmerzhaften Kopfverletzung, seufzte tief und schlug endlich die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er mit matter Stimme und blickte um sich, wie einer, der aus schwerem Traume erwacht und sich nicht gleich besinnen kann, wo er ist.

„In guten Händen, Junge“, sagte der Greis mit vor Freude bebender Stimme und beugte sich zu dem Burschen nieder.

„Ohm! Lieber Ohm!“ schrie da der Verwundete auf und versuchte, sich emporzurichten. Da fiel sein Blick auch auf das Mädchen, das unter Tränen lächelnd und errötend ihre Augen auf ihm ruhen ließ.

„Margaret! — Auch du!? — Träum' oder wach' ich!?“ rief der Knappe noch mehr überrascht.

„Ihr träumt nicht, Arnold“, erklärte die Jungfrau, indem sie dem Verwundeten die Hand reichte und sich keine Mühe gab, ihre Rührung und Freude zu verbergen. „Aber Ihr habt mir heut' wiederum einen argen Schrecken eingejagt, Herr Knapp.“

„Wie freut's mich, Mädchen, dich wiederzusehen!“ sagte Arnold.

„Papperlapapp! — Unsinn! — Hat mit derlei Herzensergüssen Zeit bis später!“ brummte Hans und drückte den Verwundeten sanft auf sein Lager nieder. „Solche Aufregung ist dir nicht nütze, Bursche. Sie, Jungfer dort, wird so gescheit sein, hier auf einige Stunden reine Bahn zu machen.“

Das tat Margaret ohne Zögern.

„Was soll ich eigentlich? Schlafen etwa? Kann ich beim besten Willen jetzt nicht!“ lamentierte Arnold.

„So ruhe wenigstens. Von jetzt an red' ich kein Sterbenswörtlein mehr mit dir“, erklärte Hans Sporrmann mit aller Entschiedenheit.

Da mußte der Bursche notgedrungen stilliegen. Aber lang' hielt er's doch nicht aus. Als ob er über etwas erschrecke, fuhr er bald aufs neue vom Lager empor.

„Ohm,“ sagte er, und seine Stimme bebte leise, „sahst Ihr den Ritter, dem der Schlag galt, der mich traf?“

„Ich sah ihn.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Laß solch Gefrage und verhalt' dich ruhig, Bursche.“

„Nicht eher, als bis ich weiß, daß er gerettet wurde.“

„Wer war's denn?“

„Ihr fragt noch? Der Kurfürst, mein geliebter Herr.“

„Dacht' mir's.“

„So redet doch, Ohm!“

„Er ist entkommen“, sagte der Alte finster, obwohl er gar nicht wußte, ob er Wahrheit oder Unwahrheit berichtete, jedoch den Burschen um jeden Preis beruhigen wollte.

„Dem Himmel sei Dank!“

„Ich würd's ihm nimmer danken!“ summte Hans Sporrmann in sich hinein.

Von da ab hielt sich der Verwundete ruhig, und zuletzt senkte sich sanfter, erquickender Schlaf auf seine Augen.

Als seine tiefen Atemzüge deutlich bekundeten, daß er schlummerte, erhob sich Hans und schaute ihm ins Gesicht, so liebevoll und zärtlich, wie ein Vater seinem Kinde.

„Herzlieber Bub',“ murmelte er vor sich hin und streichelte leise des Neffen Hand, „wie froh bin ich, daß ich dich wieder hab' und wohl nun auch behalten darf, denn mit dem Stummel von Hand vermagst du unmöglich ferner noch als Kriegsmann zu dienen.“

Dann schlich er auf den Fußspitzen zur Tür und öffnete sie ein wenig.

„Margaret!“ rief er mit halblauter Stimme hinaus.

Die Gerufene kam alsbald ins Zimmer, und als sie sich umgesehen hatte, flüsterte sie: „Er schläft, Gott sei Dank!“

Nun setzten sich die beiden ans Lager des Burschen und wachten die ganze Nacht hindurch an seiner Seite. —

Erst als der Morgen anbrach, erwachte der Schläfer. Er fühlte sich so gestärkt und erquickt, daß er ohne weiteres sich vom Lager erheben wollte. Dies duldete jedoch der Ohm nicht. Er untersuchte, indes Margaret eilte, einen kräftigen Morgenimbiß für den Gast herbeizuschaffen, die Wunden des Neffen, deren Befund ihn vollkommen befriedigte.

„Alles gut,“ sagte er zu dem Verwundeten, „bis auf die beiden sakrischen Finger. Die freilich sind nicht wieder herbeizuschaffen! Ja, Bursche,“ fügte er hinzu und gab sich Mühe, seine Freude zu verbergen, „mit dem ‚Schildknappen' steht's schlimm fortan. Dies Amt und diese Ehre wirst du wohl fürder einem andern überlassen müssen.“

„Was schnackt Ihr da, Ohm?“ rief Arnold erschrocken.

„Brauchst nicht so verwunderlich zu tun!“ sagte Hans Sporrmann. „Ein Mensch mit nur drei Fingern an der rechten Hand eignet sich nicht zum Kriegsmann. Siehst du das nicht ein?“

„Ach, daß Ihr recht habt!“ stöhnte Arnold mit trauriger Miene. „All ihr Heiligen, daran hab' ich noch gar nicht gedacht! Was soll ich nun anfangen?“

„Bist du nicht von Haus aus ein Jägersmann und — —“

Eben trat Margaret wieder ins Zimmer, und der Alte vollendete nicht, was er sagen wollte. —

Wenn man noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt ist, da setzt man sich leicht selbst über das Schlimmste hinweg — weshalb sollte Arnold eine Ausnahme von der Regel gemacht haben? Er gewann bald seine frohe Laune wieder.

Da ging es nun an ein Fragen und Erzählen, daß es eine Lust gewesen wäre, es mit anzuhören. Arnold zumal, der so lange Zeit nichts mehr von den beiden erfahren hatte, wußte nicht, wo er mit seinen zahllosen Fragen zuerst beginnen sollte.

„Also dein Vater verwehrte es dir,“ wandte er sich unter anderm an Margaret, „mir mitzuteilen, wohin ihr beide nach der Übergabe Plaues gezogen wart?“

„Ja freilich“, bestätigte Margaret. „Der Vater — Gott hab' ihn selig — hatte eine üble Meinung von Euch, Arnold. Und er ist dieser Meinung auch nicht untreu geworden bis zu seinem Tode.“

„Wann ist er denn gestorben?“ fragte Arnold.

„Vor einigen Monaten“, berichtete Margaret betrübt.

„Deines Vaters Heimgang tut mir leid um deinetwillen.“

„Laßt Euch erzählen, Herr Knappe, wie alles gekommen ist. Mein Vater konnt' sich ob Eurer Flucht aus dem Spukturm gar nicht wieder zufrieden geben. Obgleich er meinte, der gespenstige Jud' habe Euch zur Flucht verholfen, schien's ihm doch auch nicht unmöglich, daß noch irgend jemand anderes als der Spuk mit im Spiele gewesen sei. Er forschte und forschte, bis er — auf welche Weise kann ich bis heutigestags nicht sagen — erfuhr, daß ich etlichemal zu Euch in den Turm geschlichen sei. Meine Verlegenheit wurde zum Verräter an mir, als er mir Vorhalt machte. Ach, welch Unheil gab's infolgedessen, Gott sei's geklagt! Der Vater tobte wie ein Unsinniger und mißhandelte mich sogar. Das Übel noch zu vergrößern, bracht's der alte Mann an den Tag, daß Ihr derselbe Bursche seiet, der mich in der Wilsnacker Heide

aus den Händen der Räuber errettete. Er verschwur sich hoch und teuer, daß es ein Unglück gäb', wenn Ihr ihm unter die Augen treten würdet. Mich aber bedrohte er mit Verstoßung, wenn ich mir's beikommen ließ, ferner noch an Euch zu denken oder gar von Euch zu reden. Mit einem Schwur mußt' ich ihm versprechen, Euch, dem Feinde und Verderber seines Herrn, wie er sagte, von unserem künftigen Aufenthaltsort keine Nachricht zu geben. Wir schlichen nach der Übergabe der Burg auf Seitenwegen davon und zogen nach diesem Städtlein, wo wir still und zurückgezogen lebten. Ich bin während der langen Zeit wahrlich nicht auf Rosen gebettet gewesen; denn so freundlich und liebevoll wie früher wurde der Vater nie mehr gegen mich. Er konnt' mir den ihm gespielten Streich nicht vergessen und verfluchte oft die Stunde, da er mir des Juden Geschichte erzählt und die Stelle gezeigt hatte, wo dieser die Mauer durchbrach. Heiße Tränen hab' ich oft vergossen, daß ich dem alten, lieben Mann den Lebensabend so verbittern mußt'. Und doch konnt' und durft' ich nicht bereuen, was ich an Euch getan. — Ein wenig besser war's in unserm Haus, als Euer Ohm, dessen Schritte Gott wohl absichtlich hierhergelenkt, zu uns kam. Denn obgleich der Vater auch ihm als eben Eurem Ohm zu Anfang ein wenig zürnte, so gab sich solches doch rasch in der Folgezeit. Ja, er gewöhnte sich zuletzt so an den Umgang mit Meister Sporrmann, daß er nach mir nicht viel mehr fragte. Von Euch, Arnold, durft' aber auch Euer Ohm nie reden, wenn er den Vater nicht arg erzürnen wollt'. Ist's nicht so, Herr Jäger?"

„Ja, genau so", bestätigte der Greis.

„Na, dem Ohm wird solch Schweigen auch nicht sonderlich schwer gefallen sein", scherzte Arnold.

„Bist's auch eigentlich gar nicht wert, daß man viel Redens von dir macht", ging Hans Sporrmann auf den Scherz ein. „Hat wohl irgendein Menschenkind einen ärgeren Widersacher aufzuweisen, als ich an dir hab', Bursche? Ziehen wir nicht stets an verschiedenen Strängen? Bist du nicht auch einer von denen, die dem Nürn — — —, wollt' ich sagen, dem Markgrafen dienen und zu Füßen kriechen?"

„Zu Füßen kriech' ich ihm halt nicht," entgegnete Arnold halb im Ernſt, halb freundlch, „aber ihm dienen, ja, das tu' ich, und zwar mit Freuden."

„Weiß ja. Schweig nur!" gebot der Ohm mit einigermaßen verdüſtertem Geſicht. „Er wird ſich's nicht nehmen laſſen," ſetzte er in Gedanken hinzu, „dem Markgrafen trotz der fehlenden beiden Finger auch ferner ſo treu wie bisher zu dienen, wenn auch nicht eben als Schildknappe."

„Da wir jetzt einmal bei dem Thema ſind," fuhr Arnold fort „„ſo möcht' ich auch wohl deine Herzensmeinung in dieſer Sache hören, Margaret. Sag', was hältſt denn du von dem Herrn Markgrafen, meinem gnädigen Gebieter?"

„Ich? Ach, erlaßt mir die Antwort auf dieſe Frage, Arnold", bat das Mädchen. „Euer Ohm zürnt mir am Ende auch, wenn ich's unverhohlen ſage, wie es mir ums Herz iſt."

„Sprich, Mädel, wie dir der Schnabel gewachſen iſt, und was du magſt! Was kümmert's mich!" polterte Hans Sporrmann, der von der Jungfrau Erkenntnis nicht eben Erfreuliches für ſich erwartete.

„Nun, Margaret?" drängte Arnold.

„Euer Gebieter iſt ein lieber, braver Herr", brach da das Mädchen los. „Ich verehre ihn ſo ſehr wie Ihr, Arnold."

„Bravo, Margaret!" jubelte der Burſche und reichte der errötenden Jungfrau die Hand. „Glaub's, Mädel, daß ich ſolches aus deinem Munde vernehm', iſt mir eine rechte Freude! Du wirſt auch ſchon den edlen Fürſten, der wie ein Vater an mir gehandelt hat, noch beſſer kennen und noch höher ſchätzen lernen."

„Dacht' mir's, daß es ſo kommen würd'!" knurrte Hans in ſich hinein. „Nun meinetwegen, mich bekehren ſie nicht, obgleich ſie mir noch gar oft mit dringlichem Zureden zu Leibe geh'n werden." Laut ſetzte er hinzu: „Wollt ihr über das Thema des weiteren noch verhandeln, ſo will ich nicht ſtören. „Damit erhob er ſich, um ſich zu entfernen.

„Nicht doch, Ohm!" lachte aber Arnold und ergriff des Alten Hand. „Fürder ſoll meines Gebieters in Eurer Gegenwart mit keinem Worte mehr gedacht werden. Ich verſprech' es Euch."

„Na, endlich ein vernünftiges Wort!“ summte der Alte besänftigt.

„Ja, aber ebenso vernünftig wär's,“ entgegnete der übermütige, junge Geselle, „wenn Ihr Euch endlich rechtfertigen wolltet, warum nicht wenigstens Ihr mir Kunde über Euren Verbleib gegeben habt.“

„Margaret wird dir den Grund sagen“, belehrte Sporrmann den Neffen.

„Ich bin schuld daran,“ gestand Margaret, „daß es Euer Ohm nicht tat. Um meines Vaters willen bat ich ihn um die Verheimlichung. Vergebt es mir!“

„Aber wie seid Ihr denn unter der Margaret Dach geraten, Ohm?“ wandte sich hierauf Arnold wieder an diesen.

„Läßt sich mit wenigen Worten sagen“, erwiderte Sporrmann, indem er aufs neue Platz nahm. „Als ich vor nun fast Jahresfrist von dir Abschied genommen, da zog ich in die Welt hinein, wußt' selbst nicht wohin. Kam ich da von ungefähr zu dieser Stadt und traf, wie einst Elieser Rebekka, die Margaret allda am Brunnen. Die führte mich alsbald in ihres Vaters, des alten Wilkin, Haus. Nun hab' ich wohl das ganze Jahr her alle Tage wieder fortgewollt, und es ist doch nimmer dazugekommen. Wilkin hielt mich fast mit Gewalt zurück, das Mädel aber mit freundlichen Bitten. Was hatt' ich denn auch große Eile. Niemand auf der Welt kümmerte sich ja mehr um den alten Sporrmann, der als ein Sonderling und Brummbär gilt, weil er nicht, wie alle andern, den jetzigen Landesherrn mit anjubeln mag. So blieb ich denn immer von einer Zeit zur andern in diesem Haus. Als aber des Mädels Vater die Augen zutat, konnt' ich erst recht nicht abziehen. Das arme Ding stand ja nun so verlassen und vereinsamt in der Welt, daß ich's nicht übers Herz gebracht hätt', es auch im Stich zu lassen. Damit, Bursche, weißt du alles, was mich anlangt.“

„Ja, er weiß wohl nun alles, was uns betrifft, der Herr Knappe da“, sagte Margaret; „aber uns ließ er noch ganz im Dunkeln, wo er sich die lange Zeit herumgetrieben hat. Seht, Arnold, ich spitze die Ohren schon, und die Neugier stößt mir das Herz bald ab!“

Bereitwillig erzählte Arnold von seiner Reise nach Konstanz und was er dort Herrliches und Wunderbares gesehen und gehört hatte. Da flohen die Minuten so rasch dahin, als wären es Sekunden.

Sobald aber der Bursche seine Mitteilungen beendet hatte, beeilte er sich, dem Gebieter Kunde davon zu übermitteln, daß er dem Tode entronnen sei, und wo er zurzeit weile, damit sich der hohe Herr nicht etwa seines Knappen wegen Sorge mache. Margaret übernahm es, durch einen sicheren Boten die Nachricht an den die Pommern verfolgenden Kurfürsten gelangen zu lassen. — —

Einige Tage später, gerade als Arnold am Fenster stand und gedankenvoll ins Freie sah, kamen einige Reiter die Straße herab getrabt. Voraus ritt einer, dem man's ansah, daß er der andern Gebieter sei. Er erkundigte sich hier und da bei den Leuten, die an ihm vorüberkamen oder am Wege standen, um die stolzen Reiter zu sehen, nach etwas, was Arnold nicht hören konnte. Dem Burschen aber schlug das Herz fast hörbar in der Brust, denn der Reiter kam ihm wohlbekannt vor.

„Er ist's! Er ist's!“ jubelte er plötzlich, als jener dem Hause ein wenig näher kam. Gleich nachher eilte der Bursche zur Tür hinaus.

„Was hat doch der Bub'!“ brummte Hans Sporrmann, der nebst Margaret im Zimmer weilte und gleich dieser mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war.

Indem ertönte draußen eine dem greisen Jäger wohlbekannte kräftige, männliche Stimme.

„Da haben wir die Bescherung — der Markgraf — der Nürnberger!“ murmelte er finster vor sich hin. „Wär' doch nur ein Kämmerlein an dem Gemach, daß ich mich hineinflüchten und ihm aus dem Weg gehen könnt'. — Ei was, Torheit! — Hier hab' ich just ebensoviel zu sagen als er, und allzu lang will ich schon nicht verziehen. — Na, Mädel,“ fuhr er, zu Margaret gewendet, fort, „mach' einen schönen Knicks, wenn der „liebe brave Herr“ eintritt, den du ebensosehr hochhältst und ehrst als Arnold!“

Margaret war aufgesprungen. Tiefe Röte deckte ihr liebliches Antlitz.

Da wurde die Tür geöffnet, und herein trat Kurfürst Friedrich, seinen lieben Schildknappen an der Hand.

„Ah!“ rief er überrascht, als er Sporrmanns gewahr wurde, „da treffe ich ja einen alten Bekannten!“

„Allerdings, Herr“, entgegnete der greise Jägersmann finster, indem er sich erhob.

„Noch immer der alte Trotzkopf?!“ sagte der Markgraf, trotz solch verdrießlicher Antwort, freundlich.

„Wenn's Euch beliebt, Herr, mich so zu nennen, kann ich's nicht hindern; Ihr seid ja der Herr — Kurfürst!“

„Alter, komm, ich dächte, wir machten endlich unseren Frieden! Kannst du es denn gar nicht vergessen, daß dein Herr mein Feind war?“

„Schweigt von dergleichen, Herr, denn es ist zwecklos, davon zu reden“, wehrte Sporrmann ab. „Meinetwegen seid Ihr ja doch wohl nicht gekommen!“ Mit diesen Worten verließ der Eisenkopf in strammer Haltung das Gemach.

„Nun meinetwegen“, sagte der Fürst lächelnd; „solch Gestein läßt sich einmal nicht schmelzen. Auch ist's ja wahr, um dieses starrsinnigen Greises willen bin ich nicht gekommen, und er soll mir die Freude dieses Tages nicht verbittern.“

„Vergebt's ihm, gnädiger Herr“, bat Arnold.

„Ja, ja, ich vergebe es ihm, wie schon öfters, um deinetwillen, mein braver Bursche. — Aber wie ich sehe, befindest du dich auch noch in anderer, und wie mir's scheint, recht liebwerter und angenehmer Gesellschaft“, fügte er, nach Margaret lächelnd sich hinwendend, hinzu, die sich tief vor dem Fürsten, den sie zum erstenmal in solcher Nähe sah, verbeugte.

„Es ist das Mägdlein, hoher Herr,“ erklärte der Bursche errötend, „durch dessen Beistand ich aus Plaue entkam.“

„Ach, so!“ rief der Kurfürst überrascht. „Wie heißt sie doch gleich, die Jungfer?“

„Margaret Wolffen, hoher Herr“, antwortete die Jungfrau selbst.

„Ganz recht. Dein Vater war Vogt auf Plaue?“

„Jawohl, gnädigſter Herr.“

„Entſinne mich aber doch auch nicht gleich des Grundes, Kind, warum du ſo brav an dem Geſellen da handelteſt!“

„Arnold hatte mich als junges Blut in der Wilsnacker Heide aus den Händen ſchlimmer Leute errettet.“

„Richtig, ſo war es. Alſo aus Dankbarkeit vollbrachteſt du die edle Tat?“

„Ja — vor allem aus Dankbarkeit“, beſtätigte die Jungfrau errötend.

„Und ſonſt aus keinem andern Grunde?“ forſchte der Fürſt unter feinem Lächeln weiter.

„O doch,“ geſtand Margaret mit der ihr eigenen Offenherzigkeit, „weil ich auch ſo große Hochachtung vor ihm empfand. Sahen doch meine Augen noch nie vorher einen ſo kühnen und tapferen Burſchen.“

„Brav, Margaret! Nur immer offen und ehrlich! Aber auch recht haſt du. Selten mag man einem kühneren und tapferen, aber auch braveren Burſchen begegnen, als meinem getreuen Leib- und Schildknappen. — Nun, und du, Arnold?“ wandte er ſich lächelnd an dieſen. „Vergiltſt du Margaret, wie ſich's gebührt, Hochachtung mit Hochachtung? Es deucht mich ſchier, als ob ſolche Frage überflüſſig wäre.“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Arnold, „Margaret hat mich zweimal vom Tode errettet.“

„Zweimal, ſagſt du? Wo denn ſonſt noch als in Plaue?“

„Erinnert Euch, hoher Herr, daß in dieſer Straße und vor dieſem Haus der nächtliche, blutige Kampf entbrannte, der Ev[illegible] Leben ſo ſchwer bedrohte — —“

„Nun?“

„Margaret und der Ohm ſahen mich vom Pferd ſtürzen und haben mich, den die Hufe der Roſſe ſicher in kurzem zerſtampft haben würden, mit Gefahr ihres Lebens in Sicherheit gebracht.“

„Das Mädel ſcheint ja von einer höheren Macht zu deinem beſonderen Schutzengel erkoren zu ſein“, ſagte der Fürſt freundlich. „Und wie wollt Ihr es ihm lohnen, Herr Oberwachtmeiſter Seiner Gnaden des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg?“

„Wen meint mein Gebieter?“ fragte Arnold ein wenig verblüfft.

„Ist außer dir noch jemand in dem Gemache da, dem ich solchen Titel beilegen könnte?“ lachte der Markgraf.

„Oberwachtmeister bin ich aber doch nicht!“

„Nein, du bist es nicht, aber du sollst es sein von dieser Stunde an, wohlverstanden, mein ehemaliger Leibknappe und nunmehriger Oberwachtmeister?“

„Ihr scherzt, gnädigster Herr!“

„Keineswegs, Arnold“, versicherte der Fürst. „Viele Jahre standest du in treuer Anhänglichkeit zu mir und hast du mir Dienste erwiesen, die ich dir nimmer genugsam vergelten kann. Nimm den Posten, zu dem ich dich befördere, als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit einstweilen hin.“

„Gnädigster Herr — Ihr — überrascht mich — kommt meinen kühnsten Wünschen entgegen! O Dank — Dank!“ stotterte Arnold.

„Vergeßt nicht, Herr Oberwachtmeister,“ erinnerte in diesem Augenblick Margaret den jungen Mann, „daß Eure rechte Hand nur noch drei Finger zählt!“

„All ihr Heiligen!“ rief Arnold bestürzt. „Daran hab' ich allerdings jetzt nicht gedacht!“

„Was ist's denn mit deiner rechten Hand?“ fragte der Fürst besorgt.

„Ach, gnädigster Herr,“ erzählte der Bursche höchst niedergeschlagen, „die sakrischen Pommern haben mir da zwei Finger abgehauen. Ich befürcht' fast, daß ich nie wieder ein Schwert so fest und sicher werde führen können als bisher.“

„Bei St. Kilian, eine unliebsame Botschaft!“ sagte der Markgraf betroffen. „Dich treuen Diener künftig bei meinen Kriegszügen an meiner Seite zu missen, würde mir recht schwer ankommen.“

„Wenn's Euer Wunsch ist, bleib' ich trotzdem und trotzalledem ein Kriegsmann“, erklärte Arnold entschlossen. „Geht's nicht mehr mit der Rechten, dann übe ich mich halt, das Schwert mit der Linken zu führen.“

„Zeig' mir doch deine Hand“, gebot der Fürst; und Margaret beeilte sich, den Verband davonzunehmen.

„Nein, es geht nicht“, sagte der Kurfürst, als er die so schwer verletzte Hand sah, und blickte nachdenklich vor sich hin. „Mit solcher Verstümmelung kannst du unmöglich ein Kriegsmann bleiben, Arnold. Ich muß mich wohl oder übel dreinfügen, dich ferner nicht mehr beständig an meiner Seite zu sehen. Hm, ein arger Strich durch die Rechnung. Doch halt — es fällt mir da etwas ein! Du bist ja ein Jägersmann von Haus aus. Ist es mit dem Oberwachtmeister nichts, so klingt vielleicht auch der Titel: „Leibförster Seiner Gnaden des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg“ nicht übel. Na, Bursche, was meinst du dazu?“

„O Herr — Ihr überhäuft mich mit Güte!“ brachte Arnold mühsam hervor.

„Also bist du es zufrieden? Nun topp, so schlagt ein, Herr Leibförster!“

„Dank — Dank — gnädigster Herr!“

„Still, Arnold, du bist mir keinen Dank schuldig! Ist doch auch meinerseits ein wenig Eigennutz mit im Spiele; denn kannst du ferner im Kriege nicht mehr um mich sein, so doch in der Friedenszeit, beim lustigen Lärm des Jagens und beim stillen Pirschgang. Habe da auch gerade, wie mir zum Glücke eben einfiel, eine Stelle für dich, wahrlich nicht die schlechteste im Lande. Still im Walde, auf einem Hügel freundlich gelegen, befindet sich ein Jagdschlößchen. Der Förster, der es bisher bewohnte, ist vor einiger Zeit gestorben. Sag', möchtest du in das Schlößchen einziehen?“

„Ihr habt nur zu befehlen, gnädiger Herr“, sagte Arnold, der sich keine Mühe gab, seine Freude zu verbergen, und nebenbei einen leuchtenden Blick nach Margaret hinübergleiten ließ.

„Nun wohl, ich befehle es!“ gebot der Fürst freundlich und streckte dem Burschen seine Hand entgegen. „Ihr könnt in das Schloß einziehen, sobald Ihr wollt, Herr Leibförster, je eher, desto lieber. Nur eins mache ich zur Bedingung. Einen Junggesellenförster kann ich in dem Schlosse nicht brauchen. Wenn ich, wie öfters wohl geschehen wird, ihm einen Besuch abstattete, so muß mir an seiner Seite auch eine freundliche Frau Försterin entgegenkommen und mich hernach erquicken mit duftigem Wildbret und sonstigen Leckereien, wie sie Wald und Teich darbieten. Die Be-

dingung daher lautet: Ihr müßt sofort ein Weib nehmen, Herr Leibförster, sonst wird nichts aus der Sache! Nun, was sagt Ihr dazu?“

„Gnädigster Herr, ach — was soll ich sagen! — Kommt mir doch alles so rasch — so unerwartet — Ihr überrumpelt mich — —“

„Ei was!“ rief der Fürst lachend. „Fällt es dir so schwer, in Glücksſachen dich rasch zu entscheiden? Warst doch in trüber oder gefahrvoller Stunde stets rasch entschlossen?“

„Nun denn,“ sagte Arnold, sich ermannend, „Ihr mögt recht haben, gnädigster Herr, da mit der — mit der Frau Försterin! Und ich wüßt' wohl auch eine Jungfrau — die mir grad' recht wär' — als Frau Försterin. Aber ich weiß nicht — wie sie über die Sache denkt.“

„Du schielst dabei nach Margaret hin. Meinst du diese vielleicht?“ fragte der Fürst unter freundlichem Lächeln.

Arnold nickte nur, aber gar energisch.

„Nun, Margaret, wie steht's, was hast du auf die Äußerung deines Freundes zu erwidern?“ wandte sich der hohe Herr an die Jungfrau, indem er ihre Hand ergriff.

Margaret vermochte jedoch nicht zu reden; leises Schluchzen erstickte ihre Stimme, aber ihr liebliches Antlitz strahlte trotzdem von unsäglichem Glücke.

Da legte der Kurfürst beider Hände ineinander, und keines der Überglücklichen zog die seinige zurück.

„Seid glücklich, wie ihr's beide umeinander verdient habt“, sagte Markgraf Friedrich tief gerührt. — „Doch nun zur Hauptsache. Die Stunden sind mir knapp zugemessen. Um wichtige Angelegenheiten in Brandenburg zu ordnen, verließ ich das Heer. Wohl nur wenige Tage wird meines Bleibens dort sein. Länger als diese kurze Zeit darf auch mein Jagdschloß nicht ohne Schutz bleiben, und deshalb müßt ihr beide euch, wohl oder übel, gleich in diesen Tagen — zur Hochzeit bequemen. Wollt ihr oder wollt ihr nicht?“

„O gnädigster Herr — — —!“ riefen die Glücklichen wie aus einem Munde.

„Das ist zwar keine deutliche und bündige Antwort," sagte der Fürst lächelnd, „aber ich will sie für diesmal als vollgültig hinnehmen. So ordnet denn rasch eure Angelegenheiten! In einigen Tagen sehe ich euch in Brandenburg. Kümmert euch auch nicht, und zumal du, Margaret, wegen der Kürze der Zeit und wegen Beschaffung von Hausrat und anderem, denn für alles, was zum Hausstand und zu fröhlicher Hochzeit erforderlich ist, werde ich selbst Sorge tragen. Dafür müßt ihr es euch aber freilich gefallen lassen, daß ich mit zu euren Hochzeitsgästen zähle!" —

Nur etliche Tage später wand sich ein kleiner, aber nichtsdestoweniger gar feierlicher Hochzeitszug den Harlunger Berg bei Brandenburg hinan, auf dem eine schöne Kirche, die Marienkirche, die leider in späteren Jahrhunderten abgetragen worden ist, stand. Darin wurde Margaret Wolffen dem einstigen Leib- und Schildknappen, nunmehrigen Leibförster Seiner Gnaden des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, der selbst der Feierlichkeit beiwohnte, angetraut.

Der fürstliche Herr aber hat dem Paare versprochenermaßen eine Hochzeit ausgerichtet, an der auch er selber teilnahm, so prächtig, daß die guten Brandenburger noch lange davon geredet haben, am längsten freilich aber doch der Herr Leibförster Arnold Hagener und Margaret, seine junge Ehegattin. —

Nachdem die Feierlichkeiten beendet waren, nahmen die beiden Glücklichen unter heißen Tränen Abschied von dem Herrn und Gebieter und säumten nicht, die Stadt zu verlassen und in das zwar einsame, aber lieblich gelegene Jagdschlößchen überzusiedeln.

Hans Sporrmann hatte an der Hochzeitsfeierlichkeit nicht teilgenommen, aber wohl war er als stiller Zuschauer in die Marienkirche gekommen und hatte des Himmels reichsten Segen auf den Neffen und dessen Weib herabgefleht. Danach kehrte er nach Angermünde zurück, hat diese Stadt auch dann erst verlassen, als das Häuschen fertig war, das er sich in unmittelbarer Nähe des kurfürstlichen Jagdschlößchens erbauen ließ. Er mochte sich nicht trennen von den Geliebten, aber doch auch nicht in einem Hause wohnen, das dem Feinde seines Herrn gehörte. Da hauste er nun noch manches Jahr in der kleinen, unansehnlichen Hütte, der alte

Mann mit dem trotzigen, starren Sinn und dem edlen, treuen Herzen. Täglich aber besuchte er die jungen Eheleute und erfreute sich an deren Glück. Diese mochten über alles nur Denkbare mit ihm plaudern, aber ihres Wohltäters, des Kurfürsten Namen, durften sie nie in seiner Gegenwart aussprechen, wollten sie dem alten Trotzkopf die Laune nicht arg verderben.

Abschied von der Mark.

Welch ein Segen wäre es für die Mark Brandenburg gewesen, wenn Kurfürst Friedrich, wie er es so gern getan, ihr seine ganze Kraft und Tätigkeit unausgesetzt hätte widmen können! Aber so wohl wollte ihm leider das Schicksal nicht. Er hat der friedlichen und ruhigen Tage in seinem Leben wenige gehabt, der so friedlich gesinnte und friedliebende Herr. Er hat sein Dasein verbringen müssen in Mühen, Nöten und Sorgen, in schwerer Arbeit und blutigen Kämpfen bis fast an sein Lebensende.

Die Verurteilung des Märtyrers Johann Huß und dessen Freundes Hieronymus von Prag auf dem Konzil zu Konstanz hatte im Böhmerland eine furchtbare Aufregung hervorgerufen, denn die beiden Reformatoren standen dort in hohem Ansehen und waren von hoch und niedrig geliebt und geachtet. Der Böhmen Haß traf vor allem Kaiser Sigismund, der das dem Huß gegebene Versprechen des freien Geleites gering geachtet und nichts getan hatte, die grausame Hinrichtung der beiden Freunde zu verhindern. Als nun der so tief Erbitterten eigner König Wenzel, ein Bruder Kaiser Sigismunds, starb, und sein Land von Rechtes wegen dem letzteren zufiel, da weigerten sich die Böhmen, ihn als König anzuerkennen. Einmütig stand das ganze Land auf, und glühende Begeisterung erfüllte die Herzen alles Volks.

Der Kaiser erzürnte sich natürlich sehr ob solchen Widerstandes. Was ihm die Empörer nicht freiwillig gewähren mochten, das wollte er mit der Gewalt der Waffen gewinnen.

Vergebens riet Kurfürst Friedrich dem Erzürnten zur Nachgiebigkeit und Mäßigung; vergebens bat er ihn, sich mit dem Feinden in Unterhandlung einzulassen und einen Krieg zu vermeiden, der ebenso blutig zu werden drohe, als er unberechenbar in seinen Folgen sei. Aber der kaiserliche Herr hörte nicht auf den weisen und wohlgemeinten Rat, vielmehr bestand er darauf, das Schwert entscheiden zu lassen. So begann denn eine lange Kriegszeit mit so furchtbaren Folgen, wie die Geschichte dergleichen wenig verzeichnet hat: der Hussitenkrieg, der von 1420 bis 1436, mithin 16 Jahre währte und über einen Teil von Nord- und Mitteldeutschland Mord, Brand, Verwüstung und unsägliches Elend brachte.

Seiner Pflicht als Reichsfürst eingedenk, mußte auch Kurfürst Friedrich sich rüsten, die Sache des starrsinnigen Kaisers verfechten zu helfen; er tat es unter Seufzen und mit schwerem Herzen. Wäre er doch viel lieber daheim in seinem Lande geblieben, um das Wohlbefinden seiner Untertanen zu fördern. Aber gegen das Unabänderliche ließ sich nicht trotzen.

Und wahrlich, ungeachtet seines Widerwillens hat er dennoch mit Treue und voller Hingebung die Sache des kaiserlichen Herrn verfechten helfen.

Er ist's auch gewesen, der an der Spitze einer kleinen Schar tapferer Söhne der alten Reichsstadt Nürnberg des Reiches Heiligtümer: die Krone Karls des Großen, dessen Zepter, Schwert und Reichsapfel, das Eisen des Speeres, mit dem die Seite unseres Herrn und Heilands geöffnet wurde, und manches andere unter hartem Kampfe vor den gierigen Händen der Hussiten schützte.

Dies aber hat sich so zugetragen:

Die genannten Heiligtümer der deutschen Nation waren bis zur Zeit des Luxemburgers, Kaiser Karl IV., im deutschen Lande in den Städten Nürnberg oder Frankfurt am Main aufbewahrt worden. Karl gab den deutschen Kurfürsten das Versprechen, daß es mit den Kleinodien auch unter seiner Regierung so gehalten werden solle wie bisher. Aber er hat sein Wort nicht gehalten, wie es einem Fürsten geziemt.

Alles Glück und alle Gunst gönnte er allein seinem geliebten Böhmerlande. Dort an einem Flusse, Beraun genannt, hatte er sich ein stolzes Schloß erbaut, nach ihm selbst der „Karlstein“ geheißen. Diesem sollten des Deutschen Reiches Heiligtümer zu Schmuck und Zier gereichen. Gegen den Willen der Kurfürsten und der Nürnberger schaffte Karl die Kleinodien im Jahre 1350 auf den Karlstein. Dort befanden sie sich nun auch noch, als der Hussitenkrieg seinen Anfang nahm.

Nirgends aber hat dieser Krieg beim Beginn ärger gewütet, als in Böhmen. Und der Hussiten Gier, die deutschen Heiligtümer zu erobern, wuchs fast mit jedem Tage. Sie berannten den Karlstein, dem Kaiser Sigismund eine treue und tapfere Besatzung gegeben hatte, mit unbeschreiblicher Wut. Da ging es wie ein Schrei der Angst und des Schmerzes durch die deutschen Lande, daß die Zeit nicht mehr ferne scheine, da die Kleinodien den Hussiten in die Hände fallen würden. Vor allem tiefschmerzlich empfanden solch Kunde die braven Nürnberger. Ihrer Stadt gebührte ja die Aufbewahrung der Reichskleinodien, und ihr gebühre es darum auch am ersten, so meinten alle Bewohner, zu deren Schutz und Schirm die Hände zu regen. Alt und jung strömten herbei in Eisen und Waffen, und bald war ein Häuflein beieinander, zwar klein, aber kampf- und wagemutig. An dessen Spitze stellte sich Kurfürst Friedrich. Die Nürnberger jubelten ob solchen Führers. Anfangs September Anno 1422 zog das kleine Heer hin nach Böhmen, des Reiches Krone und Kleinodien zu retten.

Es war ein furchtbarer Weg. Die große Sünde von Kostnitz trug eben jetzt ihre schlimmsten Früchte — eine blutige Ernte. Überall im Böhmerland stellten sich den Tapferen Haufen blutgieriger Hussiten entgegen, jeder Schritt vorwärts mußte mit Kampf und Blut errungen werden — aber vorwärts ging es dennoch! Durch schlimmen, unbekannten Wald, über Strom und Gebirge, mitten durch die Feinde hindurch sind sie gedrungen, die Retter der deutschen Krone. Endlich haben sie den Karlstein zu Gesicht bekommen, wie einst das erste Kreuzheer die Zinnen der heiligen Stadt Jerusalem. Und dann hat ein Kämpfen und Ringen begonnen, wie es seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Die Böhmen haben des Reiches Krone nicht lassen mögen, die Deutschen aber

mußten ſie gewinnen. Sie haben mit Kolben und Schwert, mit Speer und Streitaxt gegen die Huſſiten geſtritten, und die Kronenwächter oben haben ihnen getreulich geholfen. Die Schlacht währte nicht lange — heulend ſuchten die noch lebenden Feinde das Weite. Und als ſich nun die eherne Pforte der Burg auftat, als der Hohenzoller, der das Heer für des Reiches Krone geführt hatte, die blutige Waffe ſenkte, und den Helm in der Hand hineinſchritt, um die Krone in ſeinen Schutz zu nehmen, da ſind ſelbſt den härteſten Kriegern Tränen der Freude in den Bart geträufelt.

Des Reiches Krone war gerettet. Aber es hat unſägliche Mühe und viel Blut gekoſtet, ſie auch ferner vor den Händen der Huſſiten zu bewahren. Sigismund ließ ſie nach der Blindenburg in Ungarn ſchaffen, wo ſie am Mittwoch vor Weihnachten 1422 anlangte. Erſt in der Faſtenzeit des Jahres 1424 kam ſie, mit unerhörtem Jubel empfangen nach Nürnberg zurück, wo ſie fürder blieb. —

Fort und fort wütete indeſſen der ſchreckliche Huſſitenkrieg.

Trotzdem Kurfürſt Friedrich dem Kaiſer mit 10 000 Mann zu Hilfe eilte und überhaupt viel zu deſſen Gunſten tat, nahm der Feldzug, wie es Friedrich vorhergeſehen, dennoch einen überaus unglücklichen Fortgang. Die kaiſerlichen Heere wurden von den wilden, fanatiſchen Huſſiten unter ihren Führern Ziska und Prokop geſchlagen, wo ſie mit ihnen zuſammentrafen.

Ja, die kaiſerlichen Kriegerſcharen packte ſchließlich ſchon Entſetzen, wenn ſie der grimmigen Feinde anſichtig wurden. Sie weigerten ſich in ſolchem Falle, zu kämpfen und ſuchten, die Waffen von ſich werfend, das Weite.

Anſtatt nach ſolchen Niederlagen zum Frieden ſich geneigt zu zeigen, ſtieg die Erbitterung Sigismunds nur noch mehr. Kniefällig mahnte wiederholt Kurfürſt Friedrich den kaiſerlichen Gönner zur Nachgiebigkeit. Aber alle Mühe war vergebens. Ein gewaltiges Reichsheer wurde zuſammengebracht und mit dem Oberbefehle Kurfürſt Friedrich betraut, deſſen Tapferkeit, Weisheit und Kriegserfahrenheit in allen deutſchen Landen gerühmt wurde. — Aber der Markgraf vermochte auch jetzt das Kriegsglück nicht auf des Kaiſers Seite zu lenken. Die Macht und der Fanatismus der Huſſiten nahmen noch fortwährend und mit jedem neuen

Tage zu, während den kaiserlichen Kriegerscharen die Begeisterung für die Sache abging, für die sie stritten. Obendrein war aber auch die Kriegszucht nicht, wie sie hätte sein sollen. Daher Mißerfolge und Niederlagen.

Die Hussiten beschränkten sich längst nicht mehr auf die Verteidigung ihres eigenen Landes, sondern fielen mit verheerendem Ungestüm in die Nachbargebiete ein. Hier haben sie gräßlich gewütet und furchtbares Elend verbreitet. Kein regelrechter Krieg war es mehr, sondern ein Wüten, so wild und grauenhaft, daß für alle die Lande, in welche die Unholde einbrachen, der Untergang herangekommen schien. Im wüsten Brandschutt lagen die Dörfer und Städte ringsumher. Die Felder waren von Tier- und Menschenleichen bedeckt, und die Sonne bleichte die umhergestreuten Knochen. Bei Tage bezeichnete eine Rauchwolke, bei Nacht eine Feuersäule der wilden Hussiten Weg. Allerorten herrschten Jammer und Elend sondergleichen! Freilich vermochte Friedrich zu seinem größten Leidwesen trotz alles Bemühens nicht, dem greulichen Treiben einen Damm entgegenzusetzen. Auch seine eigenen Lande wurden von den böhmischen Horden schwer heimgesucht; an ihm, dem Oberfeldherrn der kaiserlichen Truppen, wollten die Feinde ja vor allem ihre Rache kühlen.

Aber selbst so schweres und andauerndes Unglück vermochte des Kaisers Starrsinn nicht zu brechen. Er bot vielmehr die letzte Kraft auf, der Rebellen Herr zu werden. Abermals wurde ein Kriegsheer gesammelt, größer als alle vorigen, man spricht von 130 000 Mann, und wiederum wurde es unter Kurfürst Friedrichs Oberbefehl gestellt. Aber auch dies gewaltige Heer wurde von den Hussiten aus dem Felde geschlagen. Die Verwirrung war am entscheidenden Tage so groß, daß der Held, der aus so vielen Kämpfen siegreich hervorgegangen war, sich in die Flucht mit hineingerissen sah.

Eine trübe, entsetzliche Zeit folgte für die deutschen Lande nach diesem neuen Unfalle, vor allem aber für die Mark Brandenburg. Um abermals Rache an dem Feldherrn des Kaisers zu nehmen, drangen die hussitischen Banden mordend und plündernd, sengend und brennend in die Lande des Markgrafen ein, wo wiederum in Menge eingeäscherte Dörfer und Städte ihren Weg bezeichneten.

Endlich aber setzte die stark befestigte Stadt Bernau ihrem weiteren Vordringen einen Damm entgegen. Die braven Bernauer hielten den Feind so lange auf, bis der Sohn Friedrichs, der nachmalige Kurfürst Friedrich II., auch der „Eiserne“ genannt, mit einem rasch gesammelten Heere zu Hilfe eilen konnte. Der feurige, neuzehnjährige Jüngling, der tapfere Sohn eines tapferen Vaters, schlug die Feinde so aufs Haupt, daß sie sich eiligst zur Flucht bequemen mußten. Der Kurfürst aber blieb ihm auf der Ferse, bis sie aus dem Lande hinausgedrängt waren. — Noch heute zeigt Bernau erbeutete Waffen der grimmigen Hussiten. Dies war und blieb aber auch der einzige Erfolg, den die deutschen Waffen zu erringen vermochten. Aufs neue betraten die Hussiten die Siegesbahn, und Niederlage auf Niederlage folgte wieder für die Kaiserlichen.

Da erklärte Kurfürst Friedrich dem Kaiser offen und unverhohlen, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Ratschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten“. Leider viel zu spät stimmte dieser Ansicht der Kaiser jetzt auch bei. Nun begann auf Friedrichs dringenden Rat auf dem Konzil zu Basel die Friedensverhandlungen mit den Feinden. (1436). Den unablässigen und eifrigen Bemühungen des Kurfürsten gelang es endlich, den Friedensschluß herbeizuführen. Kaiser Sigismund wurde König von Böhmen, starb aber schon im folgenden Jahre (1437). Und nun war auch der deutsche Kaiserthron erledigt. So groß zeigte sich der deutschen Reichsfürsten Zutrauen zu dem Kurfürsten von Brandenburg, daß sie ihn für würdig erachteten, Sigismunds Nachfolger zu werden. Aber danach stand des bescheidenen Fürsten Sinn nicht; er lenkte die Wahl von sich ab und auf den jugendlichen Albrecht von Österreich. —

Nun der Frieden seine Segnungen über das Deutsche Reich wieder ausschüttete, gab sich auch Kurfürst Friedrich den Werken des Friedens aufs neue hin. Noch vieles Gute hat er in seinen Landen geschaffen und manche Wunde geheilt, die der Krieg geschlagen. Lag ihm doch nichts so sehr am Herzen, als das Wohl seines Landes. In seinem edlen Trachten und Streben stand ihm seine Gemahlin Elisabeth fördernd und helfend zur Seite, nicht minder auch seine mittlerweile zu kräftigen Männern herangewachsenen Söhne. — Wie hoch die Meinung der Zeitgenossen

den Markgrafen wertete, besagt eine alte Chronik, darinnen es heißt, er sei unter den Fürsten seiner Zeit der Morgenstern inmitten düsterer Wolken gewesen, der seine Strahlen nach allen Seiten hin aussendet. —

Kurfürst Friedrich wird geschildert als ein ritterlicher Herr und einer der schönsten Männer seiner Zeit, ein Bild von Kraft und Anmut. Sein Antlitz war mild und bekundete den Adel seiner Seele, die Klarheit seines Denkens, wie die Kraft seines Wollens. Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Bescheidenheit, Wahrheitsliebe, Freigebigkeit, nie wankendes Gottvertrauen und nie ermüdender Fleiß in Erfüllung der Pflichten seines hohen Berufes, das waren die Tugenden, die ihn zierten, die ihn der Mitwelt teuer und der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben. — Sein Geist konnte für jene Zeiten als hochgebildet gelten. Außer der deutschen war Friedrich der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig; dabei besaß er eine seltene Rednergabe.

In den wenigen Mußestunden, die ihm Regierungssorgen und Arbeit ließen, beschäftigte er sich eifrig mit dem Lesen von Geschichts- und Dichterwerken sowie auch von Erbauungsschriften; selbst auf seinen Kriegsfahrten begleiteten ihn die Annalen des Tacitus und unter den Dichterwerken namentlich Petrarcas Gesänge. —

War es ein Wunder, daß es wie ein Klagegeschrei durch die Marken hallte, als die Kunde ruchbar wurde, Kurfürst Friedrich beabsichtige, das Land, dessen Regierung er bereits in die Hände seines ältesten Sohnes gelegt hatte, auf immer zu verlassen, um den Abend seines Lebens in seinem fränkischen Stammlande zu verbringen? — Vor allem hart traf die Botschaft den Förster Hagener und dessen Weib. Diese mochten an deren Wahrheit gar nicht glauben, taten dies auch nicht eher, als bis ein besonderer Bote des Kurfürsten im Jagdschlosse eintraf und den Leibjäger aufforderte, sich bereitzuhalten, den Kurfürsten am kommenden Tage bis zur Landesgrenze zu geleiten.

Da blieb nun kein Zweifel mehr.

Der traurigsten Tage einer, während ihres vielbewegten Lebens, war dieser Tag für Arnold Hagener und seine Lieben.

Mit Armbrust, Jagdspieß und Jagdmesser gerüstet harrte der kurfürstliche Leibjäger vor dem Jagdschlosse der Ankunft des hochverehrten Gebieters. Magaret lehnte an seiner Schulter; einige bausbackige Buben aber, der beiden Kinder, sprangen auf dem Wege hin und her, von wo der Kurfürst kommen mußte.

„Mir ist's, als ob die Sonne versinken wolle, um nie wieder aufzugehen", klagte der Förster.

„Und mir," setzte Margaret hinzu, „als ob unser und des Landes Schutzgeist auf immer von uns wiche."

Eben rannten die Buben atemlos daher. „Er kommt!" schrien sie lustig. Ach, sie wußten nicht, wieviel heute ihre Eltern verloren! —

Bald stand Kurfürst Friedrich vor den Försterseuten. Tiefe Wehmut lag auf seinen Zügen. Er hatte doch im Laufe der Zeit die sandigen Marken, trotz aller Sorgen und Mühen, die sie ihm verursacht hatten, liebgewonnen.

Er streckte dem Jäger die Hand entgegen, und auch Margaret. Diese vermochte nicht zu reden, denn Tränen erstickten ihre Stimme.

„Ein müder, der Ruhe bedürftiger Arbeiter will von seinem Felde heimkehren zur heimatlichen Hütte!" scherzte der Kurfürst unter wehmütigem Lächeln. „Willst du ihm ein Stück seines Weges das Geleite geben, mein treuer Gefährte hoffnungsreicher, jüngerer Jahre?"

„Seelensgern, Herr", sagte Arnold Hagener, aber es zuckte um seinen Mund, als ob ihm das „gern" recht schwer angekommen wäre; daher fügte er gleich gar traurig hinzu: „Lieber wär's mir freilich gewesen, wenn Ihr nimmer dies Land verlassen hättet, gnädigster Herr!"

„Will es andern überlassen, das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe — begonnen unter unsäglichen Mühen und Sorgen", entgegnete der Kurfürst und sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder.

„Ja, das habt Ihr, hoher Herr; weiß es ja am besten!"

stimmte der Jäger bei. „Doch die Früchte Eurer Aussaat sind auch nicht ausgeblieben.“

„Was ich getan, ist immerhin nur ein Anfang.“

„Aber halt ein gewaltiger.“

„Die langen blutigen Kriege haben stets aufs neue wieder dem Lande Wunden geschlagen, die ich nur zum Teil heilen konnte.“

„Die Zeit wird die andern heilen, gnädigster Herr. Ihr habt fürwahr das mögliche getan, um alles zum Guten zu wenden.“

„Gewiß, das mögliche! Und dies ist mein Trost.“

„Und habt Euch des Landes Dank und Hochachtung erworben, wie kein anderer Fürst dieses Landes vor Euch.“

„Die Verständigen wenigstens sehen es ein, daß ich den guten, redlichen Willen mitbrachte, meiner Untertanen Glück zu begründen!“

„Und wahrlich, solches habt Ihr auch wirklich, gnädiger Herr!“ rief der Jägersmann begeistert. „Denk' ich so daran, wie's stand im Lande, bevor Ihr es betratet, so stehen mir die Haare zu Berge.“ —

„Es war mit Recht das verrufenste Land im ganzen Deutschen Reiche; ich habe es gründlich erfahren“, unterbrach ihn der Fürst.

„Und wie ist's jetzt?“ fuhr Hagener fort. „Die Burgen des Raubadels sind gebrochen; Wälder und Heiden sind gesäubert von Räubern und schlechtem Gesindel. Sicher und unbelästigt mag der Reisende jetzt auf dem Wege ziehen, wo ihn früher Beraubung, Gefangenschaft und Tod bedrohten. Heilsame Gesetze halten Ruhe und Ordnung aufrecht; der Ärmste und Verachtetste findet so gut sein Recht als der Reichste und Angesehenste. Ach, ich könnte noch ungezähltes Gute aufführen, das Ihr geschaffen in diesen Landen.“

„Laß es nur“, lächelte der Fürst. „Deine Aussage ist überdies nicht unparteiisch.“

„'s ist aber das Urteil des ganzen Landes“, beharrte der Jägersmann.

„Ich danke dir für ſolch gute Meinung. — Doch komm, laß uns nun nicht länger zögern, denn ich möchte heute noch ein gutes Stück meines weiten Weges zurücklegen.“

„Ich bin bereit“, erklärte der Jägersmann und winkte tränenſchweren Blickes Weib und Kinder herbei.

„Lebt wohl, Frau Förſterin!“ ſagte der Fürſt und reichte Margaret die Rechte.

„Lebt wohl, hoher Herr!“ liſpelte dieſe mit von Schluchzen erſtickter Stimme und küßte wiederholt des Gebieters Hand.

„Ade, ihr Buben!“ wandte dieſer ſich nun noch an die beiden Knaben. „Werdet dereinſt ſo brav und rechtſchaffen wie eure Eltern — hört ihr?“ Seine Stimme ſtockte bei den letzten Worten.

Raſch riß er ſein Roß herum. Bald war er, von Arnold Hagener und den übrigen gefolgt, zwiſchen den Bäumen verſchwunden.

„Wir ſeh'n ihn nie wieder — welch trauriger Gedanke!“ weinte Margaret und verbarg ihr Antlitz in beiden Händen. Auch die Buben wiſchten ihre Augen und vergaßen einen Augenblick ihrer Jugendart. —

Als wenn trotz aller Eile eine heimliche Gewalt den Kurfürſten an den Boden der Mark feſthielt: es bewegte ſich der kleine Reiſezug nicht übermäßig raſch durch den Wald hin. Stand da unweit des Weges auf einem kleinen Hügel eine mächtige Eiche, und unter der Eiche wölbte ſich ein Grabhügel. Auf dieſem aber erhob ſich ein Kreuzlein, an dem ein friſcher Blumenkranz hing.

„Wer ruht in dem Grabe?“ fragte der Fürſt ſeinen Begleiter und hielt einen Augenblick am Wege.

„Ein alter Jägersmann“, antwortete Arnold, und es zuckte wie tiefe Wehmut über ſein Antlitz hin. „Ihr habt ihn auch gar wohl gekannt im Leben, gnädiger Herr.“

„Dein Oheim!?“ rief der Kurfürſt höchlichſt überraſcht.

„Mein Ohm, hoher Herr.“

„Wann ſtarb er denn?“

„Schon etliche Monate iſt's her.“

„Und erſt jetzt erfahre ich dies?“

„Es war des Seligen Wille, Euer Gnaden.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Der Ohm gebot uns, ſeiner in Euer Gegenwart nur dann zu gedenken, wenn Ihr ſelbſt nach ihm fragen würdet.“

„Sonderbarer Kauz! — Er war der merkwürdigſten Menſchen einer, die ich kennengelernt habe“, beteuerte der Fürſt.

„Ja; aber bieder, treu und rechtſchaffen“, ſetzte der Förſter hinzu.

„Gewiß! Ein eiſenhartes, aber treues und redliches Herz ſchlug in ſeiner Bruſt. Hätte ich doch viel darum gegeben, wär' mir's gelungen, ihn für mich zu gewinnen.“

„Ihr habt den Ohm doch noch für Euch gewonnen, hoher Herr. Jetzt darf ich's Euch ſchon ſagen.“

„Wie meinſt du das?“ fragte der Kurfürſt aufhorchend.

„Der herannahende Tod“, erzählte Arnold, „brach die eiſerne Rinde, die im Leben das Herz des Ohms umſchloſſen hielt. Auf dem Sterbebette erkannte er's an, daß Ihr — nun, daß Ihr eben ſeid, was Ihr ſeid. Worte des Segens und der Verſöhnung entquollen ſeinen bleichen Lippen.“

„Fürwahr, dies zu vernehmen, verurſacht mir eine wahre Herzensfreude!“ erwiderte der Fürſt tief gerührt. „Und wie war ſein Tod?“

„Leider ebenſo ſchmerzhaft als ſein Leben ſtürmiſch und bewegt geweſen iſt. Die Kopfwunde, die er im Kampfe für ſeinen Herrn davongetragen hatte, brach wieder auf und führte ihn raſch dem Grabe zu“, berichtete der Jägersmann und gab ſich keine Mühe, die in ſein Auge ſich ſtehlende Träne zu verbergen.

„Und hier im ſtillen, einſamen Walde haſt du ihn begraben!?“

„Er woll's ſo. Wo er den größten Teil ſeines Lebens verbracht, mocht' er auch ruhen im Tod, der gute, liebe Ohm. Er hat ſich das Plätzchen dort ſelbſt erwählt.“

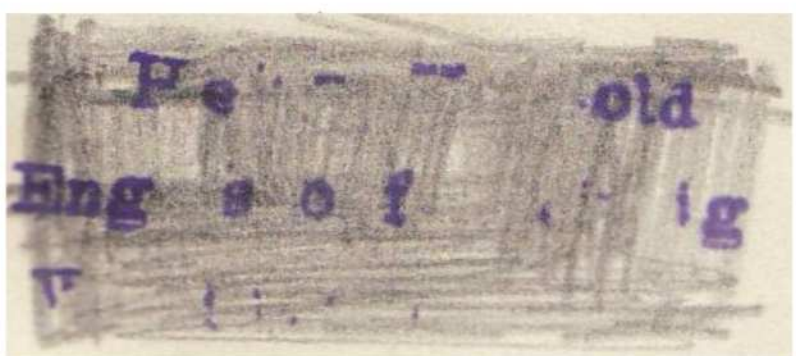
„Ruhe ſanft, alter ehrlicher Märker!“ ſagte Kurfürſt Friedrich leiſe und wandte ſich alsdann, ſeinen Weg fortzuſetzen. — — —

Andern Tags erreichte er die Grenze ſeines kleinen Reiches. Bevor er ſie aber überſchritt, ſtieg er vom Roſſe, beugte die Knie und flehte in ſtillem, inbrünſtigem Gebete zum Herrn der Welten um Wachſen und Gedeihen ſeines Landes und ſeines Hauſes, jetzo und in allen ſpäteren Zeiten.

Als der Fürſt gebetet hatte, erhob er ſich und ſchaute lange ſtill und wehmutsvoll auf das Land zurück, das er jetzt — wohl für immer — zu verlaſſen im Begriffe ſtand.

„Es iſt ja in guter Hand!“ murmelte er alsdann leiſe und ſich ſelbſt ermutigend vor ſich hin.

Förſter Hagener ſtand indeſſen ſtill beiſeite. Die Trennungsſtunde hatte geſchlagen. Er kämpfte mit ſeinem Schmerze wie ein Mann, aber der Schmerz war diesmal ſtärker als der Mann. Der feſte, abgehärtete Jäger weinte und ſchluchzte wie ein Kind, als der Kurfürſt raſch zu ihm herantrat. Da vermochte auch letzterer nicht zu ſprechen vor inniger und tiefer Rührung. Er preßte den treuen Diener, der ſeinem Herzen ſo wert und teuer war, einen Augenblick an die Bruſt und küßte ihn. Dann ſchwang er ſich raſch aufs Roß und ritt, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, eilig davon.

Als von den Staubwolken, die der Reiter Roſſe aufwirbelten, die letzte den Augen des Jägers in der Ferne entſchwunden war, da kehrte er ſtill und betrübten Herzens zurück zu Weib und Kind. —

Arnold Hagener iſt dem neuen, ebenfalls gar wackeren Gebieter, Kurfürſt Friedrich dem Eiſernen, noch viele Jahre ein ebenſo treuer und eifriger Diener geweſen als deſſen Vater; aber es gehörte doch ſein Herz und ſeine Liebe vor allem und bis ans Ende ſeiner Tage — dem erſten Kurfürſten von Brandenburg.